

von

Bertha Mathé.


VELUT
ARBOR
ÆVO





Drei Schwestern.

Von

Bertha Mathé.



Stuttgart.

Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer.

Meiner geliebten Schwester von
Ihrem treuen Bruder
Otto.

Troppau, Weihnachten 1913.

Vorwort.

Bei ihrer ersten Wanderung durch die Welt wurde meinen „Drei Schwestern" eine über Hoffen und Erwarten freundliche Aufnahme zu teil, die Kritik zollte ihnen einstimmig Lob und sie erfreuten sich bald großer Beliebtheit. Das ehrendste Zeugnis aber wurde ihnen von Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Großherzogin Luise von Baden ausgestellt. In einem huldvollen Schreiben der hohen Frau lautet ein gewichtiger Ausspruch: Die Aufgabe, die Sie sich in dieser Erzählung gestellt haben: die Widerstandsfähigkeit der auf wahrer Religiosität gegründeten Charakterbildung im Kampfe des Lebens zur Anschauung zu bringen, haben Sie nach dem Urteile von Sachverständigen in höchst befriedigender Weise gelöst, und so wird Ihr Werk gewiß auch die segensreiche Wirkung üben, welche Ihrem bereits in früheren Arbeiten dargelegten, so anerkennenswerten Streben entspricht ꝛc.

Durch solche Anerkennung und frohe Erfahrung ermutigt, lasse ich die „Drei Schwestern" nun zum vierten Male ihre Straße ziehen, hoffend, daß sich

ihnen wiederum viele Häuser öffnen, viele Herzen zuwenden, ja, daß man ihnen gerne ein bescheidenes Plätzchen unter dem strahlenden Tannenbaum anweisen werde, zumal unsere Litteratur gerade keinen Überfluß aufweist an Lektüre, die, wie die „Drei Schwestern", besonders für ein Alter passend ist, wo die Töchter zwar der Schule entwachsen sind, aber das Leben von seiner ernsten Seite meistens noch nicht kennen gelernt haben.

Das knappere und schönere Gewand, in dem die „Drei Schwestern" diesmal erscheinen, macht vielleicht ihre Einführung noch leichter als früher. Gott wolle ihnen auch ferner ein segenvolles Geleite geben!

Mergentheim, im Oktober 1896.

Bertha Mathé

geb. Hüffell.

Heimatlos.

Das Gerücht von dem Bankerott der alten angesehenen Firma Barndorf in K...., das sich an einem Morgen des Jahres 1867 wie ein Lauffeuer verbreitete, rief in allen Schichten der Bevölkerung Staunen, Bedauern und Bestürzung hervor. Barndorf, Chef einer der bedeutendsten Seidenfabriken, war einer jener Menschen, die sich durch humanes Benehmen gegen Untergebene, durch Gradheit und Zuverlässigkeit im Verkehre mit ihresgleichen, durch Gediegenheit des Charakters, Biederkeit und Noblesse der Gesinnung, die allgemeinste Zuneigung und Achtung zu erwerben wissen. Niemand hatte im ersten Augenblick der Neuigkeit Glauben geschenkt, bis die Thatsache der Einstellung der Zahlungen und Entlassung sämtlicher Arbeiter keinem Zweifel mehr Raum ließ.

Zwei Tage hatte die bedauerliche Katastrophe fast ausschließlich den Gegenstand des allgemeinen Tagesgesprächs gebildet, und noch war dasselbe nicht erschöpft, als die traurige Kunde von dem plötzlichen Hinscheiden des Fabrikanten die Stadt in neue Aufregung versetzte. Jetzt zeigte sich's erst recht augenfällig, welche große Zahl von Freunden und Verehrern der Verstorbene besessen hatte und wie groß die Liebe war, die er sich bei seinen Arbeitern

und den Armen der Stadt durch seine Güte, Humanität und Mildthätigkeit erworben hatte.

Was wird aus den beklagenswerten drei Töchtern werden, fragte man sich, die in Glanz und Reichtum aufgewachsen, durch die traurigste Wendung des Schicksals, sich nun auf die Barmherzigkeit weitläufiger Verwandten angewiesen sehen? Wie werden sie, vom Gipfel des Glückes und Ansehens jäh herabgestürzt, ohne schwere Demütigungen und Entbehrungen durchs Leben kommen? Daß Barndorfs wenig nähere Angehörige besaßen, war bekannt, ebenso, daß die Mädchen in edelmütigster Weise, mit aller Entschiedenheit erklärt hatten, keinen Pfennig von ihrem mütterlichen Vermögen für sich behalten, sondern dieses ungeschmälert den Gläubigern überlassen zu wollen.

Das Begräbnis Barndorfs fand nach seinem letzten Willen ohne jegliches Gepränge statt. Es erhielt jedoch durch die außerordentliche Beteiligung der Einwohnerschaft einen Charakter von Großartigkeit, wie dies in solcher Weise nur selten vorzukommen pflegt. Hoch und nieder, jung wie alt wollte dem Dahingeschiedenen die letzte Ehre erweisen; eine dichtgedrängte Menge füllte die Straße, in welcher das Haus des Verstorbenen stand. Es war jedoch kein kostbarer, mit Silber reich ausgelegter Sarg, den die Träger hinaustrugen, nur reiche Kränze von Laub und Blüten schmückten ihn, die von Freundeshand als letztes Liebeszeichen gesendet worden waren. Ergreifend war der Moment, als der Leichenzug sich in Bewegung setzte, viele Augen wurden da feucht. „Alles

Fleisch ist Heu und alle Herrlichkeit der Menschen wie des Grases Blume," dieses Wort des Sehers hatte sich hier erfüllt, und wurde in den Herzen wach, hallte noch nach, als der Leichenzug den Blicken der Nachschauenden entschwunden war.

* * *

In einem reizend ausgestatteten Zimmer, in der dritten Etage des Hauses, aus welchem vor wenigen Tagen der Vater für immer geschieden war, sitzt zur Zeit der Dämmerung die älteste Tochter des Hauses, Leonore, vor einem geschnitzten Schreibtische. Ein Kleid von zartem, feinem, schwarzem Wollstoffe schmiegt sich fest um die schlanke, hohe Gestalt, das Gesicht, im Profil uns zugewendet und auf einen Arm gestützt, erinnert durch seine edlen Formen an die Antike. Zu dem rabenschwarzen Haare bildet ein blaues Augenpaar, mit geheimnisvoller Tiefe und langen seidenen Wimpern einen wunderbaren Kontrast. Die Gesichtsfarbe, abwechselnd bald blaß, bald mit dem Rot der Seemuschel gefärbt, oder von der sanften Schattierung des Rosenblatts, ist so durchsichtig und rein, daß man nicht sagen konnte, was von beidem ihren Reiz am meisten erhöhte. Lange sitzt Leonore ohne jegliche Bewegung; dann hebt ein tiefer Seufzer ihre Brust, sie wirft in plötzlichem Impulse den Kopf zurück, faltet mit nervöser Hast einen neben ihr liegenden Brief, schreibt mit festen Zügen die Adresse und versiegelt ihn. Als der schwarze Lack auf das Couvert herabträufelt, rollt eine heiße Thräne über die mit tiefer Bläße überzogene Wange. Rasch

diese wegwischend, spricht sie, wie um sich selbst zu ermutigen und zu beruhigen, leise vor sich hin: „Nur keine Schwäche, es muß nun einmal sein, weshalb schwanken?“ und drückt das silberne Petschaft fest auf das Siegel. „Jetzt ist's geschehen,“ setzt sie in bebendem Tone, mit wehmutsvoller Miene hinzu. „Du schwarzer Tropfen besiegelst einen Entschluß, der die süßesten Hoffnungen vernichtet, der ein heiliges Band zerreißt, und die Zukunft, die lieblich verheißend vor mir lag, in eine unsichere, vielleicht düstere und freudlose verwandelt. Werde ich's am Ende zu bereuen haben, was ich soeben gethan? Vielleicht! Allein, wer bürgt mir dafür, daß, wenn ich meinem Schicksale nicht diese Wendung gebe, meiner nicht eine weit qualvollere Reue einstens wartet? Der Mensch ist seines Glückes Schmied, darum mutig voran und nicht verzagt!“

Mit diesen Worten richtete sie sich hoch auf, schritt an die Thür, zog die Glocke und sagte, dem eintretenden Diener den Brief übergebend: „Besorgen Sie ihn sogleich, Johann!“ —

„Ganz wohl, Fräulein Leonore,“ erwiderte der Diener respektvoll, indem er sich entfernte.

Die Hand fest aufs heftig pochende Herz gedrückt, schritt Leonore hierauf ans Fenster, ließ sich auf einen Sessel nieder und schaute in die mondbeleuchtete Nacht hinaus. Ihr Inneres war aufs höchste erregt; sie konnte sich einer peinlichen Unruhe nicht erwehren, indem sie über das Geschehene weiter nachdachte, durch welches sie, ohne göttlichen Rat oder den ihrer Angehörigen, nach eigenem

Ermessen in ihr Schicksal eingegriffen und eine folgen=schwere Wendung herbeigeführt hatte. Leonore war von Kindheit auf ihren eigenen Weg gegangen; man konnte schon frühzeitig eine gewisse Eigentümlichkeit in ihrem Wesen und Benehmen wahrnehmen. Nur selten sah man sie an den Plaudereien und Spielen ihrer Schwestern und Gespielinnen teilnehmen; so oft sie konnte, sonderte sie sich ab, um in irgend einem Verstecke ihren Gedanken nach=zuhängen und stundenlang sich mit dem Lesen von Büchern zu beschäftigen, welche ihrer Phantasie am meisten Nah=rung boten: Romane und Sagen. Das Geheimnisvolle und Edle, das Ritterliche und Starke, das Romantische und Phantastische übte eine zauberhafte Gewalt auf des Mädchens Sinn. Glücklicherweise mischten sich keine un=reine Gefühle in den Kreis ihrer Gedankenwelt, ihre Eltern wachten auch mit aller Strenge darüber, daß keinerlei ver=derbliche Lektüre in ihre Hand kam. Leonore war auf diese Weise unter treuer elterlicher Liebe und Fürsorge zu dem Alter der Jungfräulichkeit herangereift, als ein Ereignis eintrat, welches sie auf einige Zeit auf fremden Boden versetzen sollte. Der Bruder der Frau Barndorff,

Obertribunalrat in Berlin — hatte das Schicksal, seine Frau infolge nervösen Leidens einer Gemütsverstimmung verfallen zu sehen, die zu schweren Sorgen Anlaß gab. In einem sehr dringenden Schreiben bat er deshalb seine Schwester und seinen Schwager um Leonorens Besuch auf einige Monate, indem sowohl die Aerzte, als er, daraus für seine Frau das Beste erhofften. Auf Leonore übte

das Schreiben eine zündende Wirkung. Sie jauchzte über diese Einladung, die ihr die Möglichkeit in nahe Aussicht stellte, endlich einmal in der großen Stadt ihr Sehnen nach Neuem, Interessantem, nach Romantischem zu stillen. Obgleich es ihrer Mutter einen schweren Entschluß kostete, ihr Kind fremden Händen zu übergeben, besiegte doch die Rücksicht auf des Bruders Lage und dringende Bitten ihre Bedenken. Sie willigte nach langem Überlegen unter der Bedingung ein, daß Leonore, sobald eine Besserung im Befinden ihrer Tante eingetreten, dem elterlichen Hause zurückgegeben werden sollte.

Leonore reiste in Begleitung einer bekannten Dame nach Berlin und schrieb nach kurzer Zeit einen überglücklichen Brief. Sie fühlte sich wie eine Tochter im Hause ihres Oheims, und schwamm bereits mitten im Strudel des gesellschaftlichen Lebens. Fremde, Künstler, Schauspieler und Gelehrte fanden in des Oheims Hause stets gastfreundliche Aufnahme, sie fühlten sich von der liebenswürdigen Familie angezogen und Leonore trug nun nicht wenig dazu bei, den Reiz des geselligen Lebens zu erhöhen. Als ein neues Gestirn, zog sie alsbald aller Augen auf sich. Obgleich sich ihrer äußeren hohen Vorzüge bewußt und Wert auf Schönheit legend, besaß Leonore in ihrem Wesen und Benehmen etwas Gediegenes, Charaktervolles, das sie vorteilhaft vor oberflächlichen, eitlen und gefallsüchtigen Mädchen auszeichnete. In betreff ihrer Zukunft, oder besser gesagt einer Versorgung machte sie eine Ausnahme unter vielen unter ihren Altersgenossinnen.

Der Gedanke daran lag ihr gänzlich fern und aus dem Gesagten ist der Schluß zu ziehen, daß es vergebliche Mühe gewesen wäre, mit Huldigungen und Schmeicheleien gewöhnlicher Art ihr Herz erobern zu wollen. Eines Tages trat ihr Oheim in den Salon, einen Brief in der Hand haltend, der einen Heiratsantrag eines älteren Herrn von altem Adel und enormem Reichtum enthielt, dessen Bekanntschaft Leonore in letzter Zeit gemacht hatte. Leonore hinderte ihren Onkel nicht, ihr das Schreiben wörtlich bis zu Ende vorzulesen. Als er sie jedoch über ihre Einwilligung befragte, sollte er zu seinem nicht geringen Erstaunen erfahren, wie wenig selbst die glänzendste Partie im stande war, eine verlockende Gewalt auf des Mädchens Herz auszuüben, wenn es dasjenige nicht zu finden glaubte, worauf es hauptsächlich seinen Sinn gerichtet hatte. Leonore hatte sogleich herausgefühlt, daß dieser Mann das Ideal, welches sie, wenn auch noch nicht in vollkommener und völlig klarer Gestalt, im Herzen trug, nicht werde verwirklichen können, zudem durfte der Mann, dem sie ihre Hand reichte, nicht in einem wohlstilisierten Briefe, streng nach den Formen der Konvenienz um sie anhalten. Er mußte entweder ihr Herz im Sturme erobern, oder, wie einst Jakob um Rebekka, sieben Jahre um sie freien

das stand fest bei ihr. Als ihre Tante sich nach diesem pathetischen Ausspruch Leonorens einem herzlichen Lachen überließ, war auch der Oheim verständig genug, gute Miene zum bösen Spiele zu machen und der „Schwärmerin“, wie er Leonore nannte, nachzugeben.

Die von Frau Barndorf bewilligte Frist von drei Monaten hatte sich bereits zu vieren ausgedehnt, und noch weilte Leonore im Hause ihrer Verwandten. Der Karneval, der in diesem Jahre besonders glänzend zu werden versprach, hatte nämlich seinen Anfang genommen und da Leonoren sowie ihrer der Gesundheit und dem Frohsinn zurückgegebenen Tante bei lebenden Bildern, die man darstellen wollte, hervorragende Rollen zugedacht waren: die Prinzessin in Goethes Tasso, Iphigenie, die Tochter Jephtas, Julie in Shakespeares Romeo, worauf sie sich mit schwärmerischem Entzücken freute, so hatte ihre Mutter sich auf ihre flehentlichen Bitten hin, zu einer abermaligen Verlängerung des Urlaubs bewegen lassen. Obschon dieselbe längere Zeit schon an einem schweren Brustleiden erkrankt und ganz auf ihr Zimmer gebannt, in letzter Zeit sogar genötigt war, das Bett zu hüten, und obwohl sich ihr Zustand von Tag zu Tag verschlimmerte, befürchteten die Ärzte doch nicht das Schlimmste, setzten sogar auf eine Kur in Davos große Hoffnung. Allein unerwartet pochte der Tod an die Thüre der treuen Mutter, ein Blutsturz machte ihrem Leben ein plötzliches Ende.

Die Nachricht vom Tode der geliebten Mutter traf Leonore wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel. Bittere, qualvolle Vorwürfe über ihre verzögerte Rückkehr ins Elternhaus bemächtigten sich ihres Innern und eine furchtbare Marter lag für sie in dem Gedanken, die Nacht, in welcher ein treues Mutterherz zu schlagen aufgehört hatte, in übersprudelnder Fröhlichkeit auf einem Maskenballe zugebracht

zu haben. Sie konnte sich nicht beruhigen, sich nicht verzeihen, und beschloß, ihr Unrecht dadurch einigermaßen zu sühnen, daß sie sich von allem Verkehre, selbst mit den nächsten Bekannten, völlig abschloß, selbst das Haus selten verließ, und dann nur auf solange, als es zur Erhaltung ihrer Gesundheit unumgänglich nötig war.

Drei Monate hatte Leonore in ihrer selbst erwählten klösterlichen Abgeschlossenheit hingebracht, da regte sich wieder das Sehnen nach Menschen, nach lebendigem Leben in ihr. Ihr Unrecht dünkte ihr jetzt minder schwer, sie durfte sich ja sagen, daß sie ohne Ahnung des Zustandes ihrer Mutter gewesen, und gewiß im anderen Falle sogleich nach Hause geeilt wäre, um deren letzten Blick noch zu erhaschen, der ihr über alles in der Welt teuer gewesen wäre. Sie beschloß, durch Schaffen und Wirken, sowie durch ihre Ausbildung das Andenken an ihre Mutter, wie mit einer heiligen Opferflamme, zeitlebens zu ehren und sich ihrer auf solche Weise würdig zu machen. Sie hatte schon frühe Talent zum Zeichnen verraten, viel auf Holz und in Stammbücher ihrer Freundinnen gemalt, allein es war doch nur mehr Dilettantenarbeit gewesen, zu weiterer Ausbildung war es nicht gekommen. Nun sollte nachgeholt werden, was bisher unterblieben war. Mit der ihr eigenen Lebhaftigkeit, einen Gedanken sofort zum Entschlusse zu gestalten, verschaffte sie sich das nötige Material und ersuchte ohne weiteres Bedenken in einem Billet einen jungen Maler, ihr Lehrer zu werden. „Ja, Malerin, Künstlerin will ich werden," sagte sie sich, „das

ist ein ebenso schöner, als ehrender Beruf für ein Weib, dem ich mich ganz widmen, ganz hingeben will." Ihre lebhafte Phantasie malte sich nun ein Bild ihrer Zukunft in glühenden Farben aus, sie sah sich als Malerin, von Stufe zu Stufe vorwärtsschreitend, allseitige Anerkennung, Bewunderung und Ruhm ernten.

Ihr Vorhaben fand bei Oheim und Tante volle Billigung; nur daß Leonore einen so jungen Maler zum Lehrer wähle, dünkte ihnen nicht ganz passend, paßte dagegen zu Leonorens originellem Wesen, war nur ein neues Glied in der Kette ihrer Extravaganzen und fand deshalb in den Augen der Welt nachsichtige Beurteilung, wie alles, was sie that. Arthur Wellheim, so hieß der Erkorene, war einer ihrer beliebtesten Tänzer gewesen und ein gerne gesehener Gast im Hause ihres Oheims, wie auch anderwärts. Als aber die erste festgesetzte Unterrichtsstunde nahte, hätte Leonore viel darum gegeben, das Beschlossene wieder rückgängig machen zu können. Sie erfuhr nämlich von ihrem Oheim zu ihrer tiefen Beschämung, daß der junge Maler nur sichtlich gezwungen sich zu dem Unterricht verstanden, daß sie die Erreichung ihres Wunsches nur seinem eindringlichen Zureden zu verdanken habe. Zu ändern war indessen an der Sache nichts mehr, ohne Wellheim zu beleidigen; Leonore nahm sich aber fest vor, den ersten plausibeln Vorwand zu benützen, um den „Lehrer wider Willen" seiner lästigen Verpflichtung wieder zu entheben, „und", fügte sie gereizt, mit Bitterkeit bei sich selbst hinzu, „auf alle Zeit den Verkehr mit einem

Manne abzubrechen, der mich so tief verletzt, mit solch kalter Gleichgültigkeit behandelt."

Ihr gekränkter Stolz reizte sie, Wellheim in der ersten Unterrichtsstunde mit äußerster Kälte entgegenzutreten, ihn so die Schranke zwischen einem reichen, gefeierten Mädchen aus angesehener Familie und einem armen namenlosen Künstler fühlen zu lassen. Sie verwarf aber diesen Gedanken als unedel, mußte sie doch zugeben, daß Wellheim sich streng genommen, nicht des leisesten Unrechts gegen sie schuldig gemacht hatte. Daß er sie nicht liebte, ihr nicht wie andere Herren den Hof gemacht hatte, das konnte und durfte sie ihm doch nicht zum Vorwurf machen? Aber was war denn wohl die Ursache, daß er so kalt und gleichsam gefeit gegen den Zauber ihrer Schönheit blieb, dem so viele seines Geschlechtes unterlegen waren? So grübelte sie fort und fort, ohne Ahnung, daß sie vom ersten Moment an, wo er sie erblickt hatte, sein Ideal gewesen, das er im tiefsten Schrein seines Herzens im Stillen angebetet und dem er mit der ganzen Glut der ersten Liebe seither ergeben war, während er, die Thorheit und Hoffnungslosigkeit dieses Gefühles erkennend, mit aller Energie seines festen männlichen Charakters dagegen kämpfte. In der ersten Stunde schien eine vollständige Metamorphose mit Leonoren vorgegangen. Die Königin der Bälle und Feste, die weltgewandte, stolze Dame war ein scheues, zaghaftes Schulmädchen. Wellheim gegenüber sitzend, malte sie mit einem Eifer, als gelte es, das tägliche Brot zu verdienen. Nicht einen Moment pausierte sie in ihrer

Arbeit, obgleich die Hand müde, die Wangen in Purpur glühten, und auf Wellheims Erklärungen, Anweisungen in betreff der Pinsel, der Farbenmischung ꝛc. hatte sie nur ein leises Neigen des Hauptes als Zeichen des Verständnisses. Sie wußte nicht, wie lieblich, wie bezaubernd dieses bescheidene, mädchenhafte Wesen sie kleidete, wie viel anmutiger und reizender sie in ihrem hochgeschlossenen Wollkleide ihrem stillen Verehrer dünkte, als in den Wolken von Tüll und Seide, im glänzenden Lichte der Gas-Lüstres, sie sah nicht den Ausdruck wehmutsvoller, innigster Zärtlichkeit seiner Augen, wenn sein Blick sich hin und wieder von einer Kohlenzeichnung, die er an einem Tischchen skizzierte, flüchtig hob und die Schülerin streifte, denn nicht ein einzigmal hoben sich die langen, auf die Leinwand gesenkten Wimpern! So ging es längere Zeit fort; Schülerin und Lehrer arbeiteten um die Wette; hin und wieder einige Worte lobender Anerkennung des letzteren ausgenommen, herrschte tiefes Schweigen. Nur wenn Tante oder Oheim, die ab und zu gingen, sich einmal länger verweilten, verlor sich Leonorens Befangenheit, sie taute dann förmlich auf, beteiligte sich mit gewohnter Lebhaftigkeit an der Konversation, deren Thema meistens die Kunst war oder ein neues Bild Wellheims. Leonorens Fortschritte grenzten ans Wunderbare. Wie alle Menschen, die sich in Extremen bewegen und Neues mit aller Leidenschaft erfassen, so bezeigte Leonore für nichts mehr Lust und Geschmack, als für ihre Staffelei. Diese war ihr Götze, an dessen Altar sie Tage, ohne zu

ermüden, zubringen konnte. Den Hauptreiz dieses Götzendienstes bildeten jedoch die Unterrichtsstunden, d. h. das von eigentümlichem, romantischem Zauber überhauchte Verhältnis zwischen ihr und ihrem Lehrer. Ihr Leben wurde von jetzt an von einer bezwingenden Macht gelenkt, bestimmt. Immer gewaltiger wurde diese Macht, immer mehr fühlte sie sich einem süßen Zauber erliegen, obgleich sie mit dem Trotz und Stolz ihrer eigenartigen, leidenschaftlichen Natur alle Kräfte gegen diese gebieterische Einwirkung einsetzte. Alle Zerstreuungen und Amusements, die sie bis jetzt genossen, dünkten ihr schal und abgeschmackt gegen das Glück, in Wellheims Nähe zu sein, und dieses Glück wurde zur wonnevollen Seligkeit, als ihr das süße Ahnen aufging, daß des Lehrers Kälte und Zurückhaltung nur eine Maske waren, hinter der er seine glühende Neigung verbarg. Untrügliche, wenn auch kaum bemerkbare Zeichen, hatten ihr seine Gefühle enthüllt, zugleich aber hatte sie einen Blick in ihr eigenes Inneres gethan und war sich mit wonnigem Beben klar bewußt geworden, daß Wellheim die Verkörperung des Ideales war, das sie sich geschaffen und daß ihr Herz ihm in heißer Liebe zugethan war. Gegenseitig fest entschlossen, einander den Herzenszustand zu verbergen, blieb das Verhältnis zwischen Schülerin und Lehrer während des Unterrichts und sonstigen Verkehrs im Hause ihres Oheims im bisherigen Geleise. Selbst dem Auge des schärfsten Beobachters entging es, daß der beiden Herzen immer heißer für einander schlugen, daß sie eine immer größere Selbstbeherr=

schung anwenden mußten, ihre stürmischen, sich steigernden Gefühle unter glatter, ruhiger Oberfläche geheim zu halten. Diese selbstauferlegte Marter möchte vielleicht niemals ein Ende gefunden haben, wenn nicht ein abenteuerliches Ereignis — ein Stück Romantik — dem Verhältnis eine unerwartete Wendung und Lösung gegeben hätte.

Bei einer Lustfahrt auf der Spree an einem der letzten herrlichen Septembertage, an welcher außer ihren Verwandten und Wellheim, eine kleine Gesellschaft intimer Bekannten sich beteiligte, schlug das Boot, in dem Leonore saß, durch Unvorsichtigkeit des Schiffers, der in betrunkenem Zustande war, um. Wellheim wurde ihr Retter aus wirklich drohender Gefahr und trug hiebei eine Kontusion am Kopfe davon, an welcher er wochenlang darniederlag. Jetzt war es mit Leonorens Selbstbeherrschung zu Ende. Fest entschlossen, Wellheim mit ihrer Hand für die Errettung ihres Lebens zu lohnen, überzeugt, daß es jetzt keine unweibliche, sondern eine hochherzige und edle Handlungsweise sei, den ersten entgegenkommenden Schritt zu thun, begab sie sich eines Morgens, als Oheim und Tante sich beim Frühstück befanden, zu diesen. Sie ahnte, daß das Geständnis ihrer Liebe zu Wellheim, sowie ihr fester Entschluß, seine Gattin zu werden, harten Kampf hervorrufen werde; aber sie empfand keine Furcht, nein, im Gegenteil, sie war erfüllt von der Freudigkeit und Begeisterung einer Märtyrerin. Es galt ja, um und für den Geliebten zu kämpfen; je mehr Schwierigkeiten sich ihr entgegentürmten, desto erwünschter war es ihr, erhöhte ja doch eine jede den Wert ihres Opfers.

Sie rief sich die unzähligen Heldinnen der Flut von Romanen, die sie verschlungen, ins Gedächtnis, welche ähnliche Schicksale gehabt hatten, deren Los es auch gewesen, sich den Geliebten zu erkämpfen, und ihre Kraft stählte sich noch an deren Beispielen. Sie sah voraus, daß man gerade jetzt, wo ein Graf von untadelhaftem Geschlecht einer ihrer eifrigsten Verehrer war, mit aller Energie ihrer Neigung entgegentreten und sie für eine brillante Vernunftspartie zu bestimmen versuchen werde. Der Gedanke, Gräfin zu werden, gewährte jedoch ihrer Eitelkeit seltsamerweise weniger Befriedigung, als das Bewußtsein, einen namenlosen Künstler zu sich emporzuheben, ihn wie eine gütige Fee durch die Zauberkraft des Goldes rasch von Stufe zu Stufe, zu Ehre und Ruhm zu führen, die Sorge ums tägliche Brot, diese Fessel, welche den freien Aufschwung seines Geistes hemmte, auf alle Zeit von ihm abzuwenden und ihm seinen höchsten Wunsch, Italien mit seinen Wunderschätzen zu sehen, erfüllen zu können. Es schmeichelte ihrem Selbstgefühl, von sich reden zu machen und binnen kurzem aus aller Leute Mund zu vernehmen, welch ein Glücksstern dem armen Künstler in der Verbindung mit ihr aufgegangen war; dagegen wäre es für ihren Stolz ein empfindlicher, fast unerträglicher Stachel gewesen, sich sagen lassen zu müssen, sie, ein bürgerliches Mädchen, müßte es als ein beneidenswertes Los, eine außergewöhnliche Bevorzugung des Schicksals anerkennen, von einem Grafen zur Gemahlin erhoben worden zu sein. Und mit welch' glänzenden Farben hatte sie es sich mit ihrer allzeit geschäf=

tigen Phantasie bereits ausgemalt, vereint mit dem Geliebten den geheiligten Boden Roms zu betreten, auf dem ein Raphael, ein Michel Angelo gewandelt und ihre Meisterwerke geschaffen hatten. Dort an der Quelle der Kunst, mußte Wellheim Begeisterung schöpfen, dort mußte sein noch schlummernder Genius zum Leben erweckt werden, und in nicht allzulanger Zeit erhielt sein Name vielleicht denselben Klang wie der eines Raphael. Sie aber wollte sich die hohe Aufgabe stellen, ihm in der Kunst ebenbürtig zu werden, sie wollte mit aller Energie und verdoppeltem Eifer darnach streben, eine echte Künstlerin zu werden oder, wenn ihre Kraft sich hiezu zu schwach zeigte, sich im Sonnenglanz des Ruhmes ihres Gatten weiden. So arbeitete es in ihrem Köpfchen, bis sie sich schließlich in eine wahre Extase hineingeschafft hatte und sich selbst um ihres Edelmutes, ihrer selbstlosen Wahl willen die höchste Bewunderung zollte. In solcher Stimmung, gewappnet und gerüstet zum Kampfe, trat sie vor ihre Verwandten hin und gestand ihnen, ohne jegliche vorbereitende Eingangsrede ihre Liebe zu Wellheim. Zugleich ersuchte sie ihren Oheim, sogleich an das Schmerzenslager ihres Lebensretters zu eilen und ihm die Erfüllung seines höchsten, so lange in tiefster Brust verschlossenen Wunsches, sie sein eigen zu nennen, zu verkünden. Als Oheim und Tante von ihrem Staunen, das sie im ersten Moment sprachlos gemacht, sich erholt hatten, zeigte sich der Widerstand, den sie ihrer Nichte entgegensetzten, weit heftiger, als diese erwartet hatte. Beide erklärten diesen Entschluß für eine

Laune, eine exaltierte Idee, die, einer momentanen Gefühls-verirrung entsprungen, ebenso rasch erlöschen werde, als sie aufgetaucht, und weigerten sich mit aller Entschiedenheit, über die Angelegenheit weitere Worte zu verlieren. Mit stoischer Ruhe ließ Leonore den Sturm über sich hin-brausen. Als aber ihr Oheim auf ihre Bitte, seine Miß-billigung ihrer Verbindung mit Wellheim durch triftige Gründe zu motivieren, in erster Reihe die glänzende, be-neidenswerte Partie mit dem Grafen Saldoretto, der bereits in nicht zu mißdeutenden Worten seine Absicht, um Leonore zu werben, ausgesprochen habe, entgegenhielt und deren Vorteile als scharfen Kontrast gegen das Los ausmalte, das Wellheim ihr zu bieten hatte, da geriet ihr ganzes Sein in Aufruhr. Den schönen Kopf in den Nacken werfend, erklärte sie mit stolzem Lächeln, daß sie zwar die hohe Ehre, die der Graf ihr zu erweisen gedenke, nach ihrem vollen Werte zu schätzen wisse, daß sie aber niemals um eitler Vorteile willen ihre Hand verkaufen – niemals einem edlen Mann wie Wellheim, um einer Grafenkrone willen die Treue brechen würde. Selbst in dem Falle, als ihr Vater ihrer Verbindung seine Billi-gung versage, werde sie nie im Leben einem anderen Manne die Hand reichen, keine Macht der Welt werde im stande sein, die Liebe zu ihrem Lebensretter aus ihrem Herzen zu reißen.

„Ich liebe nicht den sicheren, mit Gold gepflasterten Weg zu einem Grafenschlosse,“ hatte sie mit Begeisterung hinzugefügt, „mein Geist ist wie die Lerche, die im hohen

Äther schwebt, wie der Adler, der auf den steilsten Klippen horstet, wo er der Sonne näher ist und den reinsten Lebensatem trinkt. Mag mich auch das Blei des Jägers treffen, mag ich von meiner Höhe mit gebrochenen Schwingen in die Tiefe stürzen, so weiß ich doch, daß ich einmal wenigstens dem Himmel nahe gewesen und das höchste Glück genossen, und noch im Sterben wird mich der Gedanke trösten, daß ich nicht wie der Wurm im Staube kroch, sondern mich über die Gemeinheit und Alltäglichkeit dieser Welt emporgeschwungen habe." Und nun schilderte sie mit Beredsamkeit die Tiefe ihrer Neigung — Wellheims edle herrliche Eigenschaften. Der Eindruck, den ihre Worte auf das weiche Gemüt ihrer Tante machten, entging ihr nicht — sie spielte ihren letzten Trumpf aus — sie ließ sich zum Bitten herab — ein schweres Opfer für ihren Stolz, das um so mächtiger auf ihre Verwandten wirkte, als sie von Leonore noch nie einen Wunsch in Form der Bitte aussprechen gehört hatten und ahnten, was diese ihr kostete. Sie beschwor ihre Tante unter den zärtlichsten Liebesnamen, ihrem Glücke nicht in den Weg zu treten, ihr das Herz nicht zu brechen — denn brechen werde es, wenn sie Wellheim entsagen müsse; — sie appellierte an ihrer Tante Herz — die, eine Adelige, auch aus reiner Neigung dem bürgerlichen Mann ohne Vermögen ihre Hand gereicht hatte, und — hiemit siegte sie! Sobald die Einwilligung von Leonorens Vater erlangt war — die keine Schwierigkeiten fand, da Herr Barndorf die edlen Eigenschaften Wellheims höher veranschlagte, als

Geld und Stellung, — wurde Wellheim sein ihm so zu sagen im Schlafe gekommenes Glück verkündet und die Seligkeit darüber mag wohl zu seiner raschen Genesung beigetragen haben, denn gegen des Arztes Erwarten vermochte er schon nach kurzer Zeit den ersten Ausgang zu machen, dessen Ziel leicht zu erraten ist. Die nach Wellheims vollständiger Genesung erfolgte Verlobung erregte natürlich große Sensation und es kam, wie Leonore vermutet und gehofft hatte: ihre Wahl fand allgemeine Billigung. Die Welt, hauptsächlich die Mütter, denen durch diese Partie kein wünschenswerter Schwiegersohn entging, pries des Mädchens edle Denkungsart, ihre selbstlose Liebe, neuer Weihrauch wurde ihr gestreut — nur einzelne Stimmen des Tadels ließen sich vernehmen, welche die Verbindung von seiten Leonorens eine Thorheit, eine extra-vagante Idee nannten. Gleichgültig gegen Anerkennung oder Tadel ihrer Wahl, schwebte Leonore im siebenten Himmel, sowohl über Wellheims zärtliche, selbstlose, tiefe Liebe, die sich ihr täglich in neuen Beweisen offenbarte, als über den Heiligenschein, den sie sich durch ihre Wahl um das Haupt gewoben hatte. Nachdem der Konvenienz Genüge geleistet, Besuche gemacht, Gratulationsbesuche empfangen waren, reiste Leonore mit überseligem Herzen nach Hause, wohin Wellheim ihr in Kürze folgen wollte, sobald er sein Bild, das er in ehrendem Auftrag seines Fürsten auf bestimmten Termin malte, vollendet haben würde. Aber kurze Zeit, nachdem sie ins Vaterhaus zurückgekehrt war, in welchem sie durch die Länge

ihrer Abwesenheit fast eine Fremde geworden, kam wie ein Blitz aus heiterem Himmel, vernichtend und zerstörend jener Tag, an dem Barndorf seine Kinder von der traurigen Thatsache seines Bankerotts in Kenntnis setzte. Noch hatten sie die unerwartete, traurige Wendung ihres bis dahin so glücklichen Loses nicht klar erfaßt, da rief man sie ans Sterbelager ihres Vaters. — Das Weitere wissen wir und überlassen nun Leonore ihrem schmerzvollen Nachsinnen, um uns nach den anderen Hinterbliebenen des Hauses umzusehen und mit diesen bekannt zu machen. In einem geräumigen Zimmer der Beletage des Hauses, dessen Einrichtung in geschnitzten Nußbaummöbeln, grünen Damastvorhängen und Portieren den feinen soliden Geschmack des Besitzers bekundeten und das von einer an der Decke hängenden Gaslampe hell erleuchtet ist, finden wir um einen runden Tisch gruppiert drei weibliche Gestalten. Ihr Äußeres ist sehr verschiedenartig, und während sie in ihrer Beschäftigung des Schreibens und Lesens fortfahren, wollen wir sie näher betrachten.

Unser Auge wird zuerst von dem zarten, elfenartigen Wesen angezogen und gefesselt, das auf dem Sofa ruht, ein Buch lässig in der herabgesunkenen Hand hält und mit sinnendem, träumerischem Ausdruck vor sich hinblickt. Es ist die jüngste Tochter, 17 Jahre alt, gleicht aber einem Kinde von 15. Jedermann wird sofort an der zarten, durchsichtigen, farblosen Haut, an der ätherischen, zerbrechlichen Gestalt erkennen, daß sie eine herrliche, aber durch Krankheit in der Entwicklung zurückgebliebene Blüte

ist. Auch die großen blauen Augen von wunderbarer, geheimnisvoller Tiefe haben den Ausdruck des Leidens, und um die Kinderlippen haben Schmerzen frühzeitig eine feine Linie gezogen, die sonst nur die Jahre in das Antlitz zeichnen. Wallis Gesichtchen erregt weniger wegen seiner vollendeten Schönheit, als um der unbeschreiblichen Sanftmut und stillen, fast himmlischen Ruhe willen, die uns daraus entgegenleuchten, Bewunderung. Sie war der Liebling der Familie und von Geburt an ein Sorgenkind. Körperlich ein zartes Pflänzchen, das jeder rauhe Lufthauch zu zerstören drohte, zeigte sie jene frühe Reife des Geistes, welche den Eltern stets zur Befürchtung Anlaß giebt, daß ein solches Kind, halb schon ein Engel, nicht lange erhalten, sondern frühzeitig in seine eigentliche — himmlische Heimat abberufen werde. Liebreichste, sorgfältigste Pflege jedoch erhielten das flackernde Flämmchen; sichtliches, physisches Gedeihen lohnte die treue Elternliebe. Walli entwickelte sich vom sechsten Jahre an körperlich wie geistig in gleichem Maße und berechtigte die Elternherzen zu den glücklichsten Erwartungen. Da warf sie eine heftige Krankheit kurz nach ihrer Konfirmation aufs Krankenlager, von dem sie sich ein volles halbes Jahr nicht wieder erhob. Zu derselben Zeit zeigten sich bei Frau Barndorf die ersten Symptome eines Brustleidens, das sie beim Eintritt des Herbstes ans Zimmer fesselte. Um ihrem Kinde Tag und Nacht nahe zu sein, war Walli in ein Zimmer neben der Mutter Schlafzimmer gebettet worden. Diese Einrichtung blieb auch

unverändert trotz der Bedenken des Arztes, welcher eine Störung der für Frau Barndorf dringend notwendigen Ruhe daraus befürchtete, da das sanfte, geduldige Kind der nunmehr leidenden Mutter die liebste Gesellschafterin war. Es hatte sie bis jetzt nie durch Klagen oder Mißmut betrübt; von der Stunde an, da es wieder das Bett mit dem Lehnstuhl vertauschen durfte, wurde es sogar der Mutter tröstender Engel in schweren Stunden des Leidens und später treueste Pflegerin, soweit dies seine schwache Gesundheit gestattete.

Nach dem so plötzlichen Hinscheiden der geliebten Mutter trat Walli aus der Stille und Einsamkeit des Krankenzimmers in den lebhaften Familienkreis, wie in eine neue Welt, in der sie sich wie eine Fremde nicht heimisch fühlte. Allein sie ließ sich ihr inneres Unbehagen nicht anmerken, so schwer es ihr fiel, wußte sich überraschend schnell allen und allem anzupassen, und sich in die ungewohnten Verhältnisse zu schicken. Eine große Schwäche und nervöse Reizbarkeit machten ihr eine geregelte Thätigkeit unmöglich. Dies aber war ihr eine harte Entbehrung, in die sie sich nur mit großer Überwindung zu ergeben vermochte.

Zu der zarten, kränkelnden Treibhauspflanze, Walli, bildete Gertrud, die zweite Tochter, einen auffallenden Gegensatz. Sie war ein Bild frischester Jugendblüte und kräftigster Gesundheit. Ihre Züge waren zwar nicht regelmäßig, ein Kenner der Schönheit würde die Nase zu stumpf, den Mund zu groß, die Stirne zu breit gefunden haben.

Sobald sie aber die rehbraunen, schalkhaften Augen aufschlug und mit ihrem Lächeln die Reihen der blendendweißen Zähne, die Grübchen in den Wangen zeigte, erklärte sie jedermann für hübsch. Ihrem frischen Äußern entsprach ihre Gemütsart. Gertrud war das fröhlichste, gutmütigste Geschöpf, ohne Falschheit, ohne Selbstsucht, allzeit opferwillig; ihr Empfinden war leidenschaftlich, ihr Sinn etwas flatterhaft, weder Angenehmes noch Unangenehmes machte einen nachhaltigen Eindruck auf ihr Gemüt; sie konnte in der gleichen Stunde, in der sie Thränenbäche vergossen und vor Herzeleid hätte sterben mögen, lustig singen: „Freuet euch des Lebens" oder „Grillen sind mir böse Gäste".

„Ach, plagt mich doch nicht so, laßt mir doch meinen leichten Sinn, meinen besten Kameraden auf diesem dornenreichen Lebenspfade," hatte sie einmal in komischem Pathos sich gewehrt, als Vater und Mutter sie dringend zu gesetzterem, ernsterem Wesen ermahnt hatten. „Wer weiß, ob ich ihn nicht nochmal sehr gut brauchen kann, ob er mir nicht noch sehr gute Dienste leistet — ja, wer weiß!" Damit war sie weiteren Ermahnungen aus dem Wege geeilt.

Nun haben wir noch die Erzieherin, Juliane Bernberg, die Stellvertreterin der Mutter, welchen Namen sie sich durch ihre Pflichttreue mit vollstem Rechte erworben hatte, zu schildern. Das schön geschnittene, durchgeistigte Antlitz hatte keinen Anspruch mehr auf Jugendblüte, erhielt jedoch durch einen unbeschreiblichen Ausdruck der

Milde und Güte, durch die Seele, die aus den großen dunkeln Augen sprach, einen wunderbaren Reiz für solche, welche höheren Wert auf die Psyche, als auf die Hülle legen. Das dunkle glänzende Haar, das glatt gescheitelt das schöne Oval des Gesichtes einrahmte, war teilweise unter einem weißen Filethäubchen verborgen, das unter dem Kinn geknüpft war, was an eine Diakonisse erinnerte. Die Gestalt war schlank, elastisch, von edlem Ebenmaß. Frühe verwaist, hatte sie als Stütze der Frau Barndorf in der Erziehung ihrer zwei erstgebornen Kinder im Hause Aufnahme gefunden und seither mit rühmlicher Treue in der Familie geschaltet und gewaltet.

„Schon 9 Uhr!“ rief Juliane mit einem Blick auf die Wanduhr ein Strickzeug aus einem Körbchen nehmend. „Wo nur Leonore bleibt! Geh, Gertrud, und rufe sie. Ich habe heute noch Wichtiges mit euch zu erwägen und zu besprechen.“

„Ach Tantchen,“ sagte Gertrud etwas ungeduldig, „hätte das nicht Zeit bis morgen? Leonore wird leicht unmutig, wenn man sie stört und ich fühle mich zudem heute gar nicht aufgelegt zu wichtigen Beratungen; ich bin so froh, daß ich einmal eine Stunde an etwas anderes denken konnte, als immer nur an unsere so furchtbar traurige Lage — ich hatte mich ganz vergessen über die schöne Geschichte in der Gartenlaube — bitte, laß mich sie zu Ende lesen!“ damit beugte sie sich wieder über das Heft.

Julianens Blick ruhte einen Moment halb vorwurfs-, halb mitleidsvoll auf dem Mädchen; dann sagte sie be-

stimmt: „Die Sache duldet leider keinen Aufschub, da der Vormund morgen früh kommen und unsere Entschließungen in betreff dieser Briefe, die er mir vor einer Stunde gebracht hat, entgegennehmen will. Es handelt sich um deine Zukunft, Gertrud, und ich denke, da lohnt es sich wohl der Mühe, die Gartenlaube wegzulegen und mit zu Rate zu sitzen?"

„Ach," rief Gertrud sorglos aus, indem sie die Achseln zuckte und den Mund spitzte, „was braucht's doch langer Beratung wegen meiner Zukunft! Ich gehe eben irgendwohin als Stütze der Hausfrau; solch eine Stelle wird aber bald gefunden sein, das macht mir keine grauen Haare: ach! wer das gedacht hätte," sprang sie in einen Klageton über und seufzte tief auf, den Kopf auf die Hand stützend, „daß wir unter fremde Leute müssen! Heute würde bei uns der erste Ball stattgefunden haben — statt dessen sind diese Räume nicht einmal mehr unser Eigentum. O, unser Schicksal ist doch ein furchtbar hartes, das der Vater am wenigsten verdiente, der sein Leben lang so viel Gutes gethan, der so redlich und edel —"

Leonorens Eintritt unterbrach dieses Klagelied. Bleich und ernst ließ sie sich auf einen Stuhl nieder und sagte nur in müdem Tone, auf die Briefe deutend: „Kondolenzbriefe?"

„Nein, keine Kondolenzbriefe," erwiderte Juliane mit einem forschenden Blick auf Leonores Antlitz, das Spuren einer tiefen Gemütsbewegung zeigte. „Dieser Brief ist von Emilie in München und dieser von deinem

Oheim in Berlin, der anfrägt, zu welchem Zeitpunkt sie dich erwarten dürfen. Er sowohl wie die Tante nehmen es nämlich als selbstverständlich an, daß du zu ihnen zurückkehrst und bei ihnen bleibst, bis die Verhältnisse deines Bräutigams eure Verbindung ermöglichen. Du kannst ihnen ja über diesen Punkt morgen am besten selbst antworten?"

Leonore preßte die feinen Lippen wie im heftigen Schmerze zusammen, erwiderte aber nichts.

„Und dieser Brief hier," fuhr Juliane fort, „ist von Gertruds Patin, der verwitweten Justizrätin Liebenau in Frankfurt. Sie versichert uns alle in ihrer etwas förmlichen, kühlen Art ihrer Teilnahme und bietet ihrem Patenkind ein Asyl bei sich an."

„Na, das ist mal großmütig," rief Gertrud mit großen Augen, das Näschen rümpfend verwundert aus, „das hätte ich dieser Patin, die ich mir stets wie eine Hexe vorstellte, gar nicht zugetraut. Puh! wer mir prophezeit hätte, daß ich einst bei der das ‚Gnadenbrot' essen müßte," seufzte sie mit komisch kläglicher Miene. „Ihr Anerbieten ist ein Beweis von Großmut, für den wir ihr recht sehr zu Dank verpflichtet sein müssen," sagte Juliane, Gertruds Bemerkung nicht beachtend, indem sie den Brief der Patin wieder auseinander faltete. „Sie schreibt unter anderem: Gertrud soll wie meine Tochter Olga gehalten werden. Der Wunsch und Wille des Vormundes ist's, daß du dieser freundlichen Einladung Folge leistest, Kind," schloß Juliane in liebreichem Tone.

„Ich mag aber nicht das Gnadenbrot bei dieser Frau essen," brauste Gertrud auf. „Tausendmal lieber werd' ich Köchin, dazu habe ich ja Talent und das ist ehrenvoller, als sich aus Barmherzigkeit füttern lassen."

„Du issest nicht das Gnadenbrot," entgegnete Juliane etwas strenge, „davon kann gar nicht die Rede sein, denn du wirst dich im Gegenteil so nützlich machen können, daß die Kosten, die du der Patin verursachst, sich ausgleichen. Schreibe ihr also morgen, daß du mit dankbarem Herzen ihrer Einladung folgen willst. Du und Leonore wäret nun vorerst geborgen und versorgt und unsere süße Walli —"

„Das unbrauchbare Ding," unterbrach sie Walli mit wehmutsvollem Lächeln, „wem soll denn das zur Last fallen?"

„Zur Last, Walli?" sagte Juliane im Tone sanften Vorwurfes, „zur Last niemanden," und sich zu Walli niedersetzend, zog sie des Mädchens Haupt mit mütterlicher Zärtlichkeit an ihre Brust und fügte, die goldenen Locken ihm aus der Stirne streichend, liebreich hinzu: „Du sollst im Gegenteil jemandens Freude, Licht und Luft werden, sollst jemanden, der ganz allein im Leben steht, der eltern- und geschwisterlos ist, das alles ersetzen. Weißt du, wer dieser jemand ist? Ich bin's! Glaubst du, daß es bei mir auszuhalten sein wird?"

„Bei dir auszuhalten? O, wie so sehr gut!" rief Walli, indem sie in stürmischer Freude und mächtigem Dankgefühl ihr Lockenköpfchen an Julianens Brust schmiegte.

„Wie geborgen werde ich mich in deiner liebreichen Obhut fühlen, aber“ — sie legte das Händchen an die Wange und sagte nachdenklich, „aber — wie soll denn das zugehen? Du Ärmste bist ja selbst heimatlos — Waise und — “

„Und arm wie wir,“ ergänzte Juliane lächelnd, da Walli stockte. „Aber, so gar arm bin ich denn doch nicht, ich habe ja den ganzen Gehalt, den mir euer Vater gegeben, auf die Sparkasse gelegt. Mit diesem kleinen Kapital will ich mir ein Heim gründen. Es reicht zur Bestreitung der Einrichtung und der Miete für eine bescheidene Wohnung, ebenso für uns beide zum Sattessen auf lange, lange Zeit. Dann habe ich, um einen sichern Verdienst zu erzielen, die Absicht, Klavierunterricht zu erteilen — Lehrerin zu werden. Was sagt ihr Mädchen zu diesem Plan?“

„Daß er sehr, sehr schön ist,“ ergriff Walli hastig das Wort, „daß ich ihn aber ganz und gar nicht billige, weil du damit dein eigenes Wohl dem meinigen zum Opfer bringen willst, ohne dir's anmerken zu lassen. Du willst mir eine Heimat schaffen, weil du's nicht übers Herz bringen kannst, mich in fremde Obhut zu geben, willst eine sorgenfreie, sichere, angenehme Zukunft für ein Leben voll Sorge, Mühe und Entbehrung aufgeben — denn, wisse nur,“ neckte sie, „die Walli ist hinter dein Geheimnis gekommen, daß dir eine glänzende Stelle als Vorleserin mit allen Annehmlichkeiten und lebenslänglicher Pension bei der Fürstin Isenburg angetragen ist. Dein

Kind gebietet dir nun, diese Stelle anzunehmen, hörst du? Und für dieses Kind“ — sie legte die dünnen weißen Hände zusammen und schaute mit klarem Blick eins ums andere an — „wird sich im großen Haushalte Gottes schon auch ein Plätzchen finden. Ich lege mein Schicksal getrost in die Hände des Vaters der Waisen,“ schloß sie in so heiterem, zuversichtlichem Tone, als sei dieses Plätzchen bereits gefunden.

Es entstand eine Pause tiefen Schweigens. Alle waren ergriffen von Wallis Resignation und Gottvertrauen. Dann sagte Juliane, ihrem Tone einen scherzhaften Klang verleihend:

„Deinem hohen Befehle, liebe Walli, kann ich nicht gehorchen, denn — der mich ehrende Antrag ist bereits abgelehnt — die Stelle ist schon besetzt. Sträube dich also nicht länger, die Heimat anzunehmen, die Gott dir durch mich bietet.“

„Jenun, wenn du mich denn absolut haben willst, so nimm mich hin —“ rief Walli, halb lachend, halb weinend und warf sich an Julianens Brust. „Ich kann dir dein großes Opfer nimmer lohnen — Gott wolle dir aber reichsten Segen daraus ersprießen lassen!“

In tiefer Rührung hielten sich die beiden umarmt. Dann sagte Juliane, sich zu Gertrud und Leonore wendend:

„Das Wichtigste ist nun geordnet — eure Zukunft vorerst klar bestimmt, soweit dies in menschlicher Macht liegt. Ich denke, du, liebe Lore, reisest zuerst ab, man erwartet dich sehnlichst in Berlin!“

„Ich habe etwas anderes vor, das diesen Plan durchkreuzt, will aber erst morgen dem Vormund davon Kenntnis geben —“

Gertruds und Wallis Augen wandten sich neugierig der Schwester zu; Juliane fragte mit froher Spannung:

„Etwas anderes? Soll vielleicht gar deine Verheiratung beschleunigt werden? Hast du etwa gute Nachrichten von deinem Verlobten?“

„Fehlgeschossen, Juliane, und zwar sehr weit vom Ziele,“ lachte Leonore gezwungen, sichtlich bemüht, die innere Erregung unter einem ruhigen, scherzhaften Ton zu verdecken. „Ich habe im Gegenteil den Entschluß gefaßt, unter die alten Jungfern zu gehen . . . habe . . . Oskar . . . gerade eh ich herunterkam . . . . Lebewohl fürs Leben gesagt. Ihr seht eine entlobte Braut in mir!“ Die feinen Lippen zuckten gegen ihren Willen in verhaltenem Weh.

„Bah, dummer Witz, Unsinn!“ warf Gertrud achselzuckend hin. Juliane aber sagte ernst, vorwurfsvoll:

„Was soll das heißen, Lore? Ich fange an, irre an dir zu werden! Wie kannst du in dieser ernsten, wichtigen letzten Stunde über eine so heilige Sache Scherz treiben?“

„Scherz?“ kam es in unsagbarer Bitterkeit über Leonorens feine Lippen. „Ich bin nie weniger zu Scherz aufgelegt gewesen als heute, als in diesem Augenblick!“ Damit erhob sie sich und schritt in ihrer königlichen Haltung ans Fenster und drückte die hohe Stirne an die kalte Scheibe. Mit wenigen Schritten stand Juliane an

ihrer Seite. „Lore," fragte sie in banger, angstvoller Erregung, ihren Arm um ihrer Pflegetochter schlanke Taille legend, „hörte ich recht? Wie — du wolltest nicht mit Oskar an den Altar treten?"

„Du hörtest recht, Juliane. Ich werde Oskars Gattin nicht. Das ist mein freier, fester, unerschütterlicher Entschluß," erwiderte Leonore mit kalter Ruhe. „Ich mußte mein Verlöbnis lösen — ich mußte entsagen."

Juliane schüttelte das Haupt und sagte mit sanfter Mahnung: „Wenn es wirklich dein fester Entschluß ist, Leonore, deine Verlobung zu lösen, so ist derselbe keinem triftigen Motive, sondern einer exaltierten Idee, irrigen Ansichten entsprungen, davon bin ich überzeugt, dafür kenne ich dich zu gut. Sprich, habe ich nicht recht?"

„Nein," erwiderte Leonore fest, „du hast nicht recht! Mein Motiv ist sehr triftig, unparteiische Beurteiler würden es sogar für edel, hochherzig und selbstlos erklären. Mit dem Zerreißen meines Herzensbundes habe ich mir ja selbst eine Wunde geschlagen, die nimmer vernarben wird — denn ich liebe Oskar von ganzer Seele — aber indem ich ihm entsagte, gab ich ihm einen größeren Beweis meiner tiefen Neigung, als wenn ich seine Braut geblieben, sein Weib geworden wäre."

„O, Lore, sprich doch nicht in Rätseln, deren Lösung mir rein unmöglich ist, erschließe mir vertrauungsvoll dein Herz, sage mir offen den Grund, der dich bewogen, ohne unser aller Wissen einen Schritt von solcher Tragweite zu thun," bat Juliane eindringlich in heftiger Gemütsbewegung.

„Nun wohl, Juliane, ich will's dir sagen — und du wirst mich verstehen, wirst meine Handlungsweise billigen, dessen bin ich ganz gewiß," sagte Leonore, Juliane neben sich auf einen Eckdivan ziehend. „Als mich Oskar kennen lernte und mir seine Liebe schenkte, war ich ein reiches, vielumworbenes Mädchen. Jetzt bin ich verarmt und Waise. Mit dem Verlust des Reichtums brechen all die herrlichen Bauten zusammen, die ich im Geiste aufgerichtet — ebenso hell und glänzend als die Zukunft vor uns lag, erscheint sie jetzt dunkel, düster, hoffnungslos. Statt, wie ich es mir ausgemalt und als höchste Seligkeit erträumt hatte, den Geliebten gleich einer gütigen Fee zu Ehren, Ruhm und Ansehen auf der gesellschaftlichen Stufe emporzuheben, würde ich jetzt nur eine Last für ihn werden, — statt ihm eine frohe glänzende Häuslichkeit gründen zu können, würde die Sorge ihren Sitz bei uns aufschlagen, aus allen Ecken hervorkriechen, Oskars Thatkraft lähmend. Wir würden beide namenlos unglücklich, langsam zu Grunde gehen! — O, ich sehe ein Leben voraus, vor dem ich schaudere, vor dem mir graut! — Mein Pflichtgefühl, mein ganzes Wesen sträubt sich jetzt ebenso heftig gegen diese Verbindung, als ich sie heiß ersehnt hatte. Der beklagenswerte Wechsel der Verhältnisse hat sie eben unmöglich gemacht; jetzt muß die Vernunft reden, des Herzens Stimme verstummen," schloß sie mit Pathos.

„Was deine Befürchtungen in betreff eurer Zukunft anbelangt, so sind diese leere Hirngespinste," sagte Juliane

mit mildem Ernst. „Du türmst mittelst deiner lebhaften Phantasie Hindernisse auf, die jeglichen Grundes entbehren. Was du von dem Gespenst der Nahrungssorge dir in den Kopf gesetzt hast, das kann ich dir mit der unumstößlichen Thatsache widerlegen, daß Oskar auf dem besten Wege ist, dir in wenigen Jahren, wohl viel früher, wenn auch nicht eine glänzende so doch eine sorgenfreie Existenz zu bieten. Warte doch diesen Zeitpunkt geduldig ab, es hat ja doch keine Eile mit deiner Verheiratung, du bist ja in guter, liebevoller Obhut bei deinen Verwandten und zugleich in Oskars Nähe, sowohl Oheim wie Tante werden gewiß beeifert sein, mit erhöhter Liebe dir den Aufenthalt bei sich so angenehm als möglich zu machen, dir das verlorene Vaterhaus zu ersetzen, soweit das möglich ist."

„O, das, gerade das ertrüge ich nicht!" — rief Leonore leidenschaftlich aus, die Hände gegen die Schläfen pressend — „es würde mich töten, müßt' ich aus Erbarmen jetzt annehmen, was mir ehedem als ein mir zukommendes Recht zu teil geworden! Und dann diese furchtbare, diese qualvolle Demütigung, als armes Mädchen Oskar gegenüberzutreten, als Tochter eines Bankerottiers — wie die Welt mich schonungslos nennen würde — in die Kreise zurückzukehren, wo ich gefeiert gewesen, von denen, die mich beneidet haben, über die Achsel angesehen zu werden, — mein ganzes Sein gerät bei diesen Gedanken aus den Fugen," — fügte sie in heftigster leidenschaftlicher Erregung hinzu, die Hände ineinanderschlingend.

„Jetzt hast du dich selbst verraten, Lore,“ — sagte Juliane mit wehmutsvollem Ernst . . . „Stolz ist also die Triebfeder deiner Handlungsweise, die du, im Unklaren über dich selbst, für eine edle, hochherzige, ja gar für ein Opfer ansiehst. Dein Blick war getrübt,“ fuhr Juliane eindringlich, in herzlichstem Tone fort, als Leonore stumm blieb, „Du warst einer klaren Anschauungsweise unfähig durch die letzten, schweren Erlebnisse; prüfe, erwäge noch einmal alles ernstlich und dann — zur besseren Einsicht kommend, wie ich fest hoffe — schreibe Oskar, widerrufe deinen Entschluß, schildere ihm deine Kämpfe, den Zustand deines Innern und — er wird dir vergeben, es wird alles wieder gut werden — bitte, thue es — “

„Ich kann nicht, ich kann nicht,“ stieß Leonore wie in wildem Weh heraus, „und wenn du mich lieb hast, so quäle mich nicht länger. Ich bin dir ja dankbar für deine Warnung, ich gebe auch zu, daß du vielleicht recht hast, aber — es ist etwas in meinem Inneren, das stärker ist als mein Wille, das die Stimme der Vernunft übertönt, das mich unaufhaltsam vorwärts treibt mit bezwingender Macht — dem ich keinen Widerstand entgegenzusetzen fähig bin. Vielleicht ist's mein böser Dämon, oder mein Verhängnis, vielleicht bin ich zu außergewöhnlichen Schicksalen vorbestimmt — “

„O, Himmel, auf welchen Irrweg gerätst du, wie verblendet bist du!“ rief Juliane erschüttert aus. „Aber, ach! ich lese in deinem Antlitz,“ fügte sie tief seufzend, das Haupt schüttelnd, hinzu, „daß es vergebliche Mühe

wäre, dich zu einer Sinnesänderung zu bewegen! – So thue denn, was du nicht lassen kannst – nur glaube mir, Leonore, daß, so gewiß da oben soeben die klare Mondsichel am Himmel schwebt, die Reue nicht ausbleiben wird. Die Reue aber, die zu spät kommt, ist „der schrecklichste der Verdammungssprüche“ – wie ein Dichter sagt!“

Ein stolzes Lächeln kräuselte Leonorens Lippen. Sie sagte, das schöne, edle Haupt kühn erhebend, siegesbewußt: „Die Reue wird aber nicht kommen. Was der Mensch will, kann er. Ich will das Ziel erreichen, das ich mir gesteckt und ich werde es erreichen!“

„Und welches Ziel ist das?“ fragte Juliane, den Blick erwartungsvoll auf Leonore gerichtet.

„Mir durch eigene Kraft vorderhand mein Brot zu verdienen, d. h. Gesellschafterin zu werden,“ erwiderte Leonore, gleichmütig, die Arme kreuzend. „In der Eigenschaft einer Gesellschafterin steht mir ein ganz angenehmes Leben bevor; ich werde die Welt sehen und Menschen kennen lernen. Solche Zerstreuung ist zugleich das beste, einzige Linderungsmittel für mein tiefes Leid; sie ist eine Lethe, aus der ich Vergessen für das verlorene Glück schöpfen werde. Eine passende Stelle, die allen meinen Wünschen entspricht, ist sogar bereits gefunden,“ schloß sie mit einem Klang von Triumph im Tone.

„Na, du leerst ja ein ganzes Füllhorn von Überraschungen und Wundern über uns aus,“ spöttelte Gertrud und verzog das Mäulchen.

„Wie hast du denn diese Stelle gefunden?“ fragte

Juliane erstaunt. „Und warum hüllst du diese Angelegenheit in geheimnisvolles Dunkel? Hast du das Vertrauen zu mir verloren?" fügte sie mit schmerzlichem Vorwurfe hinzu.

„O gewiß nicht, beste Juliane," erwiderte Leonore rasch, mit Wärme. „Ich war nur überzeugt, daß die Mitteilung meines Vorhabens unnütze Kämpfe hervorrufen würde, hielt es somit für klüger, selbständig zu handeln — euch erst den fait accompli zu verkündigen. Meine Freundin in Berlin schrieb mir, daß Lady Doningdale eine Gesellschafterin für ihre Tochter suche. Ich meldete mich und wurde unter glänzenden Bedingungen engagiert. Die Doningdales sind eine der ersten Adelsfamilien von England. Ich werde dir morgen den Brief der Lady geben; gewiß, derselbe wird jegliche Sorge von deinem Herzen nehmen."

„Das wird nimmermehr der Fall sein," sagte Juliane ernst und schmerzlich, den Kopf schüttelnd.

„Ich wundere mich nur," sagte Walli sanft, „woher Leonore die Kraft nimmt, mit solcher Ruhe, ohne Schwanken und Wanken alles aufzugeben, was dem Herzen lieb und teuer ist! Kostet dir das denn nicht herben Kampf, Lore?"

Ein schmerzliches Zucken der feinen Lippen gab die klarste Antwort; dann sagte Leonore herb: „Ob es mir Kampf kostet? Welche Frage! Ich müßte ja kein Herz haben, wäre dies nicht der Fall. Die Ruhe, welche ich jetzt zeige, ist nur eine Folge harten Seelenkampfes. Nun

aber, da ich gesiegt und den Sieg teuer erkauft habe, spreche ich mit Goethe:

Feiger Gedanken
Bängliches Schwanken
Wendet kein Elend,
Machet nicht frei,
Allen Gewalten
Zum Trutz sich erhalten,
Nimmer sich beugen,
Kräftig sich zeigen,
Rufet die Arme der Götter herbei!"

„Schwester, du erregst mein Staunen, meine Bewunderung im vollsten Maße," rief Gertrud mit Pathos, von ihrem Stuhle aufschnellend und einen tiefen Knix, nach den strengsten Regeln der Tanzkunst, vor Leonore machend, „ich habe dich zwar von jeher für etwas Außergewöhnliches gehalten, ja für ein Unikum — habe dir stets den Vorrang an Vorzügen des Geistes und Körpers willig eingeräumt, was ich aber in diesem Augenblick empfinde, das grenzt an Anbetung, an — an Ehrfurcht. Du übertriffst ja die Mutter der Gracchen an Seelenstärke! Aber nun will ich dir auch einen Vorschlag machen," fuhr sie neckisch, sich wieder auf ihren Stuhl niedersetzend, fort. „Weißt du was? Wir wollen einen Tauschhandel eingehen: Du giebst mir ein bißchen von deiner festen Willenskraft und ich gebe dir dagegen von meinem leichten, frohen Sinn. Dann kann's uns ganz gewiß nicht fehlen, durch die Welt zu kommen," lachte sie hell auf, ein Schnippchen schlagend.

„Auch ohne den sichern Stab des Glaubens, Gertrud?“ fragte Juliane mit Nachdruck.

„Ach, beste Tante,“ sagte Gertrud, durch diese Frage etwas verlegen, „das will ich just nicht behaupten. Für wichtige große Ereignisse, wie z. B. Sterben u. dgl., mag wohl der Glaube der sicherste Stab sein, da werde ich auch gewiß meine Zuflucht zu Gott nehmen, ich bin ja auch religiös, bete täglich regelmäßig zweimal, aber das kann ich nimmermehr glauben, daß der liebe Gott Zeit habe, sich um das erste „Guck=in=die=Welt“ eines Backfisches, wie ich bin, zu bekümmern und mir wohl gar seine Engel zur Bewachung mitzugeben, nein, nein,“ lachte sie, „das wäre dem himmlischen Regenten doch zu viel zugemutet.“

„O nein, erwiderte Juliane in mildem Ernste. „Es geschieht nichts ohne einen Gott,“ sagt Euripides und in der heil. Schrift heißt's: „Es fällt kein Sperling vom Dache ohne Gottes Wille“. Gertrud, glaube mir, wenn Stürme unser Lebensboot umtosen, es in die Tiefe zu reißen drohen, — und diese Stürme bleiben keinem Menschenkinde erspart, auch dir und Lore nicht — dann erweisen sich leichter Sinn, fester Wille, eigene Kraft als armselige Waffen, nur allein der Glaube macht uns zu Siegern, rettet uns vor dem Untergange.

„Der Glaub' an Gott ist unsre Stärke,
Er überwindet eine Welt.“

* * *

Es war der Vorabend des Tages, an dem die verwaisten Töchter das Vaterhaus auf alle Zeit verlassen mußten. In dem nämlichen Zimmer, wo wir dieselben zum erstenmale mit Juliane gesehen und kennen gelernt haben, finden wir sie jetzt zum letztenmale beisammen, um den runden Tisch gruppiert, der nebst einigen Stühlen das ganze Ameublement bildet. Das Aussehen des Zimmers — vor kurzem noch so schön und wohnlich — hat sich sehr verändert. Es herrscht darin eine ungemütliche, fast unheimliche Leere und Unordnung. Die Wände sind jeglichen Schmuckes beraubt, von den Fenstern sind die schützenden Damastvorhänge abgenommen. Hier hat die Auktion stattgefunden. Sowohl aus eigenem Antrieb, als in der Überzeugung, im Sinne ihres redlichen Vaters zu handeln, hatten die Mädchen, wie schon früher erwähnt, einstimmig erklärt, das ihnen gesicherte mütterliche Vermögen der Gantmasse zuzuweisen. Durch diese edle Handlungsweise waren sämtliche Gläubiger befriedigt worden. Selbst der Schmuck der Mutter, den Kindern testamentarisch von der Verblichenen vermacht, war heute unter den Hammer gekommen und einem reichen Fabrikanten zugeschlagen worden. Die bleichen Gesichter der Mädchen und die tieferuste Miene Julianens gaben Zeugnis von dem Schmerz, den ihnen dieser letzte Tag gebracht, und seltsam — Leonorens Antlitz zeigte die tiefsten Spuren von Seelenweh. Schon seit mehreren Tagen hatte sich ihrer eine seltsame Unruhe bemächtigt. Mit dem Nahen der Stunde des Scheidens aus dem Vaterhause und von allem,

was ihr teuer war — hatte sie plötzlich die ganze Trag= weite ihres in einer Stunde leidenschaftlicher Aufwallung und Gefühlsverirrung gefaßten und im ersten leidenschaft= lichen Impuls zur Ausführung gebrachten Entschlusses: die Brücke zwischen Vergangenheit und Gegenwart abzu= reißen, mit allem zu brechen, was dahinter lag, erkannt. Zweifel über ihre Handlungsweise waren plötzlich in ihr aufgestiegen; die Frage: hast du auch wirklich recht ge= handelt? hatte sie Tag und Nacht verfolgt und gequält, während die Stimme des Gewissens und Herzens laut mahnend riefen: „nein, du hast dich eines schweren Un= rechtes schuldig gemacht, du hast die Treue gebrochen, Treubruch ist aber eine Sünde, denn er fügt demjenigen, an dem er verübt wird, das tiefste Leid zu, er raubt ihm alles, was das Leben wert macht: Glück und Vertrauen, er knickt die Hoffnung in ihm.“

Zugleich aber wurde sie sich — als schärfste Strafe — der ganzen Größe, des vollen Wertes dessen bewußt, was sie besessen und verscherzt hatte. Als furchtbarer Gegensatz zu dem stillen Glück, das ihr an der Seite eines treuen Gatten gewinkt hatte, stieg die Zukunft düster, freudlos, wie eine Nacht ohne Sterne vor ihr auf. Und dazu dies plötzliche aufsteigende, namenlose Sehnen nach dem Geliebten, das in ihr wühlte und sich bis zur Un= erträglichkeit steigerte, das heiße Thränenfluten aus ihren Augen trieb, ihre Brust in krampfhaftem Schluchzen er= schütterte! Kein Auge als das Auge Gottes hatte gesehen, wie sie vor ihrem Bette niedergekniet war und ihr Haupt

in die Kissen gedrückt hatte, um die Schmerzenslaute zu ersticken, die sich Bahn über die Lippen brachen, denn niemand durfte hören, durfte wissen, ahnen, daß sie eine schwache Stunde gehabt, daß sie so schwer gekämpft und gerungen, daß sie sogar geschwankt hatte, ob sie nicht ihrem Verlobten schreiben, ihre Schuld demütig bekennen und seine Vergebung erflehen sollte. Aber ihr Stolz war in demselben Momente, wo sie bereits die Feder in der Hand gehalten — Sieger über ihr besseres Ich geworden. Die Hand mit der Feder war erlahmt niedergesunken.

„Nein," hatte Leonore im festen Ton vor sich hin gesagt — „eher soll mir das Herz brechen, als daß ich um Vergebung bettle, lieber will ich alle Qualen erdulden, als demütig zu Kreuz kriechen." Dies letzte Wort war kaum verhallt, da brachte ihr der Diener einen Brief. Von ihrem Verlobten! Mit fliegendem Atem, mit bebender Hand hatte sie das Couvert zerrissen. Ihr Herz pochte zum Zerspringen — wie, wenn der Geliebte sie um Widerruf ihres grausamen Entschlusses bat? O, dann war alles gut — und zweifellos that er's — er ergab sich nimmermehr in den Verlust seiner Leonore — nein, das war unmöglich, undenkbar — er kämpfte um ihren teuren Besitz, mit aller Kraft der Liebe — dafür kannte sie ihn. —

Aber siehe — das Couvert enthielt nur ein weißes, unbeschriebenes Blatt Papier, aus dessen Umhüllung ihr ein goldener Reif mit einem blitzenden Rubin entgegenfiel. Es war der Verlobungsring, den sie ihrem Verlobten selbst an den Finger gesteckt hatte.

„Nicht ein Wort der Liebe, nicht ein Wort der Klage, des Lebewohls!“ sprach sie bitter in tiefem Weh, nachdem sie vergeblich, hastig, in furchtbarer Aufregung nach einem einzigen Schriftzeichen gesucht hatte. „Er ist zu stolz, um zu bitten, er schickt sich mit Leichtigkeit in meinen Verlust, er hält mich keines Wortes wert, während ich ihm doch beteuert habe, wie sehr ich leide, und daß ich nur um seines Wohles willen unser Bündnis löse. Sollte er wohl, wie Juliane, die wahre Triebfeder meiner Handlungsweise erraten haben und mich um dieser willen verachten, verurteilen? Sie preßte den goldenen Ring an ihre zuckenden Lippen. Heiße Thränen tropften darauf nieder. Ihr Blick ruhte einen Moment mit dem Ausdruck unsagbarer Zärtlichkeit auf dem Datum, das auf der Innenseite eingraviert war. Es vergegenwärtigte ihr den schönsten Tag ihres Lebens, rief die köstlichste Stunde reinster Glückseligkeit in ihr Gedächtnis zurück. „Vorbei, vorbei auf immer,“ murmelte sie, den Ring mit einem letzten heißen Kuß und tiefem Seufzer in ein Kästchen legend. „Aber jetzt sei's auch vorbei mit unnützen Klagen und Thränen,“ sprach sie, das Haupt stolz erhebend, in festem Tone: „Das Glück der Liebe ist mir nun einmal nicht beschieden — Entsagung ist meine Bestimmung! Also kein müßig Schmerzbehagen, kein weichliches Grübeln und Träumen, nicht rückwärts geschaut, sondern den Blick fest vorwärts, aufs Ziel gerichtet!“

Mit diesen Worten war sie vor den Spiegel getreten, hatte sich die Haare geglättet und die geröteten Augen in frischem Wasser gebadet. Ihrer Miene sodann einen

möglichst ruhigen, gleichgültigen Ausdruck aufdrückend, hatte sie sich die Treppe hinunter ins Wohnzimmer begeben, wo sie Juliane im Begriff fand, ein einfaches Kästchen aus Ahornholz mit einem an ihrem Schlüsselhaken befindlichen Schlüsselchen zu öffnen.

„Ich habe hier etwas für eine jede von euch beiden auf den Weg in die Fremde, liebe Kinder," sagte Juliane, zu der eintretenden Leonore gewendet, und legte den Deckel zurück. „Es sind Andenken von eurer seligen Mutter, die durch täglichen, jahrelangen Gebrauch einen unschätzbaren Wert erhielten. Hier diesen Ring," fuhr sie fort, einen goldenen Reif mit einem Brillanten aus seiner Baumwollhülle lösend, „trug die teure Entschlafene bis kurz vor ihrem Tode. Ich nahm ihn aus ihrer Hand entgegen und zwar mit dem Wunsche, ihn dir, Lore, einmal bei einer bedeutungsvollen Wendung in deinem Leben zu übergeben. Nimm ihn," sagte sie ernst, Leonore den Ring darreichend, „und lege ihn nie ab und erfülle der Mutter Bitte: niemals eine Handlung zu begehen, über die du vor dir selbst erröten müßtest." Mit sichtlicher Rührung schob Leonore den kleinen Reif an ihren Finger und sagte ruhig: „Vor einer solchen Handlung wird mein Stolz mich stets bewahren." „Der Mutter Tagebuch," hub Juliane wieder an, Gertrud ein Buch mit einfacher Decke darreichend, „habe ich für dich bestimmt, Gertrud. Halte es in Ehren. Es enthält einen Schatz goldener Lehren, eine Fülle der erhabensten Empfindungen und Gedanken. Für jede Lebenslage wirst du darin Rat, Trost, Ermutigung finden –"

„Wenn ich dessen bedürfen sollte," sagte Gertrud, „werde ich gewiß gerne nach diesem Buche greifen," und berührte es mit den Lippen.

Die nahe Kirchenuhr verkündete in diesem Augenblick mit eherner Zunge die elfte Stunde.

„Elf," sagte Juliane in bedeutsamem Tone, „laßt uns jetzt zur Ruhe gehen, Kinder. Wir legen unser Haupt heute zum letztenmale unter diesem Dach zum Schlummer nieder — ich hoffe jedoch, daß unsere Wege, scheiden sie sich auch jetzt, über kurz oder lang wieder zusammenlaufen werden. Ihr seid heimatlos von heute an — aber ihr findet jederzeit ein Asyl, ein Obdach bei mir, wenn ihr eines solchen bedürfen solltet, eine Stätte, wo ihr zu jeder Stunde von ganzem Herzen willkommen seid."

Überwältigt von Rührung warfen sich Leonore und Gertrud an die treue Brust ihrer Erzieherin. Es war ein tiefergreifender Moment, in dem noch einmal alles Leid, alle Schmerzen der jüngst vergangenen Wochen, der ganze Umfang der erlittenen Verluste sich in einem furchtbaren Weh konzentrierend, mit aller Wucht auf die Herzen einstürmten. Wortlos reichten sich Juliane und ihre Pflegetöchter noch einmal die Hände — mit dem Ausdruck stummer und doch so beredter Frage schaute Juliane der Ältesten noch einmal tief in die Augen — Leonore las darin die heiße Bitte: „kehre um, noch ist's Zeit" — aber sie senkte die schwarzen Wimpern als einzige Antwort und eilte zur Thüre hinaus.

Aus der Heimat in die Fremde.

In der Frühe des folgenden Morgens, der die ersten Schneeflocken an die Scheiben wirbelte, fuhr ein Wagen am Hause vor, um Leonore und Gertrud zur Bahn zu bringen, bis wohin der Vormund ihnen das Geleite geben wollte, während Juliane mit Walli zurückblieb, um später mit dem zurückkehrenden Wagen in ihr neues Heim zu fahren. Leonore sah sehr bleich aus; aber diese Blässe stand ihr gut zu dem schwarzen Crèpehütchen, das ihr schönes Gesicht umrahmte, während die kostbare Zobelpelz-Garnitur an dem Cachemire-Überwurf — ein Geschenk ihres Oheims — ihr ein fürstliches Aussehen verlieh. Gertrud machte neben ihr den Eindruck einer niedlichen Kammerzofe. Die braunen Augen blickten keck, froh und hell — daß ihr leichtes Temperament ihr über alles hinaushelfe, schien sich bereits zu bestätigen. Ihr Gesichtchen glühte vom Reisefieber. Das Reisen war eine Seltenheit für Gertrud, sie war noch nicht weiter als in die nächste Umgebung ihrer Geburtsstadt gekommen, und die Erwartung, in der sie nun schwebte, auch ein gewisses Gefühl der Erleichterung, aus dem nun so unwohnlichen, melancholischen Elternhaus hinaus ins frische, rege Leben zu

kommen, hatte ihrem ganzen Wesen den gewohnten Ausdruck sorgloser Jugend wieder zurückgegeben. Sie bewährte auch ihren praktischen Sinn, ihren Beinamen: „Hausmütterchen", denn sie dachte an die materiellen Bedürfnisse und hatte gesorgt, daß der Magen unterwegs keine Not leide. Zur allgemeinen Verwunderung schleppte sie zwei vollgepfropfte Reisetaschen herbei, von denen die Leonore angehörige so überfüllt mit Brötchen und Flaschen war, von denen einige vorwitzig ihre Hälse herausstreckten, daß das Schloß sich nicht hatte schließen lassen, weshalb die Tasche mit einer dicken Schnur umbunden war.

Als Gertrud Leonore ihre Tasche übergab, warf diese einen geringschätzenden Blick darauf und sagte mit einer abwehrenden Gebärde:

„Ein echter Einfall à la Gertrud, Eß- und Trinkvorrat auf eine Reise mitzunehmen. Wie wenig comme il faut wäre das für ein junges Mädchen. Thue das Zeug sogleich wieder heraus und lasse nichts darinnen, als ein Riechfläschchen und eine Bonboniere. Lieber will ich Hunger leiden als im Waggon essen."

„Ach, der guten treuen Margaret Mühe und Arbeit," seufzte Gertrud, mit kläglicher Miene auf die volle Tasche blickend, „ihre delikaten Butterbrötchen, ihr sorgsam aufgesparter Wein — was fang' ich nun mit alledem an? Bah!" rief sie entschlossen aus, „comme il faut oder nicht, ich nehme meine volle Tasche mit und noch von deinem Vorrat dazu — und lasse mir's schmecken, selbst auf die Gefahr hin, für eine Landpomeranze gehalten zu

werden. Du kannst meinethalben dich von deinem savoir vivre sättigen," fügte sie spöttisch hinzu.

„Aber warum hast du denn auch gerade meine Tasche so übervoll gepfropft?" fragte Leonore lachend, ihre Handschuhe zuknöpfend.

„Aus purer Gutmütigkeit!" erwiderte Gertrud in weinerlichem Tone. „Undank ist aber der Welt Lohn," fügte sie hinzu, den Inhalt von Leonorens Tasche hastig und in sichtlichem Unmut auspackend und in ihre Tasche übertragend. „Je nun," sagte sie dabei, „wer weiß, ob nicht vielleicht jemand von Herzen froh ist, um solch ein Brötchen oder ein Glas von unserem alten, stärkenden Bordeaux, und ob du nicht unterwegs mit knurrendem Magen sehnsüchtig an die Fleischtöpfe Ägyptens zurückdenkst, du Madmoiselle, „comme il faut". Ich glaube, wenn 'mal die Welt untergeht, so ist Leonore darauf bedacht, mit Anstand unterzugehen."

Alle lachten und auch Gertrud stimmte gutmütig ein, denn ihr Zorn hielt nie lang an, das komische Intermezzo hatte aber das Gute, daß es erheiternd auf die gedrückte Stimmung wirkte, so daß nunmehr der Abschied verhältnismäßig leicht vorüberging. Juliane schaute mit Walli vom Fenster aus der davonrollenden Droschke nach, bis dieselbe um die Ecke bog und ihrem Gesichtskreis entrückt wurde. Dann zog Juliane Walli an ihre Brust und sagte in tiefer Bewegung:

„Nun, Kind — mein Kind von heute an — kommt die Reihe des Scheidens aus diesem lieben Hause an uns.

Möge der gütige himmlische Vater unseren Ausgang segnen, ebenso unseren Eintritt in eine neue Heimat."

„Amen," flüsterte Walli innig mit feuchtem Auge. Und nachdem ihr sodann Juliane beim Ankleiden behilflich gewesen und sich selbst in Mantel und Kapuze gehüllt hatte, sagte sie: „So, nun haben wir noch von Johann und Margaret Abschied zu nehmen. Es sind die letzten getreuesten Diener unseres Hauses. Ich will sie herbeirufen."

Ehe jedoch ihre Hand den Glockenzug erreichte, öffnete sich leise eine Thüre, ein altes, von Runzeln durchfurchtes Gesicht bog sich zur Spalte herein, dann schob sich eine lange dürre Gestalt nach. In gebeugter Haltung, mit trübseliger Leichenbitter-Miene trat der alte Kutscher, das Faktotum des Hauses, zu Juliane hin; ihm auf dem Fuße, nicht minder betrübt und gebeugt, folgte seine Ehehälfte, die Köchin Margaret. „Wir wollten .... wir möchten gerne, ein Anliegen, eine Bitte ... aussprechen," stotterte Johann, dessen geringste Gabe Redseligkeit und Beredsamkeit war, sich zugleich mit dem Rockärmel etwas aus den Augen wischend, das einer Thräne sehr ähnlich sah, „wir möchten gern ... ach, Alte, sag' du's, du hast die Zunge dein Lebtag mehr gebraucht und kannst schönere Worte machen."

„Ach, was braucht's der schönen Worte," sagte Margaret, ihren Mann resolut mit dem Ellbogen auf die Seite schiebend und seine Stelle dicht vor Juliane einnehmend, „man sagt's gerad' heraus, wie einem der Schnabel ge-

wachsen ist, frisch von der Leber weg. Ja, Fräulein Juliane," hub sie, Atem holend, feierlich an, „wie mein Mann soeben gesagt hat, so möchten wir Ihnen sagen, daß wir also entschlossen sind, von heut an unsere eigene Wirtschaft zu führen. Einem anderen Herrn zu dienen, das geht nicht mehr, wenn man mit der alten Herrschaft grau geworden ist und morsch und wenn man . . . es . . . so gut . . . so über die Maßen gut gehabt hat —" die Stimme der Alten nahm einen eigentümlich gurgelnden Ton an — „nun haben wir uns", fing sie wieder einen frischen Anlauf nehmend an, „zwei Zimmerchen gemietet mit einem Kochöfchen — mit unseren Ersparnissen können wir ganz gut auskommen die paar Jahre, die Gott uns noch schenkt — aber Müßiggang sind wir nicht gewöhnt und er ist aller Laster Anfang, wir wollen aber in Ehren in die Grube fahren — und Sie deshalb herzlich gebeten haben, ja, recht herzlich — uns zu gestatten, Ihnen ein bißchen in Ihrem neuen Haushalt an die Hand zu gehen. Ich würde die grobe Arbeit thun, Johann die Kommissionen besorgen. Das hätte für uns sein zweifaches Gute: erstens bekämen wir keine Langeweile und keine Händel aus Langeweile miteinander und dann — hätten wir doch Gelegenheit, Sie alle Tage zu sehen . . . . ich kenne mich, ich könnte es nicht aushalten ohne das, das Herz bräche mir . . . ." Hier versagte ihr die Stimme und Johann fiel wie ein Schauspieler aufs Stichwort ein und sagte: „wenn ich Fräulein Julianens liebe Stimme nicht mehr hörte und Fräulein Wallis Gesichtchen nicht mehr sähe,

— gelt, Alte, das wolltest du doch sagen?" fragte er triumphierend, daß es ihm gelungen war, seiner Ehehälfte aus der Patsche zu helfen.

„Ja, ganz wie aus der Seele gesprochen, Alter, und zum Verwundern gescheit," erwiderte Margaret, hierauf wieder gefaßt fortfahrend: „und wir bitten Sie also, Fräulein Juliane, uns in unseren alten Tagen solch eine Entbehrung . . . nicht zumuten zu wollen . . . . sondern uns zu gestatten," schloß Johann, kühn und tapfer wie ein treuer Kamerad in dem Momente für Margaret eintretend, wo derselben die Stimme zu versagen drohte . . . „nach wie vor Ihre treuen Diener zu bleiben."

Julianens und Wallis Augen erglänzten in feuchtem Schimmer; beide waren mehrere Minuten unfähig zu sprechen, dann sagte Juliane mit Wärme, Johann und seiner Frau die Hand schüttelnd: „Ich habe in Büchern von so treuen Dienern gelesen, wie ihr seid, ich habe aber nie geglaubt, daß es in Wirklichkeit so brave Menschen gäbe. Daß ihr eurer redlichen, uneigennützigen Absicht, uns einen Dienst zu erweisen, den Anschein zu geben bemüht seid, als werde euch durch uns eine Gunst mit der Bewilligung eures Anliegens erwiesen, erhöht noch den Wert eurer Handlungsweise. Wir nehmen euer Anerbieten dankbar, ohne Umstände an, und ich kann euch nur versichern, daß ich und Walli euch nicht weniger schmerzlich entbehrt haben würden, als ihr uns. Aber — die Droschke hält, wie ich sehe, vor dem Hause, laßt uns jetzt einander bis morgen Adieu sagen; wir dürfen nicht mehr zögern, denn

um zehn Uhr kommt der neue Besitzer. Margaret, führe du Walli die Treppe hinunter und du, Johann, nimm mein Handgepäck.“

Einen Moment zögerte Julianens Fuß auf der obersten Treppenstufe, nachdem die anderen hinuntergestiegen waren; ihre thränenfeuchten Augen schweiften noch einmal wehmutsvoll rings umher – dann eilte sie rasch hinunter an den Wagen, in dem Walli bereits Platz genommen hatte.

Gertruds erster Brief.

Geliebte teure Schwester und Juliane!

Da sitze ich in meinem Stübchen, weit, weit entfernt von euch und seit meinem Hiersein zum erstenmal mich der Wohlthat ungestörten Alleinseins erfreuend, zum erstenmal das Glück kostend, Herrin eines freien Stündchens zu sein, sonst würde ich schon früher geschrieben haben. Es ist 10 Uhr. Die Patin Tante entließ mich ausnahmsweise eine Stunde früher als gewöhnlich, weil sie sich heute schlafbedürftig fühlte, während sonst bis Mitternacht Gott Morpheus ihr Lager flieht.

Die Reise hieher ging ohne interessantes Abenteuer und ohne Unfall vorüber — doch nein — was schwatze ich da — ein Abenteuer hatte ich, worüber ihr gewiß lachen werdet. Hört! Da das Damencoupé besetzt war, ließ mich mein Vormund in ein anderes einsteigen, in welchem sich auch nur Damen befanden und über dessen Thüre stand „Für Nichtraucher". — Wahrscheinlich kalkulierte er, daß ich in diesem von männlicher Gesellschaft unbehelligt bleiben werde; denn wo wäre ein Mann zu finden, der nicht raucht?! Schon ertönte der grelle Pfiff der Lokomotive, da riß der Schaffner die Thüre meines Coupés nochmals auf und eine sehr korpulente umfang=

reiche Masse, die man in ihrer Vermummung von Pelz, Mantel und Cachenez für ein fremdes Getier hätte halten können, zwängte sich schnaubend und stöhnend durch die Öffnung und trat mir dabei mit so furchtbarer Schwere auf den Fuß, daß sich mein Schmerz in einem leisen Schrei Luft machte. Die dicke Masse schien davon gar nicht zur Reue bewegt — sie ließ sich ohne das übliche „Pardon“ auf ihren Sitz plumpsen, was einen Krach und eine erdbebenartige Erschütterung zur Folge hatte. Die Temperatur im Wagen schien ihr etwas zu heiß — und siehe da! aus der Anzahl von Kleidungsstücken entpuppte sich ein ganz wohlgestalteter ältlicher Herr, der, den Kopf nach mir umwendend, mich mit ein paar überaus treuherzigen Augen in einem sehr stark geröteten, gutmütigen Gesichte musterte. Plötzlich griff er in die Rocktasche, dann in die Busentasche, und als er nicht fand, was er suchte, stand er auf und suchte auf und unter dem Sitz — aber seine Forschungen blieben resultatlos und während derselben rieselte das Blut ihm aus der Nase über den Rock herunter. Er war in sichtlicher Verlegenheit; ich wußte jetzt, daß er sein Taschentuch suchte und nicht fand. Er dauerte mich und ohne lange zu überlegen, reichte ich ihm mein Batisttuch! Wie das ihn zu freuen schien! Sein fettes Gesicht glänzte förmlich und mit den herrlichsten Dankesworten machte er von meinem Darlehen ohne Umstände Gebrauch.

Als das Nasenbluten vorüber war, lehnte er sich behaglich in seine Ecke und steckte mein Taschentuch in seine

Tasche. Nach wenigen Minuten schnarchte er wie ein Bär. Bis Frankfurt ist er nicht mehr erwacht, obgleich ich ihm einigemal auf seine großen Füße getreten habe, und da ich ihn absolut nicht aufzuwecken imstande war, so stieg ich eben ohne mein Taschentuch aus, worauf der Zug mit dessen nunmehrigem Besitzer davon dampfte! Das war doch ein Abenteuer? Von meinen Brötchen und Wein habe ich fast nichts genossen, ich habe seltsamerweise keinen so rechten Appetit gehabt und schenkte den ganzen Inhalt meiner Tasche einer armen Frau mit drei in Lumpen gehüllten Kindern, ein Bild des Jammers und Elendes, die am Bahnhofe auf einem Stein hockte.

Die Patin konnte ich nicht entdecken, obgleich ich ihre Photographie krampfhaft in der Hand hielt und mit weit geöffneten Augen nach dem Original unter der wogenden Menge spähte. Das Herz krampfte sich mir zusammen, ich war im Begriff zu weinen, da drängte sich plötzlich ein Mädchen in ärmlichem Gewand zu mir her und fragte mich, ob ich Fräulein Gertrud Barndorf sei. Ich bejahte überrascht und fragte meinerseits, wer sie sei.

„Das Dienstmädchen der Frau Oberjustizrätin," erwiderte sie kurz, sie habe den Auftrag, mich abzuholen und heimzugeleiten, die Frau Oberjustizrätin habe nicht kommen können wegen des kalten Wetters, und Fräulein Olga leide an Kopfschmerzen und liege auf dem Sofa.

Das gab mir einen Stich bis ins Herz hinein — es dünkte mir lieblos — herzlos, mir ein Dienstmädchen entgegenzuschicken, ich fühlte mich tief gekränkt, gedemütigt

und ein Ahnen überkam mich, daß dieser Empfang das Vorspiel von ähnlichem Nachspiel sein würde.

Mein Mentor schien das Gelübde, die Stumme von Portici zu spielen, gemacht zu haben — keine Silbe kam über ihre Lippen, und als meine verschiedenen Fragen nur ein trockenes „Ja“ und „Nein“ als Erwiderung fanden, schwieg ich auch. So wanderten wir eine volle Stunde — meine Füße versagten mir fast den Dienst und schon glaubte ich der Patin Wohnung befinde sich in überirdischen Regionen, da stand das Mädchen in einer der entlegenen Straßen vor einem der letzten Häuser still und stieg, ohne sich nach mir umzusehen, vor mir die Steinstufen hinauf, die ins Haus führten. Ich folgte ihr wie ihr Schatten vier Treppen hinauf. In einem ziemlich lichtarmen Corridor wies sie mit der Hand stumm auf eine Thüre und verschwand wie ein — Geist — ich aber stand mit hochpochendem Herzen scheu und zagend — einige Momente vor dieser Scheidewand, die, einmal geöffnet, das wußte ich, mich in ein neues unbekanntes Leben einführte — vor dem mir auf einmal — ich will's nur gestehen — angst und bange wurde.

„Plötzlich wurde diese verhängnisvolle Thüre weit aufgerissen — ich stand wie eine ertappte Lauscherin vor einer hohen weiblichen Gestalt, deren Züge ich in dem Dämmerlicht nicht unterscheiden konnte. Sie prallte förmlich vor mir zurück, erschreckt und ärgerlich ausrufend: „Wer sind Sie?“ Warum erschrecken Sie mich so?“ und als ich eingeschüchtert meinen Namen nannte, klang der

Ton kaum milder, indem sie herausstieß: „So? du? na, warum stehst du denn wie ein Dieb an der Thüre? Komm herein.“ „Olga, da ist Gertrud,“ rief sie, ins Zimmer schreitend, in welches ich ihr bebend folgte. „Ach, ich kann nichts weniger ertragen, wie Schrecken — ich zittere an Arm und Bein, bin einer Ohnmacht nahe.“

Mit diesen Worten ließ sie sich auf einen Stuhl sinken, während von dem Sofa sich eine schlanke, zarte Gestalt aufrichtete, die mir eine schneeweiße Hand entgegenstreckte und mit unterdrücktem Gähnen sagte: „So du bist Gertrud? Es ist gut, daß du da bist, wir brauchen dich sehr notwendig — nimm Platz,“ fügte sie mit einer Handbewegung hinzu, ihre bequeme Lage wieder einnehmend.

Ich ließ mich ohne Zögern auf einem Stuhl nieder, denn meine Kniee wankten, ob vor Ermüdung oder von der lähmenden Wirkung dieses Empfanges, weiß ich nicht, nehme aber letzteres an. Während die Patin allerhand Fragen über die Reise, mein Gepäck ꝛc. an mich richtete, erhob sich Olga und schritt träge an ein Tischchen, um eine Lampe anzuzünden. Das kleine Geschäft schien ihr sehr widerwärtig, in ungeduldigem Tone jammerte sie über das lästige Lampenputzen, sie habe es so satt, ihre Hände hätten den ganzen Tag einen abscheulichen odeur von Petroleum — sie wolle mir gleich am folgenden Tage das kleine Geschäft übertragen. Als sie die vom Zahn der Zeit ziemlich mitgenommene Lampe auf den Tisch stellte und diese ihr nicht sehr helles Licht verbreitete,

schauten wir einander an und studierten Physiognomik! Ich besitze keine Menschenkenntnis — der Patin Gesicht erforderte dies jedoch auch nicht, die harten Züge, die grauen kalten Augen und eine sehr spitzige Nase, bei der mir die Base „mit der kreideweißen Nase“ aus dem Freischütz einfiel, sind wohl die Verkündiger eines ditto Charakters! Später entwerfe ich euch ein getreues Bild von Patin und Olga — für heute beschränke ich mich auf die Beschreibung der ersten Scene des Lust-, Schau- oder Trauerspieles, bei dem ich eine Mitwirkende sein werde. Meine Miene muß sehr kläglich und bleich gewesen sein, denn es flog so etwas wie Mitleid über die harten Züge der Patin und der Ton hatte einen um einen Grad wärmeren Klang, als sie sagte, ich solle ablegen, ich sei gewiß müde, hungrig und durstig und möge mir den für mich aufgehobenen Kaffee recht gut schmecken lassen.

Diese Worte verscheuchten meine Niedergeschlagenheit etwas. Ich trank mit wahrem Behagen die eingekochte, satzige, braune Flüssigkeit, welche die Patin in einem irdenen Topfe nebst Tasse und einem Brötchen vor mich hinstellte, und der erwärmte Magen wirkte wohlthätig auf den Organismus.

Ich sehnte mich nach Schlaf, wie noch nie in meinem jungen Leben und folgte freudig der Patin, welche mit einem Unschlittlicht auf blechernem Leuchter den Cicerone zu meinem Schlafgemach machte. Zu meiner Verwunderung stieg sie die Treppe hinauf — sie hätte aber in den Keller hinabsteigen können, es wäre mir egal gewesen

nur ins Bett — dachte ich — es mag stehen wo es will! „Du hast dein Zimmer im sechsten Stock," sagte die Patin, immer höher steigend und mit immer keuchenderem Atem, „das eigentliche Fremdenzimmer habe ich dir nicht abtreten können, es muß für Gäste reserviert bleiben. Übrigens ist es sehr freundlich, so hoch oben und auch gesund, ich würde von Herzen gern mit dir tauschen, wäre das Treppensteigen meiner schwachen Brust nicht schädlich." Noch eine Stufe höher und mein Lebensodem wäre ausgeblieben — aber — gottlob, wir waren am Ziele, ehe dieses Malheur geschah! Eine schmale, unangestrichene Thür öffnete sich — ich trat in mein neues Heim ein.

„O, teure Tante, herzliebstes Schwesterchen!" Wie Lot, zur Salzsäule erstarrt, stand ich einen Moment auf der Schwelle, mein Herz rebellierte aber in wilden Schlägen gegen die Zumutung in solchem Raum — erbärmlich im Vergleich zu einer Zelle im Zellengefängnis — leben zu sollen. Die Patin las wohl meine Empfindungen in meinen Zügen, sie sagte scharf, daß es mir wie ein zweischneidiges Schwert ins innerste Mark drang: „Nun, was stehst du und starrst die Wände an? Hast du etwa ein „Boudoir" erwartet wie daheim? Ich kann dir keines bieten, du mußt dich mit diesem begnügen, über welches hundert an deiner Stelle froh wären, die — heimatlos sind, wie du!"

„Heimatlos!" In diesem Moment — zum erstenmal — wurde ich mir der vollen Bedeutung und Tragweite dieses Wortes klar bewußt! „Heimatlos," mit

solchem grausam verächtlichen Klang, von solch kalten, fremden Lippen mir entgegengeschleudert — drang mir durchs Ohr bis tief ins Herz hinein, wie ein Dolchstoß. Mein leichter Sinn, mein treuer Kamerad erhielt davon eine Wunde, von der er sich bis zur Stunde nicht so ganz erholt hat. Aber — erholen wird er sich, dessen bin ich gewiß — ich müßte ja die Gertrud nicht sein.

„Ich nehme dich in mein Heim auf um des Herrn willen, mein Bewußtsein ist mein Lohn. Aber ärgern darfst du mich nicht mehr — ich ertrage nichts weniger als Ärger — die Galle tritt mir leicht über.“ Mit diesen Worten verließ mich die Patin. Als ich mich allein sah, unterwarf ich das viereckige Gelaß einer strengen Musterung. Die getünchten Wände entbehrten jeglichen Schmuckes — nicht 'mal das wesentliche Attribut eines „Damengemaches“ — der Spiegel ist vorhanden! Das Ameublement scheint antediluvianischen Ursprungs. Es besteht aus einem wackeligen tannenen Tischchen, zwei Stühlen — der eine ohne Lehne, der andere mit drei Beinen — und einem äußerst primitiven Bett, das den Ansprüchen eines Spartaners etwa genügt haben möchte. Ich weiß nicht, wie es kommt, daß, seit ich mein Zimmerchen bezog, sich mir fortwährend Vergleiche aus der Zeit vor Christi Geburt aufdrängen, da ich doch in der Schule gerade diese Periode nicht zu kapieren vermochte. Als ich z. B. auf dem harten Rande meiner Bettlade saß und mein trostloser Blick in dem trostlosen Raum umherschweifte, fiel mir plötzlich das Thema eines Aufsatzes, den ich in der Schule habe machen

müssen, ein: „Scipio auf den Trümmern von Karthago". Ich hatte mich damals absolut nicht in die Lage und Gefühle dieses Helden hineindenken können — jetzt konnte ich's, ich kam mir wie ein Scipio vor — zugleich aber verscheuchte dieser Vergleich meine düstere Stimmung — ich brach in ein helles Lachen aus, schalt mich ein dummes Ding, das sich wegen einer Bagatelle die gute Laune trüben ließ, und trat an mein Fensterchen. Die blinkenden Sternlein am Himmelsgewölbe leuchteten mir an jenem Abend tief ins Herz hinein und die Worte des großen Shakespeare kamen mir in den Sinn:

„Ein jeder Ort, besucht vom Aug' des Himmels
Ist Glückeshafen einem weisen Mann."

Aus dem festesten Schlaf, von den süßesten Träumen umgaukelt, wurde ich jäh durch das derbe Pochen des Dienstmädchens aufgerüttelt, das zugleich durchs Schlüsselloch rief, ich möge aufstehen, Fräulein Olga wünsche ihre Chokolade zu trinken. Wie rührend ist's doch, dachte ich, daß Olga ohne mich nicht frühstücken will und sputete mich tüchtig, um sie nicht lange warten zu lassen. Ich fand meine Stumme von Portici am Herde mit Aufgießen einer braunen Flüssigkeit, die einen widerlichen Cichoriengeruch verbreitete, beschäftigt. Auf meine Frage, ob sich die Frau Patin und Olga bereits beim Frühstück befänden, sah sie mich groß an und sagte kurz: „Im Bett liegen sie und warten auf die Chokolade, die Sie kochen sollen."

„Ich?" rief ich, meinen Ohren nicht trauend, aus. „Ja, wer denn sonst? Dazu sind Sie ja da," erhielt ich

zur Antwort, während sie zugleich auf den Tisch deutete, wo zwei Chokoladtäfelchen neben einem Milchtopf lagen. Wie meint ihr, daß mir zu Mute war?! Verletzter Stolz, so ohne weiteres zur Magd degradiert zu werden, Enttäuschung und Zorn stritten sich in meinem Innern — aber ich besiegte alle die feindlichen Gewalten und kochte mit stoischem Gleichmut Chokolade. War das nicht Seelengröße?! Als die Chokolade gequirlt war, trug sie das Mädchen ins Zimmer, während ich mich auf den Küchenstuhl niedersetzte und begierig der Dinge harrte, die da kommen würden. Das Mädchen kehrte zurück und begab sich ans Gemüseputzen, ohne Notiz von mir und meinem sehr nüchternen Magen zu nehmen. Stolz und Zorn verschlossen mir noch eine Weile die Lippen. Der Hunger aber drängte zu der Frage, ob mein Frühstück fertig sei. Aus einer Handbewegung auf den Herd und einem Murmeln, aus dem ich nur „Kaffee" verstand, erriet ich, daß der Topf solchen enthielt. Ohne Umstände suchte ich mir, was zum Frühstück nötig ist; zuerst aus einer ganzen Reihe Tassen von altertümlicher Form und Überresten von Gold und Malerei die einzige, die noch einen Henkel besaß. Nachdem ich vergeblich nach Brötchen und Zucker gespäht hatte, leistete ich auf beides kaltblütig Verzicht, schnitt mir ohne langes Besinnen ein tüchtiges Stück Brot ab und ließ mir sodann mein Frühstück unter den Betrachtungen, daß der Hunger der beste Koch ist — trefflich munden und summte dabei: „Freuet euch des Lebens, so lang noch das Lämpchen glüht." Da ertönte der schrille Klang einer

Zimmerglocke. Das Mädchen schrak zusammen, ließ die Kartoffel fallen, die es schälte, und lief ins Zimmer. Gleich darauf kam es zurück und sagte, die Frau Oberjustizrätin wünsche, daß ich zu ihr komme. Ich fand meine Patin im tiefsten Neglige, in einen alten gewirkten roten Shawl gehüllt. Der Patin Gesicht vertrug das Licht des Tages nicht, die Runzeln traten sehr hervor, und der zahnlose Mund — das Gebiß ruhte wohl noch auf dem Toilettentisch — ließen sie um 10 Jahre älter erscheinen — sie glich aufs Haar dem Bilde der Hexe, das ich mir ehedem von ihr entworfen, dazu hatte ihre Miene etwas Griesgrämiges, ihr Ton etwas Schnarrendes, als sie sagte:

„Du scheinst eine Langschläferin zu sein? Jenun, fürs erstemal will ich's hingehen lassen, aber von morgen an muß Olga ihre Chokolade punkt 7 Uhr haben. Das kleine Amt der Zubereitung habe ich dir zugedacht, um dich allmählich in die Routine der häuslichen Geschäfte einzuführen. Apropos! Sei nicht so verschwenderisch mit dem Zucker. Ein Stück täglich erspart, macht 365 im Jahr, ‚viele Wenig machen aber ein Viel‘ wie Hebel sagt. Ich hoffe, du machst dich gerne ein wenig nützlich — ich nahm dich zwar ohne jegliche berechnende Absicht auf, nur aus reiner Christenpflicht — du sollst wie meine zweite Tochter gehalten werden und wenn's dich ‚amüsiert‘ ein bißchen in der Küche thätig zu sein, so will ich dir auch noch die Zubereitung des Mittagessens überlassen. Olga'chen ist der Küchengeruch und die Hitze am Herd schäd-

lich, sie hat ein überaus sensitives Nervensystem. Ich aber bin von Trübsalen und Prüfungen, mit denen der Herr mich gezüchtigt hat, körperlich so heruntergekommen, daß mich das Stehen zu sehr ermüdet." Von Bedauernis mit der armen, schwergeprüften Frau ergriffen, deren Korpulenz übrigens die Bemerkung mit dem „Heruntergekommensein" Lügen straft, versicherte ich ihr, daß ich von Herzen zu jeder Dienstleistung bereit sei, und keinen anderen Wunsch habe, als mich nützlich zu machen. Sie ließ mich nicht ausreden, sondern sagte: „Von Diensten könne keine Rede sein; die Obliegenheiten, die sie mir zuteilen wolle, hätten den einzigen Zweck, entsprängen einzig und allein der uneigennützigen Absicht, mich zu einem tüchtigen, brauchbaren Mitglied der Menschheit heranzubilden; zugleich sei eine solche Thätigkeit das beste Palliativmittel gegen Heimweh, Grübeln und das Nachhängen der Gedanken an die Vergangenheit. Nach meinen hochgeröteten Wangen zu urteilen, sei ich vollblütig, auch neige ich zum Embonpoint. Frugale, vegetabilische Kost halte sie deshalb für mich am zuträglichsten, für Olga müsse dagegen täglich ein Extragericht bereitet werden — Hähnchen, Beafsteak und süße Speise. Ich möge heute 'mal von meiner Kochkunst an einem Reisauflauf — Olgas Lieblingsessen — ein Probestück ablegen, ihrer Olga Zukunft laste ihr schwer auf der Seele," fuhr sie fort, in eine elegische Stimmung mit obligater Begleitung von Seufzern und Augenverdrehen fallend, „sie fühle, daß man sie bald hinaustragen werde zur letzten Ruhestätte;

ihr Kind stehe dann verlassen da; keiner barmherzigen Patin Haus werde sich ihm öffnen wie mir. Obgleich sie Lust habe, abzuscheiden aus diesem Jammerthal und bei Gott zu sein, wollte sie doch noch gerne ihre irdische Pilgerfahrt fortsetzen, so lange es dem Herrn gefalle und bis sich für Olga eine gute Partie gefunden habe."

Nachdem ich mich am Nachmittag an Olgas Ballrobe, die verschiedener Abänderungen bedürftig war, als „Schneidermamsell" zur Zufriedenheit der Patin bewährt hatte, sagte diese mir auf die Schulter klopfend in einem Tone, als teile sie Gnaden aus: da ich so großes Geschick zum Kleidermachen habe, so wolle sie mir in Zukunft das Anfertigen ihrer und Olgas Kleider überlassen. Das habe einen doppelten Vorteil für mich, erstens: den einer geregelten Beschäftigung, die dem Menschen notwendig sei wie Luft und Nahrung, und zweitens das Bewußtsein des Nützlichseins, das mich zugleich des demütigenden Gefühles entheben werde, ihr eine Last zu sein. Sie hoffe, daß ich anerkenne, wie sehr sie für mein Wohl besorgt sei. „Auf Dankbarkeit darf man zwar nicht zählen hienieden, die beste Absicht wird verkannt — aber unser Lohn steht im Himmel angeschrieben!" schloß sie mit einem resignierten Blick auf die rauchige Zimmerdecke und schritt hierauf in selbstbewußter Haltung zur Thüre hinaus. Mich aber überlief eine Gänsehaut bei dem Gedanken, daß ich Tag für Tag die Tortur erdulden werden müsse, der Patin Salbader mein Ohr zu leihen und zu allem zu schweigen wie bis jetzt. Zeigt dieses Schweigen nicht von großem

Heroismus? Ist's nicht schwerer, solche Nadelstiche zu ertragen — solches Gift der Rede zu schlucken, ohne zu zucken, als sich selbst giftige Schlangen an die Brust zu setzen? Ich glaube, daß ich an Seelenstärke einer Kleopatra nichts nachgäbe in gleicher Lage! Beste Juliane, bist du nicht zufrieden mit der Gertrud? Siehst du jetzt nicht, daß ihr Humor ungetrübt bleibt?

(Fortsetzung von Gertruds Brief, einen Tag später.)

Der Schlummergott hat mir gestern einen Streich gespielt; mitten im lebhaftesten Geplauder mit euch Lieben entführte er mich in sein Traumreich! Jetzt aber befinde ich mich, wie ihr seht, wieder auf realem Boden. Ich schließe und bitte: macht euch keine Sorgen um mich. Meine Devise ist: „Durch". Ich gehe wohlgemut und mutig „durch" dick und dünn! Goethe's Lebensregel habe ich zu der meinigen gemacht:

„Willst du dir ein hübsches Leben zimmern,
Mußt du dich ums Vergangene nicht kümmern,
Das Wenigste muß dich verdrießen,
Mußt stets die Gegenwart genießen,
Besonders keinen Menschen hassen,
Und die Zukunft Gott überlassen."

Eure Gertrud Wohlgemut.

P. S. Ich muß euch doch noch ein urkomisches Erlebnis mitteilen. Als ich heute morgen 11 Uhr in der Küche stand und Schnee zu einer Crême schlug, die Olga zum Nachtisch sich bestellt hatte, tönte ein seltsames Klirren an mein Ohr. Der Ursache dieses Tones nachzuforschen,

eilte ich neugierig auf den Gang und hätte um ein Haar vor Schrecken meinen Schnee fallen lassen, denn um ein Haar wäre ich gegen einen, wie mir's schien, himmelhohen Jünger des Mars angeprallt, der, salutierend, die Frage an mich richtete, ob die gnädige Frau zu sprechen sei. Ich war so perplex, daß ich das Antworten vergaß. Sophie, das Dienstmädchen, kam mir zu Hilfe; sie ersuchte den Fremden, ins Wohnzimmer einzutreten, dessen Thür sie mit einem heftigen Ruck aufriß, worauf sie sich mit boshaft triumphierendem Lächeln wieder ans Kartoffelschälen begab. Eine Minute mochte seit dem Eintritt des Kriegshelden ins Zimmer entschwunden sein, da wurde die in die Küche mündende Schlafzimmerthüre wie von einem Orkan aufgerissen und die Patin — in eine Furie verwandelt, — (ganz so, wie sie in meinem Mythologiebuch abgebildet sind), stand auf der Schwelle. Erschrocken fragte ich, ob sie unwohl sei. Diese Frage entfesselte den durch allzu heftige Aufregung gehemmten Zorn. Sie schnaubte, ich möge meine albernen Fragen sparen und dagegen sofort gestehen, wer Herrn von Wendenstein ins Zimmer gewiesen habe. Ich sah Sophie erbleichen und erwiderte rasch gefaßt, daß ich's gethan habe. Nun entluden sich schwere Gewitterwolken auf mein Haupt! Die Patin schalt mich ein tückisches, boshaftes Geschöpf, einen bösen Geist, der den Frieden ihrer Häuslichkeit zerstöre; sie beschuldigte mich der boshaften Absicht, den Herrn Lieutenant nur aus dem Grunde ins Zimmer geführt zu haben, damit er Olga im Negligé sehe, weil ich gewußt, daß derselbe Absichten

auf Olga habe. Nun sei alles zerstört, was sie mühsam aufgebaut habe, sprudelte sie, ihrer selbst nicht mächtig, unvorsichtig heraus, denn Lieutenant Wendenstein suche ein häusliches Mädchen und habe nun Olga in zerrissener, beschmutzter Negligéjacke, ohne gebrannte Löckchen, ohne Schminke und Puder auf dem Ruhebett ausgestreckt mit einem Leihbibliothekenroman von Sue angetroffen. Als ihr Zorn den Siedpunkt erreichte, trieb Sporengeklirr sie schleunigst in die Flucht. Einen Zipfel ihrer Morgenrock-Schleppe hat der (sehr unnötigerweise!) in die Küche spähende Blick des Kriegshelden aber sicherlich erwischt! Gäbe das nicht reizenden Stoff zu einer Posse?

* * *

In dem neuen, von Julianens Großmut ihr gebotenen Heim fühlte Walli sich unsagbar froh, geborgen und zufrieden. Nur auf ihres adoptierten Kindes Wohl und Behagen bedacht, hatte Juliane kein Opfer gescheut, dieses Heim mit allem Komfort auszustatten, hatte gar manches wertvolle Stück Möbel bei der Versteigerung erworben, an dem, wie sie erraten, Wallis Herzchen hing. Daß sie, von ihrem Edelmut angetrieben, in der letzten Stunde auch noch einen Teil ihrer Ersparnisse zur Befriedigung eines Gläubigers hingegeben hatte, das wußte niemand; auch die Mädchen hatten keine Ahnung davon. Ihr Barvorrat war aber infolgedessen in bedenklicher Weise zusammengeschmolzen.

Juliane, eine tüchtige Hausfrau und Rechnerin, wußte ganz genau, wann das letzte Geldstück verausgabt und die

Kasse — leer sein würde. Mit welchen Mitteln sie alsdann wieder füllen?! Diese Frage fing an, sie zu beunruhigen; sie fand vorerst keine Antwort dafür und die Sorge drohte das schöne Gleichgewicht ihres Inneren zu stören, ihre klare Heiterkeit zu trüben.

In aller Frühe des neu angebrochenen Tages sitzt heute Juliane, das Haupt in die Hand gestützt, vor der geöffneten, fast leeren Geldkassette.

„Ach," spricht sie bekümmert vor sich hin, „wie nichtig sind doch all unsere Pläne, wie trügerisch sind unsere Hoffnungen und Berechnungen in dieser Welt! So sicher, so zuversichtlich hatte ich auf eine gesicherte Einnahmsquelle durch Unterricht gerechnet, und ach" — sie schüttelte den Kopf mit wehmutsvollem Lächeln — „auch nicht eine einzige Schülerin hat sich auf meine Annoncen gemeldet, auch meine sonstigen Bemühungen, zum gewünschten Ziele zu gelangen, haben sich resultatlos erwiesen! Was nun beginnen?" Sie ringt die Hände. „Dringt kein Lichtstrahl in dieses Dunkel?" ruft sie gequält aus, das große feuchte Auge fragend nach oben richtend. Plötzlich geht's wie ein Leuchten über ihr bleiches Antlitz. „Kleingläubige, die ich bin! Lebt denn der alte Gott nicht mehr? Er wird mich nicht verlassen, er wird Hilfe senden zur rechten Zeit." Sie schließt ihre Kassette. „Das ist das letztemal, daß ich dasitze und zähle und rechne. Ich muß andere Schritte thun — ich werde mich heute noch um die im gestrigen Blatt ausgeschriebene Lehrerinstelle am neuen Mädchenpensionat bewerben. Werde ich mit meinem Ge-

such abgewiesen, nun, dann suche ich mir Verdienst mit Handarbeit."

Mit neubelebter Hoffnung und geklärter Miene trat sie ins anstoßende Schlafzimmer, wo sie zu ihrer Verwunderung Walli, die sie noch in festem Schlummer wähnte, bereits angekleidet fand. Sie ahnte nicht, daß infolge ihrer Versäumnis, die Thür fest ins Schloß zu ziehen, das arme Kind unfreiwillig Hörerin ihres kummervollen Selbstgespräches, ihrer Seufzer gewesen war.

Am Nachmittag begab sich Juliane auf den Weg zum Direktor des Pensionates. Kaum hatte sich die Thüre hinter ihr geschlossen, da überließ sich Walli ungehindert ihrem Herzeleid, hielt die Thränen nicht länger zurück, wie sie es den ganzen Morgen mit rühmlicher Tapferkeit gethan hatte. „Ach," schluchzte sie, „wie hart ist doch das Bewußtsein, solch ein Sorgenkind, solch eine Last für Juliane zu sein, und wie unverzeihlich ist's von mir, daß ich mich füttern ließ wie ein noch nicht flügges Vögelein, ohne zu fragen, Tante, hast du denn auch wirklich die Mittel zur Anschaffung der feinen Weine und Delikatessen, die ich mir so gut munden lasse? Ach, daß ich doch mit Handarbeit etwas verdienen könnte! Aber diese steifen Hände sind zu nichts zu gebrauchen. Und zum Verkaufen habe ich auch nichts, kein einziges Schmuckstück. Doch halt — das wäre etwas! Hat nicht der Friseur uns gesagt, meine Locken wären Goldes wert? Die verkaufe ich. Welch glückliche Idee!" Sie zog rasch das seidenwattierte Kapüzchen herunter, das sie in der Frühe oder bei hef-

tigen Kopfschmerzen auch zeitweise bei Tag zu tragen pflegte. Die Haarmassen, ihrer Fessel ledig, flossen nun in goldschimmernden Wellen über Schultern und Brust bis an die Kniee herab wie ein Schleier. Erschöpft von Seelen=erregung und erhöhten Nervenschmerzen, legte Walli das liebliche Köpfchen in die weichen Kissen zurück, die Lider senkten sich, die großen blauen Augensterne deckend — sie schlummerte sanft ein. Mit den vom Schlafe sich rosig färbenden Wangen, so regungslos im weißen Kissen zu=rückgelehnt, gemahnte sie an Dornröschen. Dieser Ver=gleich mochte sich wohl dem Fremden aufdrängen, der wie angewurzelt, das Auge voll Staunen und Bewunderung auf die Schlafende gesenkt, auf der Schwelle stehen blieb, unschlüssig, ob er vortreten, oder sich wieder leise entfernen solle. Die alte Margaret, welche mit Wäsche im Hofe beschäftigt war, hatte ihn hinaufgewiesen und ihm anbe=fohlen, wenn auch auf sein Pochen kein „Herein" erfolge, dreist ins Zimmer einzutreten, das Fräulein befinde sich möglicherweise im Nebenzimmer. In dem Moment aber, wo er den Fuß rückwärts setzte, fuhr Walli jäh aus ihrem Schlummer auf — ihr Blick begegnete dem des Fremden. Von Purpurglut übergossen, in namenloser Verwirrung über den Anblick eines ihr gänzlich unbekannten Mannes, wollte sie sich rasch erheben, sank aber mit einem Schmer=zenslaut wieder aufs Sofa, während der Fremde, eine hohe, imponierende Gestalt, mit edeln Gesichtszügen und gebräunter Hautfarbe jetzt rasch vortrat, mit einer eleganten Verbeugung um Vergebung wegen seines Eintritts ohne

Aufforderung bat, und den Grund desselben erklärte. In holdester Verlegenheit und doch mit einer reizenden Haltung von Würde — Walli empfing zum erstenmal in ihrem Leben männlichen Besuch allein — forderte sie den Fremden auf, Platz zu nehmen, nachdem sie um Entschuldigung gebeten, daß sie sich wegen ihres nervösen Leidens in den Gliedern nicht habe erheben können.

„Ich komme in der Absicht," sagte der Fremde, sich auf einen Stuhl niederlassend, „mich mit einem Fräulein Juliane Bernberg wegen Unterricht im Klavier zu besprechen; Sie sind doch wohl nicht Fräulein Bernberg?" fügte er im Tone des Zweifels hinzu, Walli mit einem flüchtigen, forschenden Blick seiner dunklen Augen streifend.

„Nein," lächelte Walli kindlich, „ich bin nur die Walli, das heißt," verbesserte sie sich, beschämt über ihre Naivität, „nur Julianens — Fräulein Bernbergs — Pflegekind. Meine Erzieherin ist im Augenblicke nicht zu Hause; wenn Sie aber so freundlich sein wollten, mir Ihr Anliegen zu sagen, so werde ich es ihr ganz gewissenhaft mitteilen, sobald sie heimkehrt — vielleicht kann ich Ihnen aber auch die gewünschte Auskunft geben?" Mit sichtlicher Bewunderung hatte des Fremden Blick auf dem bezaubernd lieblichen Antlitz der Sprecherin geruht, dann sagte er in der ruhigen, sicheren Art des feinen, gewandten Weltmannes:

„Erlauben Sie mir vor allem, Fräulein, mich Ihnen vorzustellen. Mein Name ist Walther Günter — ich bin Ihr nächster Nachbar."

„Wie, Sie wohnen im Nebenhause, der herrliche Garten ist Ihr Besitztum?“ rief Walli in kindlichem Staunen aus. „O, es macht mir eine so große Freude, hinüberzuschauen, der Garten muß im Sommer gewiß ein wahres Paradies sein?“

„Ich habe dafür kein Urteil,“ erwiderte Herr Günter, „weil ich im Hochsommer, wo er im Höhepunkt seines Glanzes stand, nicht hier gewesen bin. Anlage und eine Fülle der seltensten Pflanzengattungen und Gewächse lassen freilich mit Recht annehmen, daß er ein kleines Eldorado sein muß. Es freut mich herzlich,“ fuhr er mit gewinnender Freundlichkeit fort, „daß er Ihnen einen lieblichen Anblick und Unterhaltung gewährt, er hat somit jedenfalls einen hohen Nutzen. Meine Ellen weiß nichts von seinen Vorzügen zu würdigen, als die breiten Wege, in denen es sich famos Reif schlagen läßt,“ fügte er lächelnd hinzu.

„Ellen? das ist wohl das liebliche Kind,“ fragte Walli, „das ich schon manchmal mit einem Neufundländer in dem Garten sich herumtummeln sah? Ich taufte sie „Elfe des Feengartens“, setzte sie lächelnd hinzu.

Des Amerikaners Miene strahlte in befriedigtem Vaterstolz; er sagte mit gutmütigem Lächeln: „Irrwisch möchte doch wohl ein passender Name für meine Ellen sein, der ich jetzt ihr tolles Herumschweifen und irrlichterartiges Herumflackern ein wenig legen will durch strenge Regulierung ihrer Zeit. Diese Absicht ist die Veranlassung meines Besuches. Ich möchte sie nämlich ihr vernachlässigtes Klavierspiel wieder aufnehmen und Unterricht

nehmen lassen. Hat Fräulein Bernberg wohl noch über freie Zeit zu verfügen? Könnte sie Ellen als Schülerin annehmen?"

Walli pochte das Herz stürmisch vor Freude. „Eine Schülerin," jubelte sie in ihrem Innern und in freudiger Hast erwiderte sie ehrlich: „O ja, gewiß, sie hat noch über ihre volle Zeit zu verfügen. Auf die Anzeigen hat sich leider, wie sie mir heute sagte, niemand gemeldet."

„Nun, das ist mir lieb," sagte Herr Günter etwas hastig, „das heißt," verbesserte er sich rasch, „im Interesse meiner Ellen, um deretwillen ich es bedauert haben würde, wenn mir schon andere zuvorgekommen wären und ich unverrichteter Sache hätte heimkehren müssen. Fräulein Bernberg ist mir nämlich von mehreren kompetenten Seiten in rühmlichster Weise empfohlen worden."

„O, das freut mich," sagte Walli strahlend, „daß man Gutes von Juliane spricht; sie verdient es mit vollem Rechte. Wünschen Sie, mein Herr, daß Ellen den Unterricht schon in der nächsten Zeit beginne?" – „Ja, das ist mein Wunsch," erwiderte Günter lebhaft. „Und ein weiterer Wunsch wäre, daß mein Kind den Unterricht bei Ihnen hier nähme – vorerst eine Stunde täglich, später deren zwei –"

„Das kann ganz nach ihrem Belieben eingerichtet werden," sagte Walli freundlich. „Wir haben ja ein Klavier und sind immer allein und ungestört."

Herr Günter erhob sich hierauf und reichte Walli die Hand, sich verabschiedend. Ohne Scheu legte sie ihr zartes,

durchsichtiges Kinderhändchen in diese Männerhand und, zu Günter aufblickend, begegnete ihr großes Auge einen Moment seinen mit dem Ausdruck wärmsten Mitgefühls auf ihr ruhenden dunklen, ernsten Augen. Eine seltsame Beklommenheit überfiel sie — errötend zog sie ihr Händchen zurück und ließ Günter, ohne noch einmal aufzuschauen, das Zimmer verlassen. Als die Thüre ins Schloß fiel, atmete sie erleichtert auf und schüttelte die Locken von der heißen Stirne zurück. „Sieben Stunden für jetzt, später zwei täglich, o welch eine große Summe macht das!" rief sie fröhlich aus. „Damit kann die gute Juliane gewiß auskommen, für jetzt aber, bis sie das erste Honorar einnimmt, will ich mit dem Erlös aus meinen Locken ein Scherflein beisteuern, ihre leere Kasse füllen. Margaret soll sie mir nur gleich abschneiden."

Sie bewegte bei diesen Worten eine Glocke, die auf dem Tische neben dem Sofa stand. Margaret ließ nicht auf sich warten.

„Was beliebt, Wallichen?" fragte sie zärtlich. „Soll ich ein Täßchen Schokolade kochen? Wir haben seit gestern eine neue, ganz extra feine Sorte bekommen, delikat," fügte sie den Mund spitzend und mit zusammengedrückten Daumen und Zeigefinger eine bezeichnende Bewegung machend hinzu.

„Das ist Luxus," grollte Walli, eine strenge Miene annehmend, „eine minder gute Sorte thäte es auch ganz gut. Du solltest gar nicht zugeben, daß Juliane, ihrem guten Herzen folgend, Ausgaben macht, die ihre Mittel übersteigen. Wozu soll das führen? Zu immer größeren Sorgen! —

Ich will ihre Sorgen aber nicht vermehren, sie hat deren wahrlich ein gut' Teil, ich weiß dies seit heute ganz gewiß; es ist mir ein Licht zur guten Stunde aufgegangen. Und du, du Böse bist im Komplott mit Juliane und ihr habt es miteinander ausgemacht, mich in dem thörichten Wahn zu erhalten, es sei alles in Hülle und Fülle vorhanden. Ich will dir dein großes Unrecht verzeihen, Alte, wenn du mir ohne Widerrede einen Gefallen erzeigst. Sieh, diese Haarmassen sind mir längst zur Last. Ganz gewiß sind sie durch ihre Schwere zum Teil Ursache meiner qualvollen Kopfschmerzen, auch machen sie mir unerträglich heiß. Du sollst sie mir nun — abschneiden."

Margaret schlug die Hände zusammen, daß es klatschte.

„Abschneiden? Deinen schönsten Schmuck, diese Zierde, diese Prachthaare, von denen alle Leute reden, wie man in der ganzen Stadt nichts Ähnliches findet — deinen Staat, um den alle Mädchen dich beneiden, abschneiden? Na, das ist doch wohl auch dein Ernst nicht. Du willst nur Kurzweil mit mir treiben?"

„Nein, 's ist mein völliger Ernst, Margaret," beteuerte Walli, „du darfst's mir glauben. Bitte, Alte," schmeichelte sie in ihrem süßesten Tone, „nimm die große Schere und schneide mir sie hübsch ab, ehe Juliane heimkehrt, spute dich."

„Ich thu's nicht, ich kann's nicht thun, 's geht mir gegen die Natur, ich kann ja kein Tierchen umbringen, geschweige —" wehrte sich Margaret.

„Nun," lachte Walli hell auf, „ich mute dir ja auch nicht zu, Blut zu vergießen, sei doch vernünftig und gut und lieb und — thu' deiner Walli den Willen —"

„Na denn in Gottes Namen," sagte Margaret mit kläglicher Jammermiene und einem Seufzer, der einem Stöhnen glich, „wenn du's denn absolut nicht anders haben willst, Wallichen, so will ich's thun, 's wäre ja die erste Bitte, die die Margaret dir abgeschlagen hätte. Aber ich wasche meine Hände in Unschuld; 's ist und bleibt eine Sünde, sich so zu verunstalten, das behaupte ich bis zum jüngsten Gericht."

Und die Lippen fest aufeinander pressend, als würge sie gewaltsam hinunter, was sich noch hervordrängen wollte, nahm sie eine Schere aus einem Arbeitskörbchen und setzte sie resolut an die seidenweichen Locken. Walli neigte das schöne Haupt vornüber — eine um die andere fielen die langen Ringeln zu Boden, sich allmählich zu einem flockigen, goldschimmernden Häufchen auftürmend.

„So, nun ist's geschehen," schnurrte Margaret, sich bückend und die Haare mit einer Sorgfalt und Zärtlichkeit in ihre Schürze sammelnd, die ihren barschen Worten widersprach. Walli legte ihr Händchen auf der alten treuen Dienerin Schultern und sagte gerührt:

„Ich danke dir, du gute Seele, daß du mir den Willen gethan hast. Nun mußt du mir aber noch einen Liebesdienst erweisen — sie schmiegte sich zärtlich an die Alte an — „du mußt diese Haare zu einem Friseur tragen und — und verkaufen." — „Ver . . . kau . . . fen?" Mar=

garetens Verstand schien stille zu stehen, dann aber ging ihr plötzlich ein Licht auf. „O, ich dumme Gans" — sie tippte an die Stirne — „ah, also darum mußt' ich die Haare abschneiden — das mit dem Heißmachen und den Kopfschmerzen war Schwindel! O, Wallichen, mich so zum Narren zu halten! Aber" — sie lächelte verschmitzt — „ich bin nur froh, daß ich so pfiffig war, die Haare nicht kurz zu scheren, sondern fingerlange Ringelchen stehen zu lassen — 's steht dir prächtig, Herzchen, so, siehst aus wie ein Engelchen mit goldener Krone — na, und die That war schön und so was bringt seinen Segen," sie fuhr mit der schwieligen Handfläche über die Augen — „aber meines sel. Herrn Tochter ihre Haare verkaufen — das ist hart" — sie schluchzte. — „Für das Geld, Alte, das wir dafür lösen," beschwichtigte Walli liebreich, „kaufen wir Kaffee, Zucker, alles mögliche, daß der leere Speiseschrank gefüllt wird, Tante Juliane keine Sorgen mehr hat."

„Ich ging' meiner Seel' lieber durchs Feuer," murmelte Margaret, „aber meinethalben, ich schluck' diese Pille auch noch, dir zu lieb."

Damit schritt sie finsteren Blickes, die abgeschnittenen Haare in der Schürze sorgfältig zusammenhaltend, zur Thüre hinaus, an Juliane vorbei, die gerade heimkehrte. Juliane sah bleich, abgespannt aus, zwei dunkelrote Flecken auf den Wangen verrieten die innere Erregung. Ohne ein Wort weiter nach der herzlichen Begrüßung schritt sie auf die Thüre des Schlafzimmers zu.

„Halt, Tantchen," erschallte Wallis neckisches Kommando, „dageblieben! Ich hab' was in petto, hab' was ganz Wunderbares in deiner Abwesenheit erlebt — "

Juliane lächelte matt, ungläubig. „Laß mich nur wenigstens Hut und Mantel ablegen — "

„Gut, aber ich bewillige nur zwei Minuten, länger vermag ich meine Wunder nicht für mich zu behalten," sagte Walli neckisch.

Nach dieser bewilligten kurzen Frist kehrte Juliane gehorsam zurück und setzte sich mit einem Strickzeuge neben Walli nieder, mehr jedoch um deren Willen zu thun, das sah man ihrer Miene an, als aus Neugier oder Verlangen, das Geheimnis zu vernehmen. „Du bist ja ganz merkwürdig rosiger Laune," sagte sie, Walli anblickend, „nun, so beginne denn mit deinem Märchen; ein Märchen ist's ja doch wohl, das du mir aufbinden willst?"

Walli bog das Köpfchen schief und stützte es in die kleine Hand. „Ja, du magst das Richtige getroffen haben — eine Art Märchen ist's," sagte sie träumerisch — „ein schöner Prinz aus dem Mohrenland kommt darin vor — "

„Kindskopf!" lächelte Juliane matt.

„Kindskopf!" fährt Walli ganz entrüstet auf. „Der bin ich nicht mehr. Bin heute mündig geworden," sagt sie mit wichtiger Miene, die sie reizend kleidete. „O, Tante," ruft sie, die Hände zusammenschlagend, im Tone eines übermächtigen Glücksgefühles aus, „heut ist ein Freudentag — juble mit mir, mach' ein froh Gesicht, der Walli, deinem Sorgenkind, ist die Macht gegeben, dir

die Last abzunehmen, die du lange schweigend getragen hast. Juliane — wir haben eine Schülerin!"

Ein heller Schimmer glitt über Julianens abgespannte Züge. Eine Schülerin? Wirklich? „Wie ist das zugegangen? Wer war denn da —"

„Geduld, Geduld," neckte Walli, sich an Julianens froher Erregung förmlich weidend. „Ich will dir das große Ereignis hübsch logisch und ausführlich berichten. Höre also! Aus süßem Schlummer in die Höhe fahrend, fällt mein Blick auf eine hohe, imposante Männergestalt, die, auf der Schwelle stehend, mich mit großen leuchtenden Augen starr anschaut. Einen Räuber in dem Eindringling vermutend, der mir nach dem Leben trachtet, will ich entsetzt auf die Füße springen — da entpuppt sich glücklicherweise der vermeintliche Räuber als —" sie lacht hell auf wie ein übermütiges Kind.

„Walli, du bist ja ganz aus Rand und Band, wie verzaubert, dein ‚Prinz aus Mohrenland' scheint dich zum Leben erweckt zu haben?" ruft Juliane, Walli erstaunt anschauend, aus, „aber bitte, sag jetzt endlich, als wer der Fremde sich entpuppte."

Walli lächelt in sich hinein; dann kommt's gedehnt, geheimnisvoll über ihre Lippen: „Als — unser — Nachbar — Walter Günter ist sein Name. Das gemahnt mich an — Walter von der Vogelweide" — ein träumerisches Lächeln gleitet über ihr Gesichtchen, „ich denke mir, solche Hünengestalt hatte gewiß —"

„Aber Kind, wohin verirrst du dich," droht Juliane

kopfschüttelnd mit dem Finger. „Jetzt heraus mit der Sprache: was hat diesen Walter hergeführt?"

„Die Absicht — anzufragen —" hub Walli, ihre Worte wieder dehnend, an, und ein reizendes schelmisches Lächeln spielte um den kleinen Mund — „ob Fräulein Juliane Bernberg — geneigt sein möchte, seinem Kinde — Klavierunterricht zu geben. Wir haben also jetzt eine Schülerin," schloß sie, hell aufjubelnd, indem sie lustig in die Händchen klatschte.

„O, Gott sei Lob und Dank!" ruft Juliane in überwallendem Froh- und Dankgefühl aus, „denn ach, ich habe einen vergeblichen Gang gemacht! Dann faltet sie die Hände auf dem Schoß, das edle Haupt neigt sich herab, langsam, jedes Wort betonend, als erfasse sie in dieser Minute erst die volle Bedeutung dessen, was sie spricht, kommt es in tiefster Inbrunst über ihre Lippen:

„Wer nur den lieben Gott läßt walten,
Und hoffet auf ihn allezeit,
Den wird er wunderbar erhalten
In aller Not und Traurigkeit,
Wer Gott dem Allerhöchsten traut,
Der hat auf keinen Sand gebaut."

*   *
*

Am folgenden Tag, zu der von Juliane bestimmten Zeit — 3 Uhr — trat Ellen Günter an der Hand ihrer Gouvernante herein. Diese, Französin, eine interessante, frappante Erscheinung, über die erste Jugend hinaus, in hocheleganter Toilette, ein sehr kleines Pelzkäppchen auf

dem rabenschwarzen Haare, musterte Juliane mit durchbohrendem, fast impertinentem Blicke vom Scheitel bis zur Sohle. „Ik nich sprech deutsch,“ sagte sie hochfahrend, und dann sprudelte es über ihre dünnen Lippen in ihrer Muttersprache: sie fühle sich gedrungen, Ellen, ihren Liebling, selbst herüberzubringen, um sich zu überzeugen, daß sie in gute Obhut komme und um zugleich das teure Kind der neuen, so ganz unbekannten Lehrerin dringend anzuempfehlen, es sei zart organisiert, verwöhnt und bedürfe sehr gewissenhafter Leitung, großer Zärtlichkeit. Mit einem noch kürzeren Nicken tänzelte sie hierauf graziös zur Thüre hinaus, Ellen noch einige Kosenamen zurufend und mit den Fingerspitzen einen Kuß zuwerfend. Auf der Schwelle wandte sie sich jedoch hastig noch einmal herum — ein feindseliger, boshafter Blick aus den schwarzen Augen tauchte in die Ecke, wo Walli auf dem Sofa ruhte — dann verschwand sie.

Juliane hatte dem verletzenden Gebahren der Französin stolzes Schweigen und kalte Ruhe entgegengesetzt. Jetzt aber beschlich sie ein Gefühl des Unbehagens. Blitzartig fuhr es ihr durch den Kopf: das ist unsere Feindin. Von dieser droht uns schweres Unheil!

Ellen stand stumm und verscheucht, mit gesenkten Lidern, ihr kleines Händchen zerrte krampfhaft an den Bändern einer Notenmappe, die sie am Ärmchen hängen hatte. Sie war ein schmächtiges Figürchen, das durch das allzukurze Röckchen noch kleiner und jünger aussah. Teint und Farbe der Haare kennzeichneten die Südländerin.

Das Gesichtchen war von wachsartiger Farbe, die Augen, groß und tiefschwarz, die sie jetzt schen zu Julianen aufschlug, hatten einen eigentümlich ängstlich suchenden Ausdruck.

Liebevoll zog Juliane das Kind zu sich heran, strich ihm zart die krausen Haare aus der Stirne und ihm mit den klaren Augen freundlich ins Gesichtchen schauend, sagte sie in ihrem herzgewinnenden Tone:

„Du mußt dich nicht vor uns fürchten, Ellen, wir wollen dir gewiß nichts zu leid thun, im Gegenteil, dir Liebe erweisen und dich lehren, schön Klavier zu spielen. Du darfst ohne alle Angst sein, ich bin eine geduldige Lehrerin."

Der schene Ausdruck des blassen Gesichtchens verschwand wie durch Zauber. Staunend und groß richteten sich die schwarzen Augen auf Juliane. „Du hast eine Stimme wie meine gütige Mama. So sprach gerade die Mama, wie du soeben mit mir," sagte Ellen. „Seit sie aber im Grabe liegt, hat niemand mehr außer Papa so gütig mit mir geredet. Ich habe jetzt schon gar keine Angst mehr vor dir; ich glaube, daß ich dich werde lieben können," rief sie fröhlich aus, sich zutraulich an Julianen anschmiegend: „Du hast ein so liebes, gutes Gesicht!"

Plötzlich blieben ihre umherschweifenden Augen auf Walli haften. „Ist das das liebe Mädchen, das goldene Locken wie ein Engel hat und von dem Papa mir so viel erzählt?" fragte sie neugierig. „Wo sind denn aber deine goldenen Locken? Mama hat auch goldene Haare, Papa

sagt, du sähest ihr so ähnlich." — „Ist sie schon lange tot, deine Mama?" fragte Walli rasch, um des Kindes Gedanken von ihren Locken abzulenken.

„Schon zwei Jahre," antwortete Ellen betrübt. „Ich habe schon oft geweint, daß sie mich nicht mitgenommen hat. Papa ist sehr gut zu mir, aber doch nicht so gut wie Mama."

Nach Ablauf der Klavierstunde wurde ein fester Männertritt vernehmbar und gleich darauf ein kräftiges Pochen. Auf Julianens „Herein" trat Herr Günter über die Schwelle. Ein Ausdruck freudiger Überraschung leuchtete auf seinem Gesicht auf, als er Ellen so zärtlich und zutraulich an die hohe schlanke Gestalt angeschmiegt sah, in der er sofort die Lehrerin vermutete. Mit einer tiefen, fast ehrfurchtsvollen Verbeugung sagte er, vor Juliane hintretend:

„Ich stelle mich als Ihr Nachbar Walter Günter vor und habe wohl die Ehre, Ellens Lehrerin vor mir zu sehen?"

Juliane erwiderte die Verbeugung in ihrer anmutigen, würdevollen Weise und sagte bescheiden:

„Ja, die bin ich und ich freue mich, Ihnen schon gleich nach der ersten Stunde meine Zufriedenheit sowohl über Ellens Eifer, als über ihr Betragen aussprechen zu können."

„Das ist mir eine überaus große Freude," sagte Günter in einem Tone, dessen Wärme seine Worte bestätigten, Juliane zugleich die Hand darbietend. „Aber

es dünkt mich fast ein Wunder, daß es Ihnen gelungen ist, die kleine Widerspenstige da zu zähmen, sie eine ganze Stunde ans Klavier zu fesseln. Nein, mit rechten Dingen kann das nicht zugegangen sein," fügte er lächelnd hinzu, „bis jetzt ist dies wenigstens noch keinem Lehrer gelungen."

„Es ist aber auch noch niemand so gütig und lieb gegen mich gewesen, wie Fräulein Juliane, Papa," mischte sich Ellen mit vorlautem Tone ins Gespräch ein; Juliane aber unterbrach sie und sagte bescheiden ablehnend:

„Was Sie einer Wunderkraft zuschreiben, ist nichts anderes, als meine langjährige Erfahrung in der Kindererziehung, meine Methode, die jungen Herzen durch rasches Erwecken ihres Zutrauens zu gewinnen. Man muß sie nur gleich von vornen herein fühlen lassen, daß wir von herzlicher Liebe, vom redlichen Wunsche beseelt sind, ihnen Gutes zu erweisen. Darf ich Sie bitten, falls Sie sich noch verweilen können, Platz zu nehmen?" fügte sie freundlich, einen Sessel herbeiziehend, hinzu.

Günter machte bereitwillig Gebrauch von der Aufforderung, in dem Moment aber, wo er sich niederlassen wollte, gewahrte sein Auge Walli, die von dem Schatten der nahenden Dämmerung umhüllt, in ihrer Sofaecke geduckt saß. Rasch trat er näher zu ihr hin und begrüßte sie mit der Herzlichkeit eines Bekannten, indem er, einen forschenden Blick auf ihre Kopfhülle werfend, im Tone der Teilnahme die Frage hinzu setzte, ob sie sich leidender fühle, als sonst.

Ehe Walli Zeit zur Erwiderung finden konnte, sagte Ellen schmollend:

„Aber so schön, Papa, wie du gesagt, ist Walli nicht; ich kann's wenigstens nicht finden; das mag aber vielleicht an der abscheulichen Kapuze liegen, welche die langen, goldenen Locken verdeckt? O, Papa, bitte du Walli, die Kapuze abzunehmen!"

„Nein Ellen," sagte Herr Günter bestimmt, „das thue ich nicht, das wäre unbescheiden. Es ist übrigens jetzt höchste Zeit uns zu entfernen; gewiß bist du den Damen schon zu Last gewesen!"

Juliane versicherte freundlich, daß das nicht der Fall sei, und hüllte Ellen fürsorglich in das pelzgefütterte Sammetmäntelchen ein. Während dessen trat Günter ans Sofa, zu Walli hin, sich von dieser verabschiedend mit dem warmen Wunsche, daß ihr Befinden sich bessern möchte. Walli drückte sich noch tiefer in die Sofaecke, zog die Kapuze noch tiefer in die Stirne und nur zwei Fingerspitzen in Günters kräftige Rechte legend, dankte sie kurz, mit kaum vernehmbarer Stimme. Indem er sein Kind hierauf am Händchen faßte, verbeugte sich Günter vor Juliane und fragte so höflich, als erbitte er eine Vergünstigung:

„Morgen darf ich also zur gleichen Stunde meine Ellen herüberschicken?"

„Ja vorausgesetzt, daß diese Stunde Ihnen angenehm ist," gab Juliane liebenswürdig zur Antwort.

Die Schritte der Weggehenden waren längst verhallt und noch herrschte tiefes Schweigen zwischen Juliane

und Walli. Letztere unterbrach es zuerst. Sie fragte leise, unsicher, als koste ihr die Frage Überwindung:

„Welchen Eindruck hat Herr Günter auf dich gemacht, Tantchen?“

„Herr Günters Wesen hat etwas überaus Gewinnendes,“ erwiderte Juliane nach kurzem Nachsinnen, „es zeigt die Glätte des erfahrenen Weltmannes und zugleich leuchtet durch Wort und Benehmen die Biederkeit des deutschen Gemütes. Seine Art und Weise läßt auch auf gute Erziehung und feine Herkunft schließen. – Und Ellen? Sie erweckte seltsamer Weise, trotz ihrer kostbaren Hermelingarnitur und Samtmäntelchen, ein Gefühl des Mitleides, des Erbarmens in mir; sie darbt am höchsten Glück: an der Mutterliebe. „Nun sag' aber, Kind, warum hast du Ellen den Willen nicht gethan und deine Locken gezeigt? Das war kleinlich. Herunter jetzt mit dieser häßlichen Hülle,“ kommandierte sie lächelnd, indem sie mit sanfter Gewalt an den Bändern zerrte, welche die Kapuze unter Wallis Kinn zusammenhielten. Walli sah sich in die Enge getrieben – ohne Ausweg. Verstellung und Sträuben halfen nichts mehr, sie rief in halb weinerlichem, halb komischem Tone: „Ach, Juliane, ich konnte mit bestem Willen Ellens Wunsch nicht erfüllen, ich kann überhaupt keine Locken mehr tragen, – denn – denn ich habe sie ja gar nicht mehr.“ Und indem sie die Kapuze herunterzog, neigte sie das liebliche Haupt mit kläglicher Miene, wie ein Verbrecher, der sein Urteil erwartet. Ihren Augen und Ohren nicht trauend, starrte Juliane das Köpfchen

an, dessen Liebreiz ihr bezaubernder dünkte als je zuvor. Kein Tadel kam über ihre Lippen, denn blitzartig war das Verständnis für Wallis Thun in ihr aufgeleuchtet. Der Vorrat in dem Speiseschrank, den sie entdeckt und über dessen Herkunft Margaret sich in die lächerlichsten Widersprüche verwickelt hatte, gab ihr den Schlüssel zu demselben. Ein voller, beredter Blick, der sich tief in Wallis Auge tauchte, lohnte dieser aber zugleich überreich für ihre That, und diese Stunde knüpfte das Band zwischen den beiden Herzen noch um vieles fester.

Brief von Leonore.

Teure Tante, liebste Walli!

Worldley-Castle, 4. Dezember 186 .

Ein Meer dehnt sich zwischen euch und mir — ich sitze an einem Schreibtisch, der aus der Zeit irgend eines König Heinrich oder Richard stammt — einem Stück Altertum, um das mancher Antiquitätensammler sein halbes Vermögen gäbe. Seit gestern sind wir auf Myladys Stammschloß angelangt, einem jener Schlösser, deren Beschreibung in Walters Scotts Romanen stets einen so wunderbaren geheimnisvollen Reiz auf meine Phantasie übte. Ich bin mitten in die Romantik hinein versetzt, so ganz in meinem Element, daß ich noch nicht einen Moment meinen Entschluß bereut habe, oder daß meine Stimmung durch Heimweh getrübt worden wäre.

Seit meiner Ankunft in London und meinem Eintritt in Lady Worldleys Haus habe ich noch über keine freie Stunde verfügen können — die wenigen ausgenommen, wo ich abgespannt, geistig ermattet auf meiner chaise longue lag, um wieder meine erschöpften Lebensgeister zu restaurieren. Dieser „Tourbillon", der mich förmlich herumgewirbelt hat, war mir heilsam. Indem die Gegen-

wart mit ihrer bunten Abwechslung mein ganzes Denken und Empfinden absorbierte, versank die Erinnerung an die Vergangenheit wie eine Landschaft hinter dichtem Nebelschleier. Unter den Zerstreuungen und Genüssen, die mich so zu fesseln vermochten, daß ich zeitweise vergessen konnte, was hinter mir liegt, dürft ihr euch keine Bälle und Routs verstellen; an solchen Vergnügungen nahm ich bis jetzt trotz des Drängens der Lady Wortdley keinen Anteil, aus Pietät für den teuren Vater. Es waren die großartigsten, Herz und Geist erhebenden Sehenswürdigkeiten der Hauptstadt Albions, die euere Leonore so hingerissen haben, daß sie förmlich fieberte. Der Tower mit seinen blutigen Erinnerungen erfüllte mich hauptsächlich mit einer Art heiligen Schauers. Meine Ideale: Anna Boleyn, Johanna Seymour hatten hier an dieser Stelle gelitten, geweint und die Tage bis zu ihrem gräßlichen Ende gezählt. Ich weihte ihrem Andenken Thränen. Einer detaillierten Schilderung dessen, was mein Auge schauen durfte, soll aber die Beschreibung der Menschen vorangehen, unter und mit denen ich jetzt lebe. Da kömmt denn zuerst die Schloßherrin-Witwe. Sie ist etwa 36 Jahre alt, eine Französin und wahrhaft bezaubernde Erscheinung, beweglich wie Quecksilber, feurig und lebhaft, wie alle Frauen dieser Nation. Sie gefällt mir unbeschreiblich gut; sie bezauberte mich sozusagen beim ersten Zusammentreffen. Denkt euch, welche Liebenswürdigkeit! sie nahm mich persönlich am Bahnhofe in Empfang, bewillkommnete mich mit der Herzlichkeit einer Bekannten. „Soyez la

bien venue, soyez la bien venue," klang es wiederholt in Silbertönen von den rosigen Lippen, und als wir dann in einem Wagen mit Windesschnelle, von zwei Apfelschimmeln gezogen durch die Straßen sausten, versicherte sie mich mit einer Wärme und Liebenswürdigkeit, die mein Herz sofort gefangen nahmen, daß sie sich sehr freue, mich als dame de compagnie für ihre Tochter Alix gefunden zu haben.

Plötzlich brach das Geplauder ab — der Wagen hielt — der Kutschenschlag flog auf, ein livrierter, goldschimmernder Diener war uns beim Aussteigen behilflich, während ein anderer am großen Potal des Palais zu unserem Empfang in kerzengerader Haltung wie eine Schildwache postiert war. Er schritt uns voran, die mit kostbaren Teppichen belegte breite Steintreppe hinauf, wo auf der obern Stufe ein Kammerdiener stand, dem wir sozusagen von dem anderen überantwortet wurden. Dieser schritt uns auf den Spitzen der Zehen voran, stieß mit einer bewunderungswürdigen Gewandtheit eine hohe Flügelthüre auf, daß sie geräuschlos auseinander flog und pflanzte sich sodann wie ein Automat neben dem Eingang auf. Mit freundlichem Nicken des schönen Hauptes rief mir die Lady zu: „à revoir à diner!" und verschwand hinter den sich ebenso zauberhaft rasch wieder schließenden Thürflügeln, worauf der Diener mit einer stummen Handbewegung und tiefen Verbeugung mir den Weg zu meinen Appartements zeigte. Ich war aufs angenehmste überrascht bei meinem Eintritt in diese. Was Komfort, Luxus und Reich-

tum als Ausstattung eines Damenzimmers zu bieten vermögen, ist in verschwenderischer Fülle vorhanden. Mein Salon oder Boudoir ist von einer fast übertriebenen Eleganz.

„Ach," mußte ich jedesmal denken, wenn ich mich auf mein weiches Lager streckte und in die seidenen Decken hüllte, „wie beneidenswert sind doch die Reichen! Reichtum ist wahres Leben, er ist ein Zauberschlüssel, der uns alles verschafft, was den Leib erquickt, Seele und Herz erfreut und vom Gemeinen zum Hohen, von der Prosa zur Poesie, vom Materiellen zum Erhabenen lenkt. Wie süß ist der Schlummer in solch feenhaftem und doch so traulichem Schlafkabinet. Wie beklage ich euch, die ihr allen Komfort entbehren und euch mit kleinen, engen, dürftig möblierten Zimmerchen begnügen müßt. Ach, daß doch Wallis zarte Glieder in meinem Himmelbett unter der blauen Sterndecke ruhen dürften! Ich fühle alle guten Geister in mir erwachen, wenn mein Inneres sonnig und froh ist, wenn mein Lebenskahn auf sanften Wellen schaukelt, ich möchte dann im Besitze eines Füllhornes sein, wie Fortuna, und alle Sterblichen mit Gaben des Glückes überschütten. O, es sollte keine Thräne, kein Leid, kein Weh mehr geben. Je höher mich das Schicksal steigen ließe, desto reicher würden sich meine geistigen Anlagen entfalten. Ich glaube, wenn mich die Vorsehung auf einen Thron erhoben, hätte es keine gnädigere, liebevollere Herrscherin gegeben. Ihr seht, ich bin voll Entzücken und Enthusiasmus über die goldene Insel, an die mein Boot

getrieben, und wessen das Herz voll ist, geht der Mund über. Lebt wohl! Freut euch mit mir meines glücklich erreichten Zieles! Eure Leonore.

* * *

Das Leben in Julianens traulichem Heim gestaltete sich von Tag zu Tag zu einem froheren, lichtvolleren. Ellen war fleißig und ihre Anwesenheit dehnte sich meistens bis zum Abend aus, wo ihr Vater sie schließlich regelmäßig abzuholen kam. In dem Grade, als das Zusammensein mit Juliane und Walli ihm wert und zum Bedürfnis wurde und die Achtung für diese beiden so seltenen Perlen ihres Geschlechtes zunahm, steigerte sich auch Julianens und Wallis Achtung und freundschaftliche Zuneigung für Günter. Das schärfste Auge würde in dem Benehmen des Amerikaners nichts anders als den Ausdruck einer warmen, aus Hochachtung entsprungenen, freundschaftlichen Gesinnung für Juliane und einer milden, fast väterlichen, vertrauenerweckenden Herzlichkeit und Teilnahme für Walli herauszufinden vermocht haben. Er hatte die Welt durchreist, Frauen und Mädchen aller Nationen kennen gelernt, er war einst der Löwe in den Salons von New=York gewesen, aber alle die farbenglänzenden Treibhausblüten dieser Metropole in ihrer Pracht erblichen neben den beiden einfachen, ungekünstelten Blumen, Juliane und Walli. Nie noch — die goldene kurze Zeit an der Seite seiner Gattin in seinem Heim ausgenommen — hatte er sich so wohl, so zufrieden gefühlt, als in der bescheidenen Wohnung des

Nachbarhauses, in dieser Atmosphäre echter, edelster Weiblichkeit und holdester Kindlichkeit. So war es denn auch kein Wunder, daß den beiden Alleinstehenden, Vereinsamten ein neues Leben in der Freundschaft und im Verkehr mit Günter aufging und dieser bald jeden Abend als ein gern gesehener, lieber Gast sehnlichst erwartet und mit der gleichen Herzlichkeit von ihnen empfangen wurde, die er ihnen entgegenbrachte.

Eines Tages kam Ellen nicht zur gewohnten Zeit zum Unterricht. Eine halbe Stunde, eine Stunde verlief, schon stieg in Juliane die Besorgnis auf, es möchte dem Kinde etwas zugestoßen sein, da trat es zur Thüre herein. Sein bleiches, trübes Gesichtchen, die verweinten Augen verrieten Julianen sofort, daß etwas vorgefallen war. Mit mütterlicher Liebe zog sie das Kind an ihre Brust und fragte es nach dem Grund seines Ausbleibens und seiner Thränen. Der Klang der milden Stimme übte eine mächtige Wirkung auf Ellen; sie brach in krampfhaftes Schluchzen aus, schlang in leidenschaftlicher Heftigkeit ihre Arme um Julianens Hals und berichtete in kaum verständlichen, abgebrochenen Worten: „Ich habe Papa laut und heftig reden gehört mit Mademoiselle Juliette, darauf bin ich an die Thüre von Papas Zimmer geschlichen und habe gelauscht und gehört, daß Mademoiselle Juliette dem Papa Vorwürfe gemacht hat, daß sie, seit ich Unterricht bei dir nehme, eine Nebenperson geworden sei, — sie sagte etwas von einem Mohren, der jetzt gehen könne, das ich nicht verstand — und dann sagte sie im größten Zorn

und stampfte dabei auf den Boden, daß, wenn ich außer ihr noch zwei Gouvernanten habe, sie nicht mehr länger bleiben könne, außer unter der Bedingung, daß Papa den Klavierunterricht sofort abbreche. Was der Papa geantwortet, habe ich nicht gehört, denn ich fürchtete, ertappt zu werden, und schlich mich davon und lief zu dir, um dich zu bitten, daß du dem Papa sagen möchtest, er soll diese giftige Kröte, die seine Briefe öffnet und liest, fortschicken. O, I hate her, I hate her," fügte Ellen mit wildem Augenfunkeln, das Fäustchen ballend, hinzu, „sie will mich von euch trennen. Wenn ich aber nicht mehr herüberkommen darf, dann sterbe ich, oder ich laufe weit, weit fort, daß Papa mich nicht mehr findet." Ihre schmächtige Gestalt bebte von Aufregung und Schmerz; sie schmiegte ihr lockiges Köpfchen fest, wie Schutz suchend, in Julianens Schoß, fuhr aber, ehe diese etwas erwidert hatte, wieder in die Höhe und rief in angsterfülltem, flehenden Tone, mit dem Ausdruck unsäglichen Jammers in dem bleichen Gesichtchen: „Aber nicht wahr, das duldest du nicht, nicht wahr, du giebst es nicht zu, daß diese böse Gouvernante ihren Willen durchsetzt?"

„Kind," sagte jetzt Juliane mild aber fest, „ich weiß nicht, ob du es begreifen kannst, wenn ich dir sage, daß mir kein Recht zusteht, in dieser Sache einzuschreiten, d. h. mich hineinzumischen, ohne daß dein Vater mich darüber zu Rate zieht. Ihm steht die Entscheidung zu, ob Mademoiselle Juliette bleiben und dein Unterricht bei mir ein Ende haben soll, oder ob sie gehen und du meine liebe

Schülerin bleiben sollst. Ersteres würde mir und Walli gerade so schmerzlich sein wie dir."

Nach Schluß der Klavierstunde kam niemand, Ellen abzuholen, und als die Dämmerung anbrach, führte Juliane das Kind selbst bis an das Thor seines väterlichen Hauses. Als sie zurückgekehrt war und die angezündete Lampe auf den Tisch stellte, bemerkte sie, daß Walli das Gesichtchen in die Hände begraben hatte und weinte. Sie ahnte die Ursache dieser Thränen und schlich sich hinaus in die Küche, wo sie lange im Dunkeln, in tiefes, wehmutsvolles Sinnen verloren, saß. Der ihr wohlbekannte Schritt Günters im Hausflur, der plötzlich an ihr Ohr schlug, entriß sie ihren schmerzlichen Gedanken. Mit der bang ihn ihr aufsteigenden Frage: „Wie, wenn er kommt, um uns seinen Entschluß, Ellen unserer Obhut wieder zu entziehen, mitzuteilen?" trat sie Günter auf dem kleinen dunklen Vorplatz entgegen und öffnete rasch die ins Wohnzimmer führende Thüre, um durch die herausströmende Helle dem lieben Freunde den Weg zu beleuchten.

„Ich bin ein später Gast," sagte Günter, in gepreßtem Tone, hinter Juliane in das Zimmer tretend, und nahm seinen gewohnten Platz ein, nachdem er, wie es seine Gewohnheit war, erst Julianen und dann Walli herzlich die Hand gedrückt hatte.

„Wenn Sie auch spät kommen, Sie sind doch wie immer willkommen, Mr. Günter," erwiderte Juliane, welche in jener inneren Unruhe, die uns vor einer zu erwartenden schlimmen Kunde erfüllt, sich etwas am Ofen

zu schaffen machte und nach Beherrschung ihrer Aufregung rang, ehe sie sich niedersetzte. „Was ist der Grund, daß Sie heute nicht Ihre gewohnte Zeit einhielten?“ fragte sie dann mit beklommenem Herzen, aber in ruhigem Tone.

„Offen gestanden,“ erwiderte Günter, sich über die Stirne wischend, „hatte ich die Absicht nicht, heute herüberzukommen. Ich befinde mich in keinem guten Humor und sicherlich hätte ich besser daran gethan, mich ferne von Ihrem friedlichen Kreise zu halten. Aber seltsamerweise lenkte sich mein Schritt mechanisch herüber, als ich zu einem Gang in die frische Luft aus meinem Hausthor trat. Und nun bin ich eben da und Sie müssen Geduld mit mir haben und mich heute nehmen, wie ich bin.“ Obgleich der Ton einen heiteren Klang hatte, entging es Julianen nicht, daß der Ausdruck des Gesichtes scharf mit diesem kontrastierte. Walli dagegen war leicht zu täuschen und ihre Betrübnis wie weggewischt von der Freude über Günters Anwesenheit. Allein sie verhielt sich schweigend und wickelte emsig den Faden eines kleinen Garnknäuels um ihre Finger.

„Ellen hat uns heute etwas mitgeteilt,“ hub Juliane nach kurzem Schweigen an, „das sie erlauscht hat und ich fühle mich verpflichtet, Ihnen zu sagen, daß wir ohne unser Dazuthun Mitwisser einer Sache sind, die Sie vielleicht vor uns geheim zu halten gewünscht hätten. Sie sagte uns nämlich, daß Mademoiselle Juliette Ihnen als Bedingung für ihr Verbleiben das Abbrechen des Unterrichts bei uns gestellt habe.“ Juliane hatte gegen ihre

Gewohnheit in eigentümlich hastigem, vibrierendem Tone gesprochen und ihr Auge dabei fest auf das Strickzeug geheftet, an dem sie jedoch Masche um Masche fallen ließ. Günters Blick senkte sich forschend mit einem Ausdruck der Bewunderung auf das bleiche, edle Gesicht, dann sagte er:

„Abgesehen von Ellens Spionage, für welche ihr eine Rüge gehört, bin ich erfreut, daß Sie bereits Kenntnis von dem Vorfall haben. Ja, die Demoiselle hat mir einen häßlichen Auftritt bereitet und einen schönen Tag verdorben. Ich sah längst, daß dieselbe nicht gut auf Ellens neue Lehrerin zu sprechen war, allein solche Gehässigkeit gegen Sie, Fräulein Juliane, hätte ich ihr denn doch nicht zugetraut. Sie fußte bis jetzt auf das ihr von meiner seligen Gattin infolge letzten Willens eingeräumte Recht, Ellens treue Hüterin zu sein. Meine Frau war ein Engelsgemüt, das Juliette mit leichter Mühe getäuscht und hintergangen hat; ihren letzten Wunsch ehrend, habe ich bis jetzt eine Hiobsgeduld gehabt. Nun ist aber das Maß voll — ich habe Mademoiselle Juliette mit dem Geschenk einer splendiden Summe, von der sie ein sorgenfreies Leben führen kann, heute gekündigt; sie wird morgen mein Haus verlassen!“ fügte er erleichtert aufatmend hinzu.

„O gottlob,“ rief Walli freudig aus, „nun verlieren wir also Ellen nicht?“

„Nein,“ sagte Günter, „im Gegenteil sollen Sie die Kleine, die Ihnen so lieb zu sein scheint, noch öfter und länger bei sich haben, als bis jetzt, vorausgesetzt, daß Sie

auf einen Plan einzugehen gesonnen sind, den ich heute abend ausgedacht habe." Die letzten Worte waren an Juliane gerichtet.

Juliane schlug den Blick voll zu Günter auf und sagte, ihre Hände mit dem Strickzeug in den Schoß legend:

„So herzlich die Freude wäre, Ellen, die ich schon für uns verloren glaubte, wieder gleichsam neu geschenkt zu bekommen, so kann ich mich dieser Freude nicht hingeben, ehe ich die feste Gewißheit habe, daß Ihr Entschluß, die bisherige Gouvernante zu entlassen, durch keine Rücksicht auf uns bestimmt wurde, daß Sie sich zu keiner Ungerechtigkeit haben hinreißen lassen. Der Wunsch einer Verstorbenen ist heilig wie ein Eid — nur triftige Beweise der Unfähigkeit der Gouvernante in betreff der Erziehung Ellens, oder Charakterfehler, die für das Kinderherz gefährlich werden können, vermöchten einen solchen letzten Willen nach meiner Ansicht aufzuheben. Prüfen und erwägen Sie doch noch einmal recht ernstlich — in einer ruhigen Stunde, lieber Freund. Voreiliges Handeln bringt oft bittere Reue mit sich."

„Sie plaidieren gegen Ihr eigenes Interesse und mit einem Edelmut, einer Hochherzigkeit, die ich bewundern muß, für die Sache einer in der That ganz unwürdigen Person," erwiderte Günter mit Ruhe. „Glauben Sie mir, wäre der Wunsch meiner süßen Frau mir nicht so heilig gewesen, diese Französin wäre längst verdientermaßen wegen der großen Mängel ihres Charakters ent-

lassen worden, noch ehe ich triftige Gründe ihrer Verworfenheit in der Hand hielt. Genügt es Ihnen, Fräulein Juliane, als Grund zur berechtigten Entlassung, daß ich sie in flagranti beim Erbrechen meines Pultes ertappte?"

„Ist's möglich?" rief Juliane entrüstet aus.

„Gewiß und wahrhaftig wahr," erwiderte Günter fest.

„Geld war es übrigens nicht, was sie suchte, ihr intriguanter Sinn trachtete nach Wertvollerem — nach Briefen und Papieren, durch deren Verlust mir größerer Schaden erwachsen wäre, als durch den Diebstahl einer hohen Summe."

„Und in den Händen dieser Person war die arme Ellen!" rief Walli mitleidsvoll aus.

„Ja, leider," sagte Günter ernst, „dafür ist sie aber jetzt in desto besserer Obhut," lächelte er freundlich, „und ich will nun nicht mehr mit meinem Plane hinter dem Berge halten, sondern die Frage an Sie richten, ob Sie, bis ich eine tüchtige Erzieherin gefunden habe, sich meines Kindes annehmen und dasselbe den Tag über überwachen wollten. Fräulein Walli würde es vielleicht eine Erheiterung, eine angenehme Beschäftigung gewähren, mit Ellen das bis dahin Gelernte durchzunehmen, damit sie nichts vergißt bis zum Eintritt der neuen Erzieherin."

„O, von Herzen bin ich hiezu bereit," rief Walli freudig aus. „Sie kommen ja mit diesem Vorschlag nur einem Herzenswunsch von mir zuvor, nun bin ich doch nicht mehr so ganz nutzlos."

„Und ich," sagte Juliane heiter, „übernehme von Herzen gern das Amt einer Oberhofmeisterin über dies

große Kind da," sie deutete lächelnd auf Walli, „und das kleinere, Ellen."

„Sie nehmen mir einen Stein vom Herzen," sagte Günter mit Wärme. „Ich danke Ihnen von ganzem Herzen dafür. Was würde ich angefangen haben, ohne Ihren liebreichen Beistand? Ellen in eine Pension zu thun, ist mir unmöglich — meine Vaterliebe lehnt sich mit aller Gewalt gegen den Gedanken auf, mich von ihr zu trennen; ich ertrüge das Leben nicht ohne meinen kleinen Darling — sein Anblick ist für mich eine Lebensbedingung, wie frische Luft."

Damit erhob er sich und verabschiedete sich unter wiederholten wärmsten Versicherungen seiner Dankbarkeit.

Aus Gertruds Tagebuch.

Ich sitze in meinem Kämmerlein, die Arie aus dem Freischütz: „Alles pflegt schon längst der Ruh“ tönt mir im Ohre, alle Lichter sind erloschen, tiefe Stille umgiebt mich — alles schläft. Das paßt mir aber just so recht zum Beginn eines Tagebuches, da muß man seine Gedanken hübsch beisammen haben. Ach, wenn es nur nicht so eisig kalt wäre! Meine Hände sind starr und steif, meine Klause besitzt kein Öfchen, um den niedrigen Thermometerstand zu erhöhen. Und wenn auch ein Ofen da wäre, woher nähme ich Brennmaterial? Ich fragte die Patin, ob ich keinen Ofen bekommen werde. Als Antwort erhielt ich eine lange Vorlesung über die Gefahren der Öfen in den Zimmern junger Mädchen, die in ihrer Kopflosigkeit die Klappen schließen. Die Patin versicherte so ernsthaft — daß ich nahe daran war, es für Wahrheit zu nehmen — sie würde von Herzen gerne mir einen Ofen setzen lassen, allein von der Stunde an habe es dann mit ihrem ruhigen Schlaf ein Ende — die entsetzliche Vorstellung, daß ich eines Morgens eine Leiche sein könnte, werde ihr die Ruhe, den Schlaf rauben. Neben mir liegt der sel. Mutter vergilbtes Tagebuch. Es beschlich mich ein Gefühl ehrfurchtsvoller Scheu, als ich's zum ersten=

male öffnete. Die für immer verstummten Lippen können sich nicht mehr aufthun, mir goldene Lehren zu erteilen, aber das geschriebene Wort redet zu mir und macht tieferen Eindruck als einstens — leider — das lebendige!

Die erste goldene Lehre heißt:

„Stehe früh auf, betrachte jeden Tag als einen von Gott dir geschenkten Arbeitstag.“

O, diese Lehre kann ich ohne Anstrengung befolgen. Ich bin ja gezwungen, früh aufzustehen und meine Tage sind von selbst Arbeitstage, brauche nicht erst Betrachtung darüber anzustellen. Wenn die folgenden Lehren so leicht sind wie diese, dann ist's mir nicht bange!

„Beginne dein Tagewerk mit andächtigem Gebet.“

Ha, da stoße ich schon an eine Klippe! Das Beten versäume ich nie — nur hie und da, wenn ich zu lange geschlafen und mich sputen muß, an meine Obliegenheiten zu kommen. Aber mit der „Andacht“ — da sieht's schlimm aus! Die rechte Andacht kann bei sibirischer Kälte nicht aufkommen. Und noch etwas stört sie — der Schusterjunge drüben in der Werkstätte pfeift jeden Morgen schon, ehe ich wache: „Ei du lieber Augustin“ ohne Aufhören. Fange ich nun an zu beten — und zwar recht von Herzen — dann verwirrt mich der „liebe Augustin“ und zieht die sich zum lieben Gott aufschwingenden Gedanken regelmäßig zur Erde zurück. Ich tröste mich aber damit, daß der liebe Gott mir das nicht übel nehmen und den guten Willen für die That nehmen wird.

20. November.

Da sitz' ich wieder mal in meinem „Glückeshafen“, zeitig und gnädigst von der Patin — Olga ist in der Oper — entlassen. Ich greife nach meinem Tagebuch. Es ersetzt mir einen Freund, dem man alles anvertrauen kann. Ich Plaudertasche muß mich aussprechen, sei's auch nur auf dem Papier, sonst drückt es mir das Herz ab. Mit Sophie schwatze ich auch des Morgens am warmen Herd. Ich lerne das Mädchen täglich mehr schätzen als ehrlich, brav, treu — ein guter Kern in rauher Schale. Ich habe mir ihre Zuneigung erworben. Wir haben ein Schutz- und Trutzbündnis geschlossen gegen „feindliche Großmächte“.

25. Dezember.

„O du goldene, o du fröhliche, selige, freudebringende Weihnachtszeit!“ rufe ich in überströmendem Gefühl innerster Glückseligkeit und möchte dabei die ganze Welt umarmen. O, die Welt ist so schön, und mir ist's so frisch, so froh ums Herz, wie wenn ich das reichste, bevorzugteste Wesen auf der ganzen Erde wäre. Bald möchte ich meinem inneren Jubel in Liedern Luft machen, bald möchte ich dem lieben Gott danken, daß er mir auch 'mal wieder einen so recht frohen Tag geschenkt, mir noch eine so große Weihnachtsfreude bereitet hat, welche die herrlichsten Gaben übertrifft. Ich habe eine treue liebe Seele gefunden — einen Verwandten, mein guter Vetter Richard ist da, wie vom Himmel heruntergekommen — ich fühle mich nicht mehr verlassen — ich habe plötzlich

ein Gefühl der Sicherheit, des Schutzes, das ich gar nicht zu beschreiben vermag. Ich bin sonst den Vettern nicht besonders hold — sie sind gewöhnlich so widerwärtig, so zudringlich und wollen ihre verwandtschaftlichen Rechte immer durch fade Zärtlichkeiten geltend machen — aber Richard ist eine Ausnahme, eine ganz seltene Species. Wir haben uns vor zehn Jahren zum letztenmale gesehen, als er mit seinem Bruder nach Amerika ging. Wir waren als Kinder unzertrennlich — man nannte uns nur Inséparables. Wenn man mich suchte, so fahndete man auf Richard und umgekehrt — war man doch sicher, uns irgendwo im Garten, in der Kinderstube oder im Pferdestall beisammen zu finden. Am liebsten saßen wir im Sommer in einer von Gaisblatt umsponnenen Laube und lasen. Richard führte mich in das Reich der Märchen ein. Er allein besaß den Zauber, mich flatterhaftes Geschöpf stundenlang zu fesseln, während meine Lehrer nicht im stande waren, meine Aufmerksamkeit fünf Minuten auf einen Gegenstand zu konzentrieren. Und wie gut war er gegen mich, wie beflissen, mir seine Liebe durch tausend zarte Aufmerksamkeiten zu beweisen.

Jetzt will ich aber das Wiedersehen mit dem guten, lieben Vetter recht ausführlich beschreiben — o, nun hab' ich doch 'mal ein frohes Erlebnis dem Tagebuch einzuverleiben.

Die Patin ist mit Olga über die Festtage zu Verwandten gereist. Ich genoß somit volle Freiheit, zu thun was mir beliebte. Ich beschloß, in die Kirche zu gehen.

Nach dem Schlusse des Gottesdienstes schritt ich planlos zur Stadt hinaus, weiter und immer weiter bis über Sachsenhausen. Es war mir ganz unsagbar froh und leicht ums Herz — ob die schöne Predigt, oder ob die Luft, der helle Tag, die Feiertagsstimmung einen besonderen Einfluß auf mich übten, kann ich nicht sagen. Meine Füße zeigten sich als gehorsame Unterthanen, sie schienen auch froh, wieder 'mal in Bewegung zu kommen, aber der Magen fing an zu knurren und zu rebellieren und ich mußte ihm nolens volens den Willen thun und den Schritt heimwärts lenken. Ich war recht durchfroren, das fühlte ich erst, als ich ins Zimmer trat, aus dem mir leider, da die Patin den Holzstallschlüssel versteckt hat, keine behagliche Wärme entgegenströmte. Nachdem ich mir ein bescheidenes Feuerchen angezündet hatte, das eben hinreichte, um den Ofen und meine steifen Hände zu erwärmen, nahm ich mein splendides Mittagsmahl ein: einen dicken, aber etwas kalten, lederartigen Pfannkuchen, mit dem Sophie mich versorgt hatte, und dazu ein tüchtiges Stück Brot. In dem Moment, wo ich noch einen letzten tüchtigen Mund voll nahm — klopfte es. „Herein" zu sagen, ohne einen Erstickungsanfall zu riskieren, war unmöglich — so schwieg ich denn. Dessen ungeachtet ging zu meinem Entsetzen die Thüre auf und über die Schwelle trat ein junger, mir gänzlich unbekannter Herr, in Pelzüberrock und Pelzkappe vermummt, wie ein Nordpolfahrer. Noch an dem letzten Rest des zähen Pfannkuchens würgend, vermochte ich kein Wort herauszubringen und fühlte eine

flammende Röte bis an die Stirne aufsteigen. Mit einem halb schelmischen, halb spöttischen Lächeln schaute der Unbekannte mir mit zwei treuen, lieben blauen Augen in die meinigen und sagte, mir beide Hände darreichend, im herzlichsten Tone einer ungemein wohlklingenden Stimme:

„Na, Olga'chen, du brauchst nicht vor mir zur Salzsäule zu erstarren; sehe ich denn wie ein Bandit aus, und hast du mich in den zehn Jahren ganz vergessen?“

„Aber du hast dich 'mal gewaltig verändert,“ fuhr er fort, als ich vor Staunen nun erst recht verstummte, „ich hätte es, offen gestanden, nie für möglich gehalten, daß aus dem bleichen Kinde mit dem Mondscheingesichtchen sich solch eine blühende, kräftige, echt deutsche Jungfrau entfalten könne,“ und er schien bei diesen Worten nicht übel Lust zu haben, mir einen Kuß zu geben. Aber ich prallte ganz entsetzt, mit einem leisen Schrei zurück und rief hastig abwehrend: „Ich bin ja gar nicht Olga, ganz gewiß nicht“ – „Nicht?“ fragte er verblüfft, „ja, wer sind Sie denn aber?“

„Die Gertrud,“ erwiderte ich, und es schwebte mir auf den Lippen hinzuzusetzen: das Patenkind und die weitläufige Verwandte der Frau Justizrätin – da fiel mir rechtzeitig der Patin strenges Gebot ein, keinem Menschen von meiner Verwandtschaft mit ihr etwas zu sagen.

„Wahrscheinlich eine Verwandte des Hauses?“ fragte der Fremde gespannt. Lügen mochte ich nicht, die Wahrheit sagen durfte ich nicht, und einen Ausweg vermochte

mein schwaches Gehirn nicht so leicht zu ersinnen — so kam in der Verwirrung etwas recht Einfältiges heraus; ich stammelte: „ich weiß eigentlich selbst nicht recht, was ich —" das „bin" wurde durch ein homerisches Gelächter abgeschnitten, so daß ich, ohne mich gekränkt zu fühlen, in dasselbe einstimmte, und so führten wir ein Lachduo auf, daß es eine wahre Lust war. O, es war urkomisch! Nachdem unsere Lachmuskeln sich wieder beruhigt hatten, ließ sich der Fremde ohne Umstände auf einen Stuhl nieder und sagte, während es noch krampfhaft um seine Mundwinkel zuckte: „Also Sie wissen nicht wer Sie sind? Jenun, dann will ich Ihnen sagen, wer ich bin — wie's eigentlich gleich beim Eintritt Sitte und Anstand erfordert hätten, wäre ich nicht der Meinung gewesen, Olga vor mir zu sehen. Ich heiße ‚Richard Sonderberg'," sagte er sich erhebend, mit einer galanten Verbeugung, „und komme aus St. Louis in Amerika, um meine" ... O ich kann's mit Worten ja nicht beschreiben, welch eine Flut von Empfindungen dieser Name in mir aufwirbelte. Ich geriet aus Rand und Band vor Freude und streckte mit einem lauten Freudenschrei dem Vetter beide Hände hin und rief halb weinend halb lachend: ich sei die Gertrud, also seine richtige Cousine, und heiße ihn tausendmal willkommen. Erst schien er seinen Augen und Ohren nicht zu trauen, dann war's als dämmere ein Erinnern in ihm — als finde er allmählich in meinen Zügen das Kinderantlitz wieder — und auf einmal, nachdem er mir recht lang und voll ins Auge geschaut, rief er in freudigstem

Tone: „Ja, ja, du bist's: diese lieben Augen hat nur Gertrud, grüß Gott, Gertrud, meine liebe kleine Schwester, meine süße Braut — du weißt's doch noch, wie wir beim Scheiden Ringe austauschten und uns gelobten, Mann und Frau zu werden?“ Und dann sprudelte es nur so von seinen Lippen — bis er schließlich, etwas ruhiger geworden, mich fragte, wie ich denn eigentlich daher komme und wie's daheim stehe!“

Ach, wie schmerzlich bewegte ihn die traurige Kunde von der Auflösung unseres Elternhauses, vom Tode des Vaters, die ihn in Amerika nicht mehr erreicht hatte. Mit dem Ausdruck der wärmsten Teilnahme ruhte sein Auge auf mir, während er leise murmelte: „Arme Gertrud, arme Gertrud!“ Dann fragte er mich, wie ich mit meinem Aufenthalt bei der Patin zufrieden sei, ob ich eine wahre Heimat hier gefunden habe.

Ich schwankte mehrere Augenblicke, es dünkte mich nicht hübsch, die Frau Patin anzuklagen — aber vor dem klaren Blick des Vetters, der mir so lieb ist, wie ein Bruder, schob sich der Riegel vor meiner Herzensthür von selbst zurück und als einmal der Anfang mit der Beichte gemacht war, da klagte ich ihm rückhaltlos meine kleinen Leiden, die, dessen darf ich versichert sein, wie im Grabe in seiner Brust verschlossen sind. Hätte ich dem guten, treuen Menschen blauen Dunst vormachen und sagen sollen, ich sei auf Rosen gebettet? Insofern wäre dies freilich besser gewesen, als ich ihm seine gute Stimmung, seine heitere Laune erhalten hätte, die plötzlich wie weggewischt war.

Nachdem er noch ein förmliches Kreuzverhör mit mir angestellt und sich den Kopf zerbrochen hatte, um sich auf eine andere Heimat bei gütigeren, humaneren Verwandten zu besinnen, sagte er seufzend und kopfschüttelnd: für den Augenblick sei leider nichts zu machen, er werde aber zu Hause mit seinem Vater meiner Sache reifliche Erwägung und Überlegung schenken, vielleicht sei auch dieser in der Lage, mich bei sich aufzunehmen. Plötzlich fragte er, ob ich schon zu Mittag gegessen habe, und als ich bejahte, mußte ich ihm sagen, aus was meine Mahlzeit bestand, und dann lächelte er mitleidsvoll und machte mir den Vorschlag, mit ihm im Westend-Hall-Hotel zu dinieren. Mit größtem Vergnügen bin ich darauf eingegangen. Der Gedanke, an einem hübsch gedeckten Tisch wieder 'mal ein gut zubereitetes Mahl einzunehmen, hatte etwas sehr Verlockendes für mich — noch größeres Verlangen trug ich jedoch nach Zerstreuung und Abwechslung, nach fremden Gesichtern.

Wir gelangten erst spät auf weiten Umwegen ins Hotel, verzehrten an einem Tisch ein delikates diner à la carte, das uns, von heiterem Geplauder gewürzt unter Reminiszenzen unserer Inséparable-Zeit, herrlich mundete. Dann machten wir einen Spaziergang, bis die Dämmerung uns an den Heimweg mahnte. Beim Eintritt ins Haus der Patin war mir's, als kehre ich nach einem Tag der süßen Freiheit ins Gefängnis zurück, das Herz krampfte sich zusammen, meine fröhliche Stimmung wich plötzlich einem Gefühle trostloser Verlassenheit, als Richard an der Hausthüre sich von mir verabschiedete.

26. Dezember.

Der heutige Tag gleicht dem gestrigen, er dünkte mir klar, lieblich und hell wie ein frischer Maitag. Ich erblickte alles um mich herum in rosigem Frühlingsglanz, und Frühling war's auch in mir, als ich so an der Seite meines Vetters dahin wanderte und an demselben Tischchen mit ihm wie tags zuvor saß. Ach, ich war so recht die sorglose, leichtsinnige Gertrud von ehedem und meinte, es müsse nur immer so bleiben.

Wieder begleitete mich Richard gegen 4 Uhr nach Hause, wieder verabschiedete er sich an der Thüre mit dem Versprechen, am nächsten Morgen der Patin einen Besuch zu machen, die mit dem letzten Zug heute zurückzukehren beabsichtigte. Leichtfüßig und leichten Herzens flog ich die Treppe hinauf, um so recht brühwarm die Eindrücke des heutigen Tages meinem lieben Tagebuch anzuvertrauen und auf diese Weise das Erlebte noch einmal zu durchkosten. Aber wie mit einer Kaltwasserdusche übergossen — nein — wie beim Anblick eines Medusenhauptes — erstarrte mir das heiß pulsierende Blut beim Eintritt ins Wohnzimmer, dessen Thüre ich zu meinem Entsetzen unverschlossen fand. Die Patin thronte, einer Nemesis gleich, auf dem Sofa — Olga lag ausgestreckt in einem Sessel daneben. Der Nemesis vernichtender Blick hatte jedoch seine frühere, einschüchternde, beängstigende Macht auf mich vollständig verloren — von meinem ersten Schrecken rasch erholt, fühlte ich in dem Bewußtsein des Schutzes, den ich am Vetter habe, mit dem Klang der süßen Worte im Ohr:

„Du bist mein kleines Bräutchen, das ich schützen werde vor jeder Unbill und Gefahr — vergiß das nie," die Ruhe eines Sokrates vor dem Leeren des Giftbechers. Ich hielt dem sehr dichten Hagelschauer von Vorwürfen der Patin, der mich traf, stand, ohne zu wanken, ohne nur die Lippen zu einer Verteidigung zu öffnen. Erst als sie mir in peremptorischem Tone befahl, zu gestehen, wo ich mich herumgetrieben habe, erzählte ich ihr rückhaltslos ohne alle Scheu das Erlebte.

Gütiger Himmel! Eine Bombe, die dicht neben der Patin geplatzt wäre, hätte keine furchtbarere Wirkung haben können, als mein harmloses Geständnis. Sie war buchstäblich zur Salzsäule erstarrt, gleichsam vernichtet, während ich mich im Innern staunend fragte: weshalb nur? Olgas scharf und bitter hingeworfene Bemerkung: „das seien die Folgen der dummen, langweiligen, zwecklosen Reise aufs Land," rüttelten ihre Mama aus ihrer Erstarrung auf und trug ihr die ebenso scharfe Antwort ein: diese Reise sei eine wohlüberlegte gewesen und nur ihretwillen unternommen worden, da es von der Klugheit geboten sei, jede Gelegenheit zu ergreifen, sie endlich mit 25 Jahren unter die Haube zu bringen. Ein Wort gab das andere, bis die Disharmonie zwischen Mutter und Kind in einem Zank gipfelte, der mich anwiderte und zur raschen Flucht auf mein Zimmerchen trieb. Die Stille hier oben, dem Himmel so nahe, that mir jetzt wohl wie Aschermittwochsruhe nach dem Fasching-Dienstag — wenn auch allein, so bin ich doch nicht länger in einer Wüste,

ich weiß ein liebes, treues Herz in meiner Nähe, das, für mein Wohl besorgt, mich schützen wird vor Unbill. 's ist kurios! Ich glaubte, nur im Unglück verlange es den Menschen, sich zu Gott zu wenden — mich aber, mich drängt es jetzt mit mächtiger Gewalt, niederzusinken und Ihm Lob und Dank für mein Glück zu sagen!

27. Dezember.

Heute morgen, als ich mit mehlbestaubten Händen in der Küche stand und emsig einen Nudelkuchen auswellte, legte sich plötzlich eine Hand auf meine Schulter. Erschreckt mich umwendend, blickte ich in das schelmische Gesicht des Vetters. Der lose Mensch hatte sich auf den Zehen hinter meinem Rücken in die Küche geschlichen. Er duldete nicht, daß ich meine Arbeit unterbrach, er nahm Platz auf dem Küchenstuhl, um mir, wie er sagte, zuzusehen, da er ein reges Interesse für solche Kochkünste habe. Das war aber eine Finte, denn wenn ich einmal aufblickte — natürlich nur um ihn zu kontrollieren — so begegnete mein Auge jedesmal dem seinigen, was ja ganz unmöglich gewesen wäre, hätte er mir auf die Finger geguckt. Einmal, als ich halb atemlos, mit Aufbietung meiner ganzen Kraft, um so recht meine Gewandtheit zu zeigen, mit dem Wellholz ausholte, verriet der böse Mensch mit der Bemerkung: meine Haare hätten jetzt eine noch weit schönere Farbe als ehedem, daß er für das Finale meiner Produktion ganz blind gewesen war und Haarstudien gemacht hatte.

In dem Augenblicke, wo Richard mir die Hand reichend sich erhob, um der Patin seine Referenz im Zimmer zu machen — erblickten wir diese auf der Schwelle der Küchenthüre. Mit einer Miene mild wie Mondlicht und einer Stimme sanft wie Flötenton rief sie, mit wahrer Meisterschaft Staunen, Rührung, Freude, Entzücken in wunderbarer scharfer Nüancierung affektierend: „O mein lieber, lieber Richard, bist du's denn in Wahrheit? Welche frohe Überraschung, welch unerwartete Herzensfreude bereitest du mir mit deinem Besuche!" Und die Arme ausbreitend, zog sie den verblüfften Vetter mit sanfter Gewalt an ihre Brust. Ihn sodann wieder freilassend, sagte sie, indem sie ihre Brille, die sich bei der Umarmung verschoben hatte, zurechtrückte und ihr Morgenhäubchen etwas mehr über die spärlichen, noch unfrisierten Haare zog: „So, nun komme aber rasch in den Salon zu Olga. Wird das eine Freude sein für das gute Kind, das immer an den lieben Vetter denkt und immer von ihm und der früheren schönen Zeit schwatzt." Und damit zog sie den guten Menschen, der gar nicht zu Wort gekommen war, mit sanfter Gewalt am Ärmel in den Salon.

Nach etwa einer Viertelstunde rief mich die Patin ins Zimmer. Richard saß neben Olga. Er hielt ihr das Garn, sie wickelte es und sie lachten dabei und neckten sich und mir wurde es ganz seltsam beklommen ums Herz und flimmerig vor den Augen. Ich erhielt von der Patin in liebevollster Weise — in Gestalt einer Bitte, — den

Auftrag, sofort ein Rezept in die Apotheke zu tragen, das große Eile habe, da die Medizin, auf die ich warten müsse, für einen ihrer armen, schwerkranken Schützlinge sei.

Ich war perplex, ich glaube, ich habe ein furchtbar dummes Gesicht in jenem Moment gemacht. Olga erkannte ich gar nicht mehr — zehnfaches Leben schien plötzlich in ihr zu glühen und zu sprühen. Ich sah's an Richards bewunderndem Blick, daß ich von ihr total verdunkelt werden mußte. Neid war's nicht, ganz gewiß nicht, was mich plötzlich so unsäglich trostlos, so hoffnungslos machte, es war ein Gefühl, das ich nicht recht definieren kann, eine Art Angst um Richard, als stehe er an einem Abgrund und werde hineinstürzen! —

Richard war unser Gast bei Tisch. Als ich die Suppe auftrug, sagte die Patin zu Richard gewendet, sie lasse mich solche Dienstleistungen nur verrichten, um mich allmählich zu einer tüchtigen Hausfrau heranzubilden, wie ihre Olga bereits eine sei. „Ach ja," fiel diese ihr ins Wort, „die Mama war meine geduldige Lehrmeisterin. Mit rechtem Widerwillen habe ich, offen gestanden, die harte Schule durchgemacht, erkenne jetzt aber mit Dank an, von welch hohem Nutzen dieselbe für ein Mädchen ist und wie man nie schwer trägt an dem was man lernt. Wie übel ist man sonst daran, wenn z. B. Verhältnisse eintreten, die einen zwingen unter fremde Menschen zu gehen und —" gleichsam erschreckt, hielt sie mit einem Blick auf mich inne und biß sich auf die Lippen — peinliches Schweigen herrschte einen Moment, das der Vetter mit der Bemerkung unter=

brach: es wäre ein Glück für die Welt, hauptsächlich für das männliche Geschlecht, wenn alle Mädchen Olgas praktische Ansicht teilten und sich zu tüchtigen Hausfrauen statt zu Salondamen ausbildeten. „Der Mann sucht keine tanzende, singende, deklamierende oder gar Gedichte fabrizierende Puppe zur Gefährtin," fuhr er fort, „sondern eine Hausfrau, wie Schiller in seiner Glocke sie so meisterhaft gezeichnet," und den glänzenden Blick auf mich gerichtet, rezitierte er mit leuchtender Miene:

„Und drinnen waltet die züchtige Hausfrau,
Die Mutter der Kinder,
Und herrschet weise
Im häuslichen Kreise,
Und lehret die Mädchen
Und wehret den Knaben,
Und reget ohn' Ende
Die fleißigen Hände" u. s. w.

„Ihr Mädchen werdet das ja ebenso gut auswendig wissen, wie ich," sagte er und fügte, sich an mich wendend, mit schelmischer Miene hinzu: „Weißt du auch, Gertrud, da wir doch einmal an der Glocke sind, welche Stelle auf uns beide famos paßt?"

Ich wußte es nicht sogleich – ich war von Richards glühendem Blick so verwirrt in jenem Moment, daß ich mich um die Welt nicht auf eine Strophe der Glocke hätte besinnen können. Olga biß sich auf die Lippen, die Patin hustete, als stecke ihr ein Knochen im Schlund. Richard ignorierte das alles, er deklamierte mit Pathos, sein Glas hoch erhebend:

„Vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe,
Er stürmt ins Leben wild hinaus,
Durchreist die Welt am Wanderstabe“ —

Als er bis dahin gekommen, fiel mir plötzlich die ganze Dichtung ein — Wort für Wort; die siebenzehnte Strophe:

„O zarte Sehnsucht, süßes Hoffen,
Der ersten Liebe gold'ne Zeit“

rückte rasch näher, denn immer begeisterter und rascher floß es von seinen Lippen, es war mir aber unmöglich, das übrige vor Zeugen anzuhören, ich wäre vor Scham in die Erde gesunken, und da mein flehender Blick ganz wirkungslos auf dem Bösewicht blieb, so ergriff ich die Flucht und sitze nun seit einer Stunde da oben im Kalten und weiß nicht, ob ich weinen oder lachen soll, 's ist mir gar so wunderlich ums Herz, ich habe dies Gefühl noch nie zuvor gehabt. Ich bin „zum Tode betrübt“, und dann möchte ich wieder „himmelhoch jauchzen“.

8. Januar.

Ich schreibe das Datum eines neuen Jahres! Wird's mir Leid oder Freud' bringen? O, ich bin voll seliger Hoffnung, daß mein dornenvoller Pfad sich in einen Rosenpfad verwandeln wird!

Den Neujahrsabend hat Richard bei uns zugebracht. Noch etliche Bekannte waren geladen — aber keine hübschen Mädchen — i bewahre — alte Jungfern!

Ich hab' Richard ganz unmenschlich lieb. Und ich glaube, seine Liebe für mich ist nicht minder innig.

Ich errate das an tausend Beweisen, die an sich unbedeutend, doch für das liebende Herz voll hoher Bedeutung sind. Erstens, seine warmen, beredten Blicke und sein so herzlicher Händedruck — der zwar jedesmal nur flüchtig ist, weil wir gleichsam, wie auf Verabredung, unsere Gefühle vor der Patin und Olga verbergen, was ein wahres Kunststück ist, denn beide — wie ich ganz deutlich bemerkte — beobachten uns wie Spione, bewachen uns mit Argusaugen. Was sie nur wollen? Er ist doch mein Vetter so gut wie der Olgas? Und ich bin seiner Liebe gewiß und ich würde um diese kämpfen wie eine Löwin, die ihre Jungen verteidigt, wollte man mir sie streitig machen.

12. Januar.

Ich merke es ganz deutlich, man hat einen wohldurchdachten Feldzugsplan entworfen, um mich in Richards Augen zu verkleinern, herabzusetzen. Seit dem Abend, wo Olga einen seiner glühenden Blicke auf mich erhaschte, ist sie meine entschiedene Gegnerin. Alles was ich thue wird kritisiert, aber nicht mit Strenge, o behüte, mit unsäglicher Milde, mit der Nachsicht, Langmut einer zärtlichen Pflegemutter und liebevollen Schwester den Untugenden, Fehlern, dummen Streichen eines verzogenen Lieblings gegenüber. Das beste an all diesen humanen, edlen Bestrebungen, mich in Richards Auge als ein enfant terrible hinzustellen, zu einem Schneegänschen zu degradieren, ist, daß wenn auch sein Begriff von meinen Fähigkeiten ein sehr geringer geworden sein mag, seine Liebe um keinen Grad

erkaltet ist. Das bewies mir heute ein reizender Blumenstrauß, der mich beim Eintritt in meinen Glückshafen begrüßte und in dem ein winziges Zettelchen mit einem goldigen Verslein steckte. Das Verslein ruht auf meinem Herzen — die Blumen stehen auf meinem Fenstergesimse, bis sie — das Los des Schönen auf der Erde — verblüht sind. Dann trockne und presse ich sie nach echter Mädchenart.

10. Januar.

„Auf Regen folgt Sonnenschein," heißt das Sprichwort, bei mir heißt es heute umgekehrt: auf Sonnenschein folgt Sturm — Nacht! Heute war ich einen Moment auf dem Gipfel der Glückseligkeit — jetzt bin ich tief heruntergestimmt, so recht, wie man sagt, aus allen Himmeln gefallen. Wenn ich meinem Tagebuch mein Leid geklagt habe, dann öffne ich die Schleusen meiner Seele und lasse den Thränenfluten freien Lauf, so lange will ich mich beherrschen, obgleich mir's Herz zum Zerspringen voll ist. Als ich heute morgen die Treppe hinab eilte, traf ich mit Richard, der die untere Treppe heraufgekommen war, auf dem Treppenabsatz zusammen. Uns erblicken und einander in freudigster Erregung die Hände entgegenstrecken, war eins. Dabei schauten wir uns wortlos, recht tief in die Augen bis in die Herzen hinein. Das Knarren einer Thüre ließ Richard nur noch so viel Zeit, mir scheu und zart mit den Lippen gleich einem Hauch die Stirne zu berühren, worauf der Verbrecher mit einer Miene, als sei gar nichts passiert, auf die Wohnzimmerthüre zuschritt,

auf deren Schwelle ihm die Patin mit süßestem, aber etwas verzerrtem Lächeln entgegentrat. Nachdem er sich wieder entfernt hatte — der Grund seines Morgenbesuches ist mir nicht bekannt — wurde ich durch Sophie vor den hohen Richterstuhl der Patin zitiert. Arglos und ahnungslos folgte ich der Aufforderung, aber schon Haltung, Position und Miene des Richters ließen mich erraten, daß mir ein scharfes Verhör bevorstehe.

Die Patin hieß mich mit eisiger Ruhe Platz nehmen, und während ihre Hände in gleichmäßiger Bewegung an einem Kittelchen für ein armes Kind strickten, begann eine Predigt, in drei Teile streng nach den Gesetzen der Theologie eingeteilt. Im ersten Teil erklärte sie mir, daß ich mein freieres, unmädchenhaftes Wesen ablegen müsse. Dem Vetter gegenüber sei meine Art und Weise frech und unweiblich. Die Männer — der Vetter nicht ausgenommen — seien leichtfertige Kreaturen, die die Mädchen nur zum besten hätten. Der zweite Teil enthielt die Androhung, daß jede Zutraulichkeit von meiner Seite gegen den Vetter ein ferneres Verbleiben unter ihrem Dache unmöglich mache. Der Schluß — resp. dritte Teil — enthielt die Weisung, des Abends, wenn Richard beim Thee anwesend sei, mich nach eingenommenem Mahl unter irgend einem Vorwande, — etwa des Kopf- oder Zahnwehes — auf mein Zimmer zu begeben und dort mich zur Förderung meines Seelenheiles mit religiöser Lektüre zu beschäftigen. „Ich habe" — schloß sie salbungsvoll, „Gelegenheit zu der Beobachtung gehabt, daß du ein leicht

entflammiertes Herz besitzest. Bei häufigem Zusammensein mit Richard würde dieses unfehlbar Feuer fangen, du würdest am Ende gar vergessen, welch ein himmelweiter Unterschied zwischen der Gertrud von damals und der armen Waise von jetzt liegt, und dir eine Thorheit in den Kopf setzen. Dich vor dieser zu bewahren, ist meine heilige Christenpflicht." So gering mein Scharfsinn ist — den Zweck dieser Strafpredigt durchschaute ich doch sofort. Es gilt, Richard von mir zu entfernen und für Olga zu gewinnen.

Wahrlich, der Plan ist fein angelegt. Meine Kälte, meine Zurückhaltung gegen Richard muß den ersten Faden des Netzes bilden, in welcher der arglose, herzgute Mensch gefangen werden soll, da die Hoffnung auf Wendenstein vernichtet ist, der vor etlichen Tagen Verlobungskarten herumgeschickt hat. Ach, was konnte ich, wehr- und waffenlos wie ich bin, thun, als mich fügen und Gehorsam geloben? Da sitz' ich nun einsam und allein, während sie unten heiter und vergnügt sind.

Nachdem der Thee, den Olga in einem blendend weißen Latzschürzchen mit Grazie und Geschicklichkeit servierte, unter allerhand Geplauder eingenommen war, in welches Olga ihre tags zuvor im Lexikon gelernten Fremdwörter sehr richtig und geschickt hineinzuwerfen wußte, geriet Richard durch eine Frage Olgas über das Familienleben in Amerika an die Schilderung der dortigen Verhältnisse. Manchmal erriet ich an dem Tonfall seines schönen Organes, daß er sich ausschließlich an

mich wandte — aber — meine Wimpern blieben standhaft gesenkt!

Ein bedeutungsvolles Räuspern der Patin ließ mich die krampfhaft gesenkten Augenlider einmal heben — dabei erhaschte ich blitzartig flüchtig einen Blick Richards. O, welch bitteren, schmerzlichen Vorwurf las ich darin! Das Herz that mir wehe, es flimmerte mir vor den Augen, rasch mich erhebend sagte ich, um den Moment zu benützen, wo mir in der That schwindelte und ich zu keiner Lüge gezwungen war, ich bitte die Patin um Erlaubnis, mich auf mein Zimmer begeben zu dürfen, ich habe Kopfschmerz.

„Kopfschmerz?" rief Richard in bitterem, spöttischem Tone aus, „du blühst ja wie eine frische Rose."

Die Patin neigte den Kopf schief und sagte seufzend, in klagendem Tone: „Wohl mehr üble Laune als Schmerz — Gertrud hat eben keinen Sinn für ernste Unterhaltungen — ist eine zu flatterhafte Natur, ein verwöhntes Mutterkind, mit dem man Nachsicht haben muß. Geh also nur auf dein Stübchen, Richard wird deinem Kopfweh" — dies betonte sie scharf — „Rechnung tragen und dich entschuldigen." Richard stieß einige abgestoßene Lachlaute hervor, aus denen die Erbitterung des Herzens unschwer herauszufühlen war, dann vernahm ich noch die Worte: „O gewiß, ich will Gertrud nicht gegen ihren Willen zurückhalten," und dann fand ich mich auf meinem Bette sitzend und wußte selbst nicht, wie ich dahin gekommen war. Morgen sage ich Richard alles offen, wenn sich mir Ge=

legenheit bietet; er soll nicht länger betrogen werden und mich für ein so erbärmliches Geschöpf halten. Und über kurz oder lang, ich fühle das, wird mein Groll zum Durchbruch kommen; ich werde — wie einstens Maria Stuart der Königin Elisabeth — der Patin den Standpunkt klar machen! Ha, welch ein Moment höchsten Triumphes, welch ein Hochgenuß wird es sein, wenn ich mit dem ganzen Wonnegefühl endlicher Befreiung von langer Qual des Schweigens und Duldens vor die Patin hintreten und ausrufen werde: „Ich will dein Gnadenbrot nicht mehr, ich werfe es dir vor die Füße!“ Um dieses Augenblickes willen wollte ich gerne betteln gehen oder ein ganzes Jahr meines Lebens hingeben. Und er wird kommen, dieser Augenblick der Genugthuung, ich will ihn schon herbeiführen, nur vorerst, so lang Richard hier ist, muß ich mich noch gedulden und gute Miene zum bösen Spiel machen. Soeben komme ich von einem schweren Gang heim. Ich wurde durch Sophie im „Rachebrüten“ unterbrochen. Totenbleich, mit verstörter Miene kam sie zu mir heraufgeschlichen, um mir zu sagen, daß ihre Mutter schwer erkrankt ist. Ein kleiner Knabe hat ihr die Kunde gebracht und sollte sie zugleich holen. Die Patin hat aber ein entschiedenes Veto gegen ihr Fortgehen eingelegt. Sophie war trostlos, sie rang die Hände wie eine Verzweifelte. Ich begriff ihren Jammer — eine Mutter hilflos auf dem Krankenlager zu wissen und nicht zu ihr eilen zu können, muß Folterqual sein. Ein Zuwiderhandeln gegen der Patin Verbot mochte Sophie nicht

riskieren; wenn sie die allerhöchste Ungnade herausfordert, droht ihr Entlassung. Entlassung aber bedingt sofortige Rückzahlung einer größeren Geldsumme, die ihr verstorbener Vater — Kanzleidiener — als Darlehen von dem seligen Gatten der Patin erhalten hat — ein Ding der Unmöglichkeit für die Witwe und Sophie, welche mit ihrem Lohn dieses Darlehen abverdienen muß.

Wir deliberierten ratlos hin und her. Da kam mir der gute Einfall, an Sophiens Stelle zu gehen. Ich bin ja am Krankenbett ganz gut zu gebrauchen.

O, die Freude des armen Mädchens über meinen Vorschlag! In weniger als fünf Minuten war ich wie ein Pelznickel eingemummt und in etwa einer Viertelstunde befand ich mich bereits am Ziele. Der kleine Bursche war mein Führer. Sophiens Mutter, welche den Fuß gebrochen, hatte eine große Freude über mein Kommen; sie ist aber zum Glück nicht ganz hilflos, wie Sophie befürchtete, zwei Nachbarinnen, von Samariterliebe hergetrieben, waren bereits thätig gewesen und hatten mit Umsicht alles Nötige angeordnet und besorgt. Nach ihrer Entfernung kam der Arzt noch einmal. Er ist Armenarzt, noch jung, aber von sehr zutrauenerweckendem, humanem Wesen. Es war 11 Uhr, als ich mich zur Heimkehr anschickte. Der Doktor bot mir in höflicher Weise seine Begleitung an, „die späte Stunde,“ fügte er, gleichsam als Erklärung seines Anerbietens, hinzu: „sei nicht geeignet zum Alleingehen für eine junge Dame.“ Von Herzen gern nahm ich die Begleitung an, hatte mir doch

der Gedanke an den Heimweg ohne Schutz schon wahres Herzklopfen verursacht. In der Nähe von der Patin Wohnung kam eine in einen Pelzmantel bis übers Gesicht verhüllte, männliche Gestalt — Richard aufs Haar ähnlich — uns entgegen, hemmte plötzlich den eiligen Schritt, blieb dicht vor mir stehen und schaute mir recht unverschämt unter die über die Stirne gezogene Kapuze. Der Arzt behauptete, der kuriose Mensch sei noch lange stehen geblieben und habe uns nachgeschaut.

11. Januar.

Heute habe ich Richard gesehen. Einen einzigen Blick nur erhaschte ich aus den lieben Augen — gütiger Himmel! Können denn dieselben Augen so zärtlich und wieder so vernichtend, so eisig kalt blicken? Ich wagte es, trotz Patin und Olga, Richard noch einmal anzuschauen — ich hätte in diesem Momente die Hölle nicht gefürchtet, wie viel weniger der Patin Zorn — aber Richard hatte sich bereits in ein witziges Wortgefecht mit Olga eingelassen — er nahm nicht die geringste Notiz mehr von mir und ich verließ auf einen geheimen Wink der Patin um 7 Uhr das Zimmer unter hervorbrechenden Thränen. Ach, er zweifelt gewiß an meiner Liebe, er hält mich vielleicht gar für ein flatterhaftes, oberflächliches Geschöpf. Wie mag er leiden durch den Zweifel an meiner treuen Liebe! Der liebe Mensch soll aber nicht länger von den Qualen des Zweifels gepeinigt werden. Ich werde ihn davon befreien. Morgen muß ihm Sophie ein Briefchen

von mir zustecken. In diesem werde ich ihm die Tücken des „Feindes“ klar schildern und ihm den feindlichen „Feldzugsplan“ verraten.

12. Januar.

Es ist Mitternacht und ich kehrte soeben von Sophiens Mutter zurück, die mich rufen ließ, als ich gerade das Briefchen an Richard begonnen hatte. Es mußte somit unterbleiben bis morgen, denn ich hätte es als ein Unrecht angesehen, die Kranke, welche sehnlich nach mir verlangte, warten zu lassen. Der Arzt mußte wegen eines heftigen Krampfanfalles gerufen werden. Er konnte erst nach einer halben Stunde kommen und zeigte freudige Überraschung bei meinem Anblick. Nachdem er mit gewohnter Umsicht und Ruhe verschiedenes verordnet hatte, bot er mir wieder seine Begleitung an, die ich wie das erstemal dankbar annahm. Der Heimweg war schauerlich. Der Himmel hatte alle seine Schleusen geöffnet und übergoß erbarmungslos uns arme Sterbliche mit kalter Dusche. In der Nähe von der Patin Haus äußerte der Arzt mit einem Anflug von Humor, dieser Gang werde mir im Buche des Himmels gewiß doppelt angeschrieben werden, dann schloß er mir mit freundlicher Zuvorkommenheit selbst die Hausthüre auf und fragte, mir die Hand reichend: „Werden Sie morgen wieder kommen? Das „Ja“, das ich zu erwidern im Begriff war, blieb mir vor Schrecken in der Kehle stecken, denn wie ein Nachzügler des wilden Heeres schoß eine in einen Mantel gehüllte Gestalt plötzlich blitzartig aus dem Thore des Nebenhauses an uns vorbei und

stürmte die Straße hinunter. Es war niemand anders als Richard; ich erkannte ihn beim Scheine einer Gaslichtlaterne ganz deutlich.

Hat der gute Mensch den Verstand verloren? Am Ende gar aus Kummer? Es muß aber wohl – und das senkt sich schwer auf mein Herz – Groll dabei untermischt sein. Warum wäre er denn sonst nicht bei mir stehen geblieben? Das errate wer kann. Gütiger Himmel! Jetzt geht mir ein Licht auf! Am Ende ist er eifersüchtig, hegt wohl gar den Verdacht, der Arzt sei mein Anbeter! O, diese Eifersucht würde mich unsagbar freuen, mehr als der Sieg der Deutschen bei Sedan, wäre sie ja doch nur ein klarer Beweis seiner heißen Liebe. Aber er hat jetzt genug ausgestanden, der Ärmste. Morgen wird er in meinem Briefe die Erklärung meiner nächtlichen Promenaden erhalten. Das bin ich ihm schuldig.

Aus Leonorens Tagebuch.

Im Dezember.

Welch eine Schreckensnacht liegt hinter mir! Die Hand zittert, welche die Feder führt — jeder Nerv zuckt an mir, ein Schauder schüttelt mich, denke ich an diese nächtlichen Stunden zurück. O, welch herben, niederbeugenden Prüfungen ist doch ein alleinstehendes Mädchen ausgesetzt. Wie anders war's unter dem schützenden Dach eines Vaterhauses. Ich bin seelisch wie körperlich gebrochen — wie vernichtet! Ich danke es nur einer höheren Macht, daß ich — die stolze Leonore — o, ich vermag es nicht niederzuschreiben, es ist zu entsetzlich! Ich bin nun eine Eingeweihte in die Verhältnisse der Familie. Wie so gar anders ist alles, als es mir beim ersten Eindruck erschien — meine Menschenkenntnis hat Fiasko gemacht, ich aber bin um die Erfahrung reicher, daß eben doch nicht alles Gold ist, was glänzt, daß der Schein trügt. Im Begriffe, mich zur Ruhe zu begeben, vernahm ich gestern abend ein leises Pochen an meiner Thüre. Die Mitternachtsstunde ließ mich Schlimmes vermuten. Erst auf ein zweites Klopfen öffnete ich die Thüre und sah Alix vor mir, die mit ihrem bleichen Gesichtchen und in dem langen, weißen Nachtgewand ganz gut für eine

Geistererscheinung hätte angesehen werden können. Wie überwältigt von einer lange getragenen Seelenlast, warf sie sich laut schluchzend an meine Brust und rief in leidenschaftlichster Erregung, in abgerissenen Lauten:

„O nicht wahr, du täuschest mein Vertrauen nicht, du bewahrst ein Geheimnis, das ich dir anvertrauen möchte? Du bist ja ein deutsches, ehrliches Herz und ich unterliege sonst der Bürde, die ich bis jetzt zu tragen hatte ich muß mich einer Menschenseele mitteilen."

Bestürzt, von tiefstem Mitgefühl ergriffen, beschwichtigte ich das liebe Geschöpf und führte sie an mein Ruhebett. Dann bat ich sie, indem ich neben ihr Platz nahm und ihr liebliches Köpfchen an meine Brust bettete, mir getrost ihr Leid anzuvertrauen, ihr gelobend, daß es in meinem Innern wohl verwahrt, wie in einem Grabe ruhen werde. Es lag für mich etwas unsäglich Beglückendes in dem Bewußtsein, eines unglücklichen Mädchenherzens Trösterin sein zu dürfen, die Geisterstunde, die Stille und tiefe Ruhe, die uns umgaben, verliehen dazu dem Momente einen romantischen Reiz, der ja auf mich stets einen so eigentümlich bestrickenden Zauber ausübt.

In höchster Spannung lauschte ich sodann den Geständnissen meines Beichtkindes, während Staunen, Zweifel, Bestürzung und Mitleid mit der Erzählerin sich um den Vorrang in meinem Inneren stritten.

Alir hat ihre Mutter in ihrem achten Jahre verloren, ihren Vater im verflossenen Sommer. Sie war ihres Vaters Augapfel, sein Alles gewesen, von ihrer Erzieherin,

einer älteren würdigen Dame, war sie mit mütterlicher Zärtlichkeit erzogen worden. Ihre Kindheit und Jugend sollen, wie sie versicherte, ein Wandel auf blumenbestreutem Pfade, in ewig klarem Sonnenlicht gewesen sein.

„Ach,“ fuhr sie seufzend fort, „das alles änderte sich, als mein Papa eine Reise nach Paris machte und mir eine Stiefmama mitbrachte. Sie war Witwe gewesen und besaß ein Söhnchen von zwei Jahren. Er hatte von da an nur Augen für seine schöne, junge Gattin. Sie verstand es, ihm zu schmeicheln, Liebe zu heucheln und ihn allmählich so zu beherrschen, daß nur ihr Wille im Hause noch maßgebend war. Unser stilles Schloß wurde der Sammelplatz von Künstlern und Fremden, von der feinen Welt, Feste reihten sich an Feste, kurz mit unserem gemütlich-stillen Leben war es zu Ende. Der Vater, dessen Gesundheit nie stark gewesen und der solche Strapazen des geselligen Lebens nicht ertragen konnte, fing an zu kränkeln. Es zeigte sich eine rasche Abnahme der Kräfte, während zugleich eine tiefe Melancholie sich seines ehedem so heiteren Gemütes bemächtigte. Er isolierte sich vollständig von der Außenwelt, floh die Menschen und schloß sich in seine Bibliothek ein, zu welcher niemand Zutritt hatte als sein Arzt und ein treuer, alter Kammerdiener. Selbst mir war seine Thüre verschlossen, was mir einen kaum zu ertragenden Schmerz verursachte.

Ach! wie manche Stunde habe ich vor dieser Thüre gesessen oder gekniet, vor Sehnsucht nach einem lieben Vaterworte fast vergehend und mir den Tod wünschend.

Da eines Tages äußerte der Vater den Wunsch, mich zu sehen! Mit welch einem Jubel folgte ich dem Rufe, welch ein seliges, wenn auch schmerzliches Wiedersehen war das! Ich fand den Vater so furchtbar verändert, daß ich ihn kaum wieder erkannte, und von jener Stunde an nahm ich meinen Platz, ohne jeden Einwand von seiner Seite, an seinem Lager oder neben seinem Fauteuil ein und wurde seine Pflegerin — zugleich seine Vertraute, seine Trösterin. Er öffnete mir sein Herz, er gestand mir, wie tief er seine zweite Heirat bereue, beklage und versicherte mir, daß er sie nur in bester Absicht und in der festen Überzeugung geschlossen habe, mir nach seinem Tode eine liebevolle Führerin und Freundin zu hinterlassen. Er sehe ein, gestand er, daß er sich in seiner zweiten Gattin getäuscht und mit dieser Erkenntnis habe er auch die traurige Gewißheit erlangt, daß sie ihn nicht liebe. Die Sorge um mich erschwere ihm das Sterben furchtbar. Diese Äußerung verlieh mir den Mut, ihm zu sagen, daß ich ihm diese Sorge abnehmen könne, daß ich einen Mann gefunden habe, der mir in treuer, wahrer Liebe ergeben sei, dem auch mein Herz mit der ganzen Innigkeit der ersten Liebe angehöre und an dessen Brust ich, wenn Gott es füge, daß mir der Schutz des Vaters genommen werde, sicher geborgen vor allen Stürmen sein würde. Sichtlich erfreut und erstaunt fragte der Papa hastig nach dem Namen dieses Mannes, und ohne Scheu, ja mit Stolz nannte ich ihm diesen.

„Raten Sie, Leonore,“ sagte sie mit verklärtem Lächeln,

„wer es ist, dem ich mich zu eigen gegeben habe; daß der Lord, mein Verlobter vor der Welt,“ fügte sie verächtlich hinzu, „mein Herz nicht besitzt, daß ich ihn verabscheue, werden Sie ja zweifellos an meinem Wesen bemerkt haben?“ –

Ich bejahte diese Frage und nachdem ich hin und her geraten und alle Männer genannt hatte, die im Hause verkehren, lachte Alix hell auf wie ein Kind, legte ihre süßen Lippen dicht an mein Ohr und flüsterte: „Robert Pirrer.“

Der Name war mir völlig unbekannt, ich wußte so viel wie vorher und bat Alix um nähere Beschreibung von Person, Stand und Familie. „Er ist nicht von hohem Stand,“ sagte sie mit leuchtenden Augen, das Köpfchen stolz erhebend, „aber er ist der beste, edelste, bravste Mann, den die Erde trägt – der ehemalige Hofmeister meines Bruders. Ich scherze nicht — fuhr sie fort — Robert Pirrer, der ehemalige Hofmeister, ist mein Verlobter. Daß du erstaunt bist, daß du dies nicht zu fassen vermagst, sehe ich dir an und es ist nur natürlich. Dein Staunen wird seinen Höhepunkt jedoch erst erreichen, wenn ich dir sage, daß ich nicht Mylady Saringham, sondern Frau Professor Pirrer werde,“ schloß sie mit fester Entschiedenheit.

Jetzt starrte ich Alix in noch größerer Verwunderung wie ein Phänomen an. Ich vermochte nicht zu fassen, daß ein junges, reiches Mädchen aus einer der ersten Adelsfamilien von seiner Höhe herabsteigen und die Gattin eines einfachen Schullehrers werden sollte, während

ich — eine Waise — unbemittelt und heimatlos — das Los an der Seite eines Künstlers gering geachtet und verschmäht hatte!

„Ja, Robert Pirrer," fuhr sie über mein starres Staunen lächelnd fort, „ist mein eigentlicher Verlobter und erhielt mein Wort, ehe man mir das Jawort zur Verbindung mit Lord S. abnötigte. Ich werde es ihm unter allen Umständen und um jeden Preis halten, ich werde mich durch keine Macht der Welt zu einem Treubruch zwingen lassen. Das Geständnis meiner Liebe zu Pirrer," fuhr sie nach kurzem Nachsinnen fort, „übte keine freudige Wirkung auf meinen Vater. Er war Aristokrate von echtem Blut, mit tadellosem Stammbaum, und so sehr er Pirrer gewogen, so empörte sich doch sein Stolz gegen den Gedanken, daß seine einzige Tochter ihren glänzenden Namen mit einem bürgerlichen vertauschen wollte. Es bedurfte meiner inständigen, zärtlichsten Bitten, ihn allmählich unserer Verbindung geneigt zu machen und seine Einwilligung zu erlangen. Aber die Nähe des alles versöhnenden Todes und die an der Schwelle des Jenseits den Menschen überkommende klare Erkenntnis der Nichtigkeit irdischen Ranges und menschlicher Größe stimmten ihn milde und nachgiebig; er gab mir seine Einwilligung, ich mußte sofort Robert rufen lassen und am Sterbelager des Vaters, der unsere Hände selbst ineinander legte und uns seinen Segen erteilte, wurde unser Herzensbund besiegelt. Das tiefe, unbeschreibliche Glück unserer Herzen über die Erreichung unserer sehnlichsten Wünsche leuchtete wohl aus unseren Mienen und

Augen — ein Abglanz davon verklärte das Antlitz des Kranken und verlieh ihm den Schein der wiederkehrenden Gesundheit und belebte unsere gesunkene Hoffnung auf seine Erhaltung, während es unsere Glückseligkeit auf den Gipfel erhob. Wir saßen noch lange Hand in Hand an seinem Bette, von unseren Plänen und Hoffnungen, unserem unerwarteten Glücke redend, und immer wieder aufs neue uns in Dankesworten gegen den Vater ergießend, während er mit zufriedener Miene uns anschaute, über unsere Zärtlichkeiten lächelte und sich mit uns freute. Da bereitete sich plötzlich die Bläße des Todes über seine Züge, er rang nach Luft, seine Augen schlossen sich und wie leblos sank er in die Kissen zurück. Robert stürzte zum Zimmer hinaus, um den Arzt zu rufen, der im Schlosse Wohnung hatte, um stets sofort bei der Hand zu sein, und als dieser kam und an das Lager trat, las mein banges, angsterfülltes Herz sogleich auf seinem Gesichte die Bestätigung meiner traurigsten Befürchtung, daß es mit jeder Hoffnung zu Ende war. Er gestand meinem Verlobten und mir sodann im Nebenzimmer, wo er ein Rezept verschrieb, daß der Vater den Abend nicht mehr erleben würde, daß ein Schlaganfall eingetreten sei und er möglicherweise nicht mehr zum Bewußtsein gelangen werde. O, welch ein entsetzlicher Moment, welch ein vernichtender Schlag war das! Mit der Clairvoyance der Liebe sah ich mein junges Glück vernichtet, wie die junge Saat vom eisigen Hagelschauer, erkannte ich, daß, wenn der Vater die Augen schloß, ohne zuvor mein Bündnis vor Zeugen sanktioniert zu haben, dieses

null und nichtig sein würde. Wilde Verzweiflung heuchelnd, stürzte die Mama wie eine Wahnsinnige plötzlich in das Sterbezimmer, warf sich über ihren, den letzten schweren Kampf kämpfenden Gatten, den sie während seiner Krankheit völlig ignoriert hatte, und führte eine Scene auf, die alle Anwesenden, das sah ich an ihren Mienen, mit Widerwillen, mich aber mit tiefster Indignation erfüllte. Ihre Klagen tönten durch das ganze Haus, ihre zärtlichen Bitten, sie nicht zur Witwe zu machen, bei ihr zu bleiben, erweckte noch einmal das entfliehende Leben. Der teure Vater schlug die bereits geschlossenen Augen auf und gab seiner Gattin durch ein Zeichen mit der Hand zu verstehen, daß er ihr etwas sagen wollte. Sie legte ihr Ohr dicht an die farblosen Lippen und ich sah ganz deutlich, daß er etwas sprach, fühlte zugleich, was es war, das er ihr anvertraute. Der böse, vernichtende, drohende Blick, den die Stiefmama mir zuschleuderte, nachdem der Vater verstummt war, sagte mir gleichfalls, daß sie jetzt alles wußte, er verkündete mir aber auch eine ganze Kette von Kummer und Leiden. Noch einmal öffneten sich die teuren Augen des Sterbenden. Sie trafen mich und Robert. Ein seliges Lächeln breitete sich über seine Züge und in der Überzeugung, unser Glück gesichert zu haben — hauchte er den letzten Seufzer aus.

Kaum war der Sarg mit der sterblichen Hülle in die Gruft gesenkt, da ließ mich Mama zu sich ins große Familienzimmer rufen. O, niemals im Leben werde ich diese Stunde vergessen. Auf ihren schönen, edlen Zügen war keine Spur

eines wärmeren, zärtlichen Gefühles für mich, noch der Trauer um den Verblichenen zu lesen. Härte und starre Unbeugsamkeit sprachen aus den großen dunklen Augen. Sie eröffnete mir mit der Hoheit und Bestimmtheit einer Gebieterin, daß von nun an kein anderer Wille im Hause gelte, als der ihrige, und daß sie beschlossen habe, mich einer sehr renommierten Dame, der Vorsteherin eines Pensionats für Töchter der hohen Aristokratie, auf längere Zeit in Obhut zu geben. Meine Abreise, warf sie kurz hinzu, werde am folgenden Morgen um 6 Uhr in Begleitung einer älteren Dame aus London stattfinden.

Wie von einem wuchtigen Schlage getroffen, betäubt, sprachlos, unfähig, etwas anderes zu fassen, zu denken, als daß ich in zwölf Stunden auf allzeit von Robert getrennt werden würde, begab ich mich auf mein Zimmer. Als ich nach einem leidenschaftlichen Schmerzensausbruch etwas ruhiger, gefaßter geworden, mich etwas von meiner ersten Bestürzung erholt hatte, wurde mir die Absicht meiner Stiefmama vollkommen klar. Sie war entschlossen, den letzten heiligen Willen eines Sterbenden nicht zu erfüllen, die ganze Angelegenheit zu ignorieren und uns Liebende zu trennen auf Nimmerwiedersehen. Aus diesem Grunde mußte ich so rasch als möglich das Vaterhaus verlassen. Mit der Erkenntnis, daß mir meine Mama von jenem Tage an als unbeugsame, erbitterte Gegnerin gegenüberstand, kam mir plötzlich eine wunderbare Kraft, ein Gefühl des Mutes, eine Freudigkeit des Duldens um unserer Liebe willen und eine Zuversichtlichkeit, daß ein

gerechter Gott solche Intriguen, solche Ungerechtigkeit sicherlich zu Schanden machen werde. Ich schrieb einen Brief an Robert, in dem ich ihn von dem Vorgefallenen in Kenntnis setzte und bat, auf mich zu bauen, sich ergeben ins Unvermeidliche zu schicken, ihn zur Hoffnung und zum Vertrauen auf einen guten Ausgang ermunternd und ihm gelobend, daß ich niemals einem anderen Manne angehören würde, als ihm. Unser alter treuer Kammerdiener John war der Bote des Briefes, dem ich einen Verlobungsring beifügte. Er überbrachte mir am Abend die Antwort — nur wenige Zeilen voll tiefster Zärtlichkeit, voll Dank für meine Liebe und Standhaftigkeit, voll Ermutigung und Hoffnung auf glückliche Lösung der Wirrnisse durch die gütige Vorsehung. Ein einfacher goldener Reif, den mein Verlobter vom Finger gezogen, der Ehering seiner verstorbenen Mutter, wie er schrieb, lag in dem Briefe eingeschlossen und beglückte mich mehr, als der kostbarste Diamant, allein ich durfte mir die süße Wonne nicht gestatten, ihn an den Finger zu stecken, sondern trug ihn verborgen an einem Schnürchen um den Hals. Am folgenden Morgen reiste ich ab. Es war mir nicht vergönnt gewesen, von Robert noch einen Blick des Lebewohls zu erhaschen.

Mein Aufenthalt in M . . . . . war nicht unangenehm, der Umgang mit den jungen Mädchen, die alle noch heiteren Sinnes waren und deren Leben noch durch kein Weh getrübt worden, wurde nach den trüben Erlebnissen zu einer Wohlthat und Erquickung für mich. Ich genaß

an Leib und Seele. Mit Robert hatte ich keinen brieflichen Verkehr unterhalten, mein Herz pochte daher stürmisch vor Sehnsucht und Freude bei meiner Rückkehr nach Hause, die nach einem halben Jahr erfolgte. Ach, ich fand Robert nicht mehr daheim, die Mama hatte es für zweckmäßig gefunden, ihn gleichfalls aus dem Wege zu schaffen. Ganz en passant warf sie hin, daß sie einen neuen Hofmeister von weniger freisinniger politischer Farbe engagiert habe. Es war ein Glück, daß ich von unserem Kutscher, der mich am Bahnhofe abgeholt hatte, von dieser Thatsache in Kenntnis gesetzt worden war, sonst würde ich mich bei dieser Gelegenheit verraten haben. So aber blieb meine Miene, trotz des lauernden scharfen Blickes der Mama unbeweglich wie Marmor.

Vor etwa sechs Wochen gab Mama das erste Diner nach Papas Tod. Unter den geladenen Gästen befand sich Lord Saringham. Ich gewahrte mit einer Art Grauen, daß er Gefallen an mir fand, und hatte die Empfindung eines Vogels dem Blick der Schlange gegenüber. Nach wenigen Tagen wurde ich zu Mama citiert, welche mir in Gegenwart des Hofmeisters, der ja zugleich zum Vermögensverwalter avanciert ist — eröffnete, daß Lord S. unserem Hause die Ehre angethan habe, um meine Hand zu werben und daß ich mich als seine Verlobte zu betrachten habe. Überzeugt, daß jedes Wort des Protestes ein verlorenes sei, nahm ich zur List meine Zuflucht. Ich beantwortete die Frage der Mama, ob ich einverstanden sei, mit einem Ja, im Inneren fest entschlossen, sofort

Schritte zu thun, mich endlich der Gewalt meiner Stief=mutter zu entziehen und mit Robert vereint zu werden. Das Basiliskenauge des Hofmeisters bohrte sich forschend bis auf die Tiefe meiner Seele — es gelang mir aber, seinen inquisitorischen Blick ruhig auszuhalten und ihn zu täuschen.

Von da an spielte ich Komödie trotz der besten Schau=spielerin. Manchmal mußte ich mich selbst verachten über die Rolle, die ich so meisterhaft durchführte; aber ich durfte mir ja sagen, daß ich es um der Liebe willen, für Robert that, und so hat denn heute keine Seele eine leise Ahnung, daß morgen um dieselbe Stunde, wo mein edler Lord=Bräutigam wieder anlangt, um sich nicht mehr von mir zu trennen, wie er vermeint — ich Robert bereits auf alle Zeit angehöre." —

Und hierauf vertraute sie mir noch folgendes an:

Ihre Tante, welche in London wohnt, hat sich zur Beschützerin der beiden Liebenden erboten; in ihrer Woh=nung findet die Trauung statt, ein ihr befreundeter deutscher Geistlicher wird das junge Paar trauen. Ihr Verlobter, dem eine Professur in Göttingen in Aussicht steht, ist be=reits angelangt. Unter dem Vorwand eines Besuches bei ihrer leidenden Tante, wird Alix morgen früh nach London fahren — und nicht mehr ins Vaterhaus zurückkehren. Ihre Tante hat die nötigen Papiere, als für die Heirat mit Lord S. verschafft, in Händen. „Als einzige Mitgift," schloß Alix wehmütig, „nimmt die reiche Tochter dieses Hauses nur ihren Schmuck mit. Er ist mein unbestrittenes Eigentum,

ein Geschenk einer Patin zu meiner Konfirmation im Werte von 500 Pfd. St. und wird, zu Geld gemacht, uns das nötige Kapital zur Einrichtung unseres Haushaltes liefern. Diese Brillanten sind in der Bibliothek in einem Schranke nebst den Familiendiamanten eingeschlossen. Ich muß sie jetzt holen, ich konnte erst heute zu dem Schlüssel gelangen. Es ist ein furchtbar schwerer Gang für mich. Obschon im vollsten Rechte, mir mein Eigentum zu nehmen, komme ich mir doch wie eine Diebin vor," fügte sie tiefseufzend hinzu, indem sie die Frage an mich richtete, ob ich ihr den Liebesdienst erzeigen wolle, sie zu begleiten, sie werde mir zeitlebens dankbar dafür sein. Ich sagte bereitwilligst meine Begleitung zu — solch nächtliche romantische Wanderung hatte für mich nichts Grauenvolles, im Gegenteil, es gelüstete mich nach einer Begegnung mit den Geistern des Hauses, es lag etwas Abenteuerliches in dem Unternehmen und ich schwärme für dergleichen. Einen silbernen Leuchter ergreifend, blies ich die Kerze aus, faßte Alir am Arm und zog die vor Aufregung zitternde, zarte Gestalt fort in den Korridor. Das Schloß war wie ausgestorben — kein Laut vernehmbar, kein Licht sichtbar. Zum Glück leuchtete uns Luna, nur hin und wieder ihr Antlitz hinter einen Wolkenschleier verbergend. Alir's Arm ruhte schwer auf dem meinen. Das Krachen einer Diele unter unseren Schritten, das Kreischen einer Wetterfahne oder ein Knacken im Holzgetäfel machte sie zusammenschauern. Plötzlich wankte sie und lehnte sich schwer an meine Schulter. Ich fing sie halb ohnmächtig in meinen Armen auf und geleitete sie

zurück in mein Zimmer auf mein Ruhebett. Nachdem ich ihre Schläfe mit Essigäther benetzt und sie sich wieder etwas erholt hatte, wollte sie sich wieder erheben. Ich drängte sie jedoch mit sanfter Gewalt auf ihren Sitz zurück und stellte ihr die Unmöglichkeit des Ausführens ihres Vorhabens in dieser Nacht wegen ihrer aufgeregten Nerven vor. „Es muß sein, es muß ja sein, morgen frühe ist's zu spät, ach, habe ich zu weit Größerem Kraft gehabt und zu dem kleinen Unternehmen sollte sie mir versagen?“ rief sie klagend aus. Da leuchtete der gute Gedanke in mir auf, das Wagnis allein zu unternehmen. Ich machte Alir diesen Vorschlag, und voll Freude und Dankbarkeit überreichte sie mir die Schlüssel, einen kleinen für den Schreibsekretär ihres Vaters — und einen großen zur Thüre der Bibliothek. Genau instruiert und leicht orientiert, begab ich mich an meine Mission. In dem riesigen Ahnensaal, den ich zu passieren hatte, überlief mich aber doch ein Gruseln. Der Mond warf so seltsame Reflexe auf die lebensgroßen Gestalten, die sich aus den Rahmen in der grellen Beleuchtung zu heben schienen und deren Gesichter mich, die Störerin ihrer Nachtruhe, finster anstierten. Der altmodische riesige Schlüssel ging etwas schwer herum, meine zarte Hand war fast zu schwach zum Öffnen des Thürschlosses — allein es gelang mir glücklicherweise und ich sah mich am Ziel: in der alten Bibliothek des Hauses, die zugleich Sterbezimmer ist, in welchem bis jetzt seit Jahrhunderten alle edlen Lords ihren letzten Seufzer ausgehaucht haben. Dunkelheit des Grabes umgab mich — dem Mond war

das Hereinlugen von dichten Läden und schweren Damast-vorhängen unmöglich gemacht. Ich zündete mir mein Wachslichtchen an und nachdem ich in allen Ecken herumgeleuchtet und mich überzeugt hatte, daß ich wirklich die „einzig fühlende Brust“ in dem hohen, großen Raum war, schritt ich auf den mir bezeichneten Schreibpult aus geschnitztem Eichenholz zu, öffnete ihn und zog die dritte Schublade rechts heraus. Richtig! da lag der kostbare Schmuck im roten Etui.

In dem Moment, wo meine Finger sich nach dem roten Maroquin-Etui ausstreckten, fühlte ich mein Handgelenk von festem Griffe umspannt — meine Pulse stockten, ein Schwindel erfaßte mich, ich glaube, daß ich zu Boden gesunken wäre, hätte nicht das von einer mir widerlichen, sehr bekannten menschlichen Stimme mir ins Ohr tönende Wort: „Diebin“ — elektrisierend auf meine erschlafften Lebensgeister gewirkt. Ich raffte mich auf und schaute in die hohnlächelnden Züge des Hofmeisters.

„Siehe da! die unnahbare, stolze Leonore in flagranti des Diamantenraubes ertappt,“ sagte er höhnisch, sich an seinem vermeintlichen Opfer weidend, während es in meinem Innern kochte und ich von der Wucht der tumultuarischen Empfindungen, die über mich einstürmten, die Sprache nicht zu finden vermochte. „Wer das gedacht hätte,“ fuhr er fort, mein Schweigen wahrscheinlich für Scham und Zerknirschung haltend, „daß dieses kalte, der Liebe, wie es scheint, unzugängliche Herz desto heißer für den Glanz der Edelsteine schlägt?“ —

Ich glaube, daß, wenn ich einen Dolch bei mir gehabt hätte, ich ihn in diesem Momente diesem Elenden durch die Brust gestoßen haben würde. Meine Entrüstung hatte sich bei diesen letzten Worten bis zur Raserei gesteigert und löste meine Zunge. „Noch ein Wort weiter, Elender," rief ich wie von Sinnen, „und ich rufe die sämtlichen Bewohner des Schlosses zu Hilfe."

„Das wäre ein unkluger Streich, Leonore, der mit Ihrer soeben bewiesenen List und Ihrem Talent zu großen Unternehmungen nicht harmonieren würde," sagte er mit gleichgültiger Ruhe und in einem Tone, der mich noch tiefer empörte — es lag in dem Weglassen des „Fräulein" eine Vertraulichkeit, durch die mein Inneres aus den Fugen zu geraten drohte. Ich bedurfte meiner vollen Willenskraft, um mich zu beherrschen. „Sie gefallen mir, Leonore — ich glaube sogar, daß ich Sie lieben könnte, daß wir zusammenpaßten und ein glückliches Ehepaar gäben," hub er wieder an; „was sagten Sie dazu, wenn ich Sie nicht denunzierte, sondern Halbpart mit Ihnen machte und wir dann mit den Familienbrillanten das Weite suchten und uns in der Neuen Welt ein schönes großartiges Heim gründeten? Ich bin meines Amtes hier überdrüssig, bin es satt, der Blitzableiter, der Spielball einer launenhaften Frau zu sein. Eh bien, qu'en dites-vous, ma belle?"

„Daß Sie ein Schurke sind," erwiderte ich, mich hoch aufrichtend, mit wieder erlangter Fassung, voll tiefster Verachtung.

„Oho! nehmen Sie Ihre Worte in acht, Leonore,“ fuhr er wütend auf, „ein Griff am Glockenzug ruft die Dienerschaft herbei und Sie stehen, des nächtlichen Einbruches überführt, vor Zeugen. Bedenken Sie auch,“ flüsterte er leise, dicht an mich herantretend, „daß Sie alsdann für allezeit gebrandmarkt, eine Ausgestoßene aus der Gesellschaft sind, während Sie, auf meinen Vorschlag eingehend, sich eine Zukunft schaffen, wie sie allein für Ihre Schönheit und Geistesgaben paßt. Ich gebe Ihnen 5 Minuten Bedenkzeit — Sie haben die Wahl zwischen Kerkerhaft und der goldenen Freiheit an meiner Seite. Ich zweifle keinen Moment — bei Ihrer Klugheit schwanken Sie nicht, letztere zu wählen. Es bleibt Ihnen ja zudem nichts anderes übrig. Die Diamanten ohne meine Person — das geht eben nicht an.“

Die entsetzliche Tragweite meiner Lage stand bei diesen furchtbaren Worten plötzlich klar vor meinen Augen. Ich sah ein, daß der Schein gegen mich war, daß jedermann mich des Versuches des Diebstahles schuldig halten mußte und würde, hatte ich ja doch keinen Beweis für meine Schuldlosigkeit als — einen Verrat an Alix — an den beiden Liebenden. Meine Rettung aber um solch niederträchtigen Preis zu erkaufen, das litt mein Stolz und meine Menschenliebe nicht. Des Hofmeisters Hand hielt noch immer den Glockenzug umfaßt. Rief er die Dienerschaft herbei, so war mein guter Name auf alle Zeit besudelt — ich — ich — Leonore Barndorf — wurde verhaftet — mein Herz drohte still zu stehen bei diesem Ge-

danken — ein Schwindel erfaßte mich — es war eine entsetzliche Situation — ich erduldete Höllenqualen — da sah ich, wie in einem Nebel, den Glockenzug sich bewegen — es war die höchste Not und Gefahr — und nun — schrie meine gemarterte Seele zum Allmächtigen um Hilfe! — Und — Er half!

Als ein von oben mir gesandter rettender Engel stand Alix hochaufgerichtet auf der Thürschwelle. Der Hofmeister zuckte zusammen — ich aber flog, einen Freudenschrei ausstoßend, zu ihr hin.

Alix schritt mit der Haltung einer Fürstin auf den Hofmeister zu. „Ich habe den Vorschlag, den Sie Leonore gemacht, mit angehört," sagte sie mit kalter Ruhe. „Darf ich fragen, was Ihnen ein Recht giebt, meine Freundin so zu beschimpfen und was Sie zu dieser nächtlichen Stunde hierherführt?"

Die Augen des Hofmeisters schossen grünliche Lichter, seine Miene verzerrte sich vor Wut — dann sagte er, sichtlich gewaltsam hinunterwürgend, was sich über seine Lippen drängen wollte, mit erheuchelter Ruhe: er habe jemand in die Bibliothek schleichen gehört, habe sich rasch in die Kleider geworfen und mich beim Öffnen der Schublade überrascht, in welcher die Familiendiamanten aufbewahrt werden. Der mir gemachte Vorschlag sei selbstverständlich nur eine Falle gewesen, um zu ergründen, wie weit sich die Verworfenheit meines Charakters erstrecke.

Alix unterbrach seinen Redefluß. „Sparen Sie sich weitere Worte, Sir," sagte sie kalt, mit unbeschreiblicher

Verachtung. „Leonore ist auf mein Geheiß hiehergegangen — das möge Ihnen als Erklärung der „Verworfenheit ihres Charakters“ dienen. Und wenn Sie es satt sind, Sir, der Spielball von Mamas Laune zu sein, wie Sie sagten, so steht es Ihnen ja frei, morgen gleich das Schloß zu verlassen.“

„Das wollen wir denn doch sehen,“ rief der Hofmeister vor Zorn knirschend aus, „ich habe eine Dienerin dieses Hauses beim Öffnen des Pultes mit dem Familienschatz ertappt und werde dieses sofort Mylady anzeigen — die Mythe mit dem Holen der Diamanten „auf Geheiß“ macht Ihrem Engelsherz zwar alle Ehre,“ lachte er sarkastisch, „aber keine Seele wird ihr Glauben schenken — ich am wenigsten, das sollen Sie alsbald erfahren.“ Und er machte Miene, sich nach diesen Worten zu entfernen — aber Alir hielt ihn mit einem hoheitsvollen, gebieterischen Wink der Hand zurück.

„Klagen Sie Leonore wirklich an, lenken Sie auf ein ehrliches Mädchen wirklich den Verdacht einer so niedrigen That — nun wohl, dann will ich morgen Mama diesen Brief da geben, der Ihnen im Hiehergehen entfallen ist und den ich aufgehoben habe,“ sagte sie fest und kalt. „Er giebt seltsame Aufschlüsse über Ihre Herkunft“ — fügte sie mit scharfer Betonung hinzu, indem sie einen zusammengefalteten Briefbogen aus dem Busen zog und dem Hofmeister hinhielt. Wie ein Taschenmesser zusammenknickend, erdfahl im Gesicht, stürmte er hierauf ohne ein weiteres Wort zur Bibliothek hinaus; ich aber

stieß einen tiefen Seufzer der Erleichterung aus und warf mich im Übermaß der Empfindungen, laut schluchzend, an Alix's Brust. „Das war ein glücklicher Fund, Leonore," sagte sie hochaufatmend, „denn ohne diesen ‚Talisman' wären wir in eine schlimme Lage geraten! Gott sei gelobt, daß diese Stunde überstanden ist und meine Kraft ausgereicht hat." „Ja, Gott sei gelobt," sprach auch ich aus tiefster Seele, dann schritten wir leise und unbemerkt in unsere Zimmer zurück. Keine von uns wird wohl jemals diese Nacht vergessen.

* * *

Alix, nunmehrige Frau Pirrer, ist vor wenigen Stunden mit ihrem Gatten nach dem Festlande abgereist. Welch ein inhaltreicher Tag liegt hinter mir! Daß sich in die kurze Spanne von 12 Stunden so Mannigfaltiges, so Wichtiges zusammendrängen kann. Mein Gehirn wirbelt von all den Eindrücken; gleich den Bildern in einem Diorama ziehen die heutigen Erlebnisse an meinem geistigen Auge vorüber — das letzte, lieblichste, das alle andern überstrahlt — ist Alix's Trauung. Wir waren vor Tisch, ohne ihre Mama gesehen zu haben, die wegen Migräne das Bett hütete, hiehergefahren. Selbstverständlich hatte ich meinen Koffer mitgenommen, denn mein Verbleiben im Schlosse war ja nach der Tochter Flucht eine Unmöglichkeit. Ich wurde von Alix's Tante eingeladen, bei ihr zu verweilen, bis sich eine passende Stellung für mich gefunden hätte und sah mich gezwungen, das Anerbieten anzunehmen. Was blieb mir anderes übrig?

Ohne Neid weidete ich mich an dem Glücke dieses seltenen Paares, aber ein tiefes Weh stieg allmählich in mir auf, eine namenlose Traurigkeit überkam mich, und meine Gedanken schweiften zu meinem einstigen Verlobten, der alle die äußeren und inneren Vorzüge Pirrers besitzt und den ich — verlassen habe. Wie klein, wie unedel, wie armselig, wie gering kam ich mir im Vergleich zu Alir vor. Heimatlos wandere ich herum — statt wie diese an treuer Brust geborgen, im eigenen trauten Heim glücklich und froh zu sein! Die ganze tiefe, heiße Liebe — noch um kein Haar vermindert — loderte in hellen Flammen in mir auf, mein Herz schrie wild auf vor Sehnsucht und Weh, ich mußte mir Gewalt anthun, meine Erregung unter ruhiger Oberfläche zu verbergen. Sind das die ersten Anzeichen der Reue, vor der mich Juliane warnte, von der sie sagte, daß sie der furchtbarste der Verdammungssprüche sei? So lange ich mit dem frischen Strom der Lebensflut geschwommen bin, fühlte ich ihren nagenden Zahn nicht, ich muß trachten, bald wieder in den Strudel zu gelangen — im stillen Fahrwasser, wie hier z. B. im Hause der puritanischen Gräfin, würde ich diese bohrenden Schmerzen nicht lange zu ertragen vermögen, das fühle ich.

Um fünf Uhr nachmittags reiste das neuvermählte Paar ab.

Morgen werden gedruckte Karten die Welt von der Vermählung Alir's mit Herrn Robert Pirrer in Kenntnis setzen; ein reitender Bote ging sofort nach der Trauung

ab, um der Stiefmama die Nachricht von dem „fait accompli“ zu überbringen.

30. Dezember.

Der Tag hier im Hause findet mit dem Schlag 9 Uhr am Abend seinen Abschluß. Die Stille eines Klosters umgiebt mich, ich muß an die Stirne greifen und mich fragen, ob nicht alles ein Traum ist, wenn ich einen Vergleich ziehe mit der kostbaren Umgebung, in der ich mich noch gestern bewegte und meinem gegenwärtigen Aufenthalt. Mit welchen Hoffnungen betrat ich Worldley-Castle, wie wenig ahnte ich die seltsame Verkettung der Umstände, die mich so bald wieder aus seinen Mauern vertreiben würde. Ach, wie ephemer sind doch unsere Pläne und Kalkulationen! Ein Machtspruch des „großen Regenten“ und das festeste Gewebe, das die Klugheit gewebt — zerreißt! Was nützt es, mit aller Kraftanstrengung einen Bergesgipfel erklimmen, wenn oben angelangt uns ein falscher Tritt in die jähe Tiefe eines Abgrundes schleudert?

Der Tag ist mit bleiernem Fluge endlich zur Rüste gegangen. Um 7 Uhr vereinigte uns der Thee im Salon der Gräfin. Ich bemerkte, daß sie ungewöhnlich aufgeräumt war, daß ihre Mundwinkel von verhaltenem Lachen fortwährend zuckten. Nachdem wir den Thee getrunken, setzte sie eine große Schildkrotbrille auf die Nase und entnahm einem Ridicül ein großes Zeitungsblatt und sagte, dasselbe glättend:

„Da hören Sie 'mal, Miß Leonore, wie in diesem Blatt über uns beide losgezogen wird. Wir werden förm-

lich gesteinigt, nur gut, daß ich von altem Eisen bin und unempfindlich wie ein Achilles, selbst keine verwundbare Ferse mehr habe, ich steck' in einem Panzer von oben bis unten, an dem die giftigen Pfeile der Bosheit und Verleumdung die Spitze abbrechen, haha, haha," lachte sie, daß ihr die Thränen an den gefurchten Wangen herabliefen, „eine Bombe, die mitten unter dieser ‚Creme' geplatzt wäre, hätte sicherlich keine größere Panique verursacht, als die Kunde der Heirat Alir's." Und dann las sie langsam, mit Betonung jedes Wortes und mit wahrem Behagen einen großen Artikel vor, in welchem das, die gute Gesellschaft in höchste Entrüstung versetzende Ereignis: die Vermählung der Tochter der ältesten Familie Englands mit einem entlassenen Hauslehrer, ihre Flucht aus dem Elternhause, in allen Details, mit wenig Wahrheit und viel Dichtung dem skandal-liebenden Publikum aufgetischt wurde. Während der Vorleserin Mund förmlich wässerte und ihre Augen triumphierend leuchteten, überkam mich eine immer peinlichere Beklemmung, die in einen Todesschrecken überging, als mein eigener Name an mein Ohr schlug und ich vernehmen mußte; daß man mich eine deutsche Abenteurerin nannte und mir die größte Schuld an dem Ereignis beimaß. Durch Überredungskünste, Ränke und List, hieß es, habe ich auf die mir anvertraute Tochter des Hauses Einfluß zu gewinnen verstanden, um durch den ihr geleisteten Vorschub mir einen splendiden Lohn zu erpressen. Schließlich warnte der Einsender des Artikels alle Mütter vor der Aufnahme der

deutschen Lehrerin, Leonore Barndorf, die durch ihre Persönlichkeit besteche und durch ihre Meisterschaft in der Intrigue den Beweis geliefert habe, daß sie Routine darin besitze, überhaupt weit eher zu einer Komödiantin, als zur Lehrerin oder Gesellschafterin in ehrbaren Häusern qualifiziert sei. — Ich war einer Ohnmacht nahe, es dunkelte vor meinen Augen, und wäre die Gräfin mir nicht rasch zu Hilfe gekommen, so würde ich wohl zu Boden gesunken sein. Zum Glück löste sich der Paroxismus des Schmerzes in einem erleichternden Thränenstrom. Von der Gräfin wurde ich wegen meines sensiblen Nervensystems, ebenso darüber, daß ich mir den Angriff eines gemeinen Menschen so zu Herzen nehme, ausgelacht. Ich hielt ihr jedoch entgegen, daß ich als alleinstehendes Mädchen, das auf sich selbst angewiesen sei, nicht gleichgültig über das Antasten meines Rufes sein könne und dürfe. Sie sah das ein, wurde ernster und nachdenklicher und sagte, nachdem sie den meine Person betreffenden Teil nochmals gelesen, daß allerdings dieser Schmähartikel nachteilige Folgen für mich haben könne, ja sogar zweifellos haben werde. Sie habe daran im ersten Moment der Siegesfreude über den gelungenen Schabernack, den sie einer Menge gespielt habe, welche einstens ihr Herz und guten Ruf ungerechterweise erbarmungslos in den Staub getreten, nicht gedacht. Mir habe wohl auch die Folgen meiner Mithilfe nicht berechnet, nicht einmal geahnt, sonst würde sie mich nicht in ihr Geheimnis hineingezogen haben. „Aber,“ sagte sie plötzlich mit gütigem Blick: „Sie sind

ja bei mir so gut aufgehoben wie in Abrahams Schoß; bleiben Sie bei mir. Geben Sie Ihr Wanderleben auf, Sie haben jetzt schon eine bittere Erfahrung machen müssen, ach! und bei der würde es nicht bleiben. Das Leben spielt einem hart mit. Lassen Sie sich warnen von der einen Erfahrung — werden Sie mein Assistent auf meinen Wanderungen als Almosenière, das ist auch ein Beruf, der seine Freuden hat."

Es war mir, als öffne sie mir die Perspektive eines Gefängnisses und schildere mir die Genüsse des Lebens eines Zellenbewohners. — Nein, nimmermehr, das fühlte ich, konnte mein Gemüt Genüge an solchem einförmigen, wenn auch von edelster Werkthätigkeit ausgefülltem Dasein finden. Es that mir wehe, ein so wohlgemeintes Anerbieten, das zugleich ein großes Opfer war, auszuschlagen, ich that es in möglichst schonender Art und begründete es mit der Notwendigkeit, etwas verdienen und ersparen zu müssen. Die gute Dame sah das auch ein und bedauerte, nicht über bedeutendere Mittel zu verfügen, um mir ein jährliches Honorar geben zu können. Nach abermaligem Nachsinnen sagte sie: jetzt sei ihr eine glückliche Idee gekommen. Hier könne ich nicht bleiben, das stehe fest; der Hofmeister, aus dessen Feder ohne Zweifel der Artikel geflossen sei, werde mich nicht unbehelligt lassen, sondern mich mit Chikanen aller Art verfolgen. Und selbst wenn sich mir ein Haus zur Aufnahme öffne, werde er jedenfalls nicht ruhen, bis er mich durch Verleumdungen daraus vertrieben habe. Ich müsse also diesem Feind aus dem

Wege gehen, London den Rücken kehren, mich nach Paris flüchten. Dort habe sie eine intime Freundin, eine reiche Witwe, bei der ich ganz sicher die beste, herzlichste Aufnahme finden würde, bis ich in der Hauptstadt eine Stelle durch deren Vermittlung gefunden habe. „Ich schreibe ihr gleich," fügte sie lebhaft hinzu, „und kündige Sie an." Damit erhob sie sich.

Ich sah ein, daß mir keine andere Wahl blieb, als diesen Rat zu befolgen; so wurde meine Abreise auf übermorgen festgesetzt.

Ich erhielt heute von Mylady das volle Vierteljahrs-Honorar, jedoch ohne eine Zeile.

Die Adresse des Couverts, in das es eingeschlossen, war von der Hand des Hofmeisters geschrieben.

In der Einsamkeit meines Zimmers, ruhigen Denkens und Erwägens fähig, wurde mir plötzlich die volle Tragweite des Schlages, der mich heute betroffen, klar. Mein guter Ruf ist besudelt, mein ehrlicher Name wird heute von Mund zu Mund getragen, ich werde an den Pranger gestellt, ich bin eine Ausgestoßene aus der Gesellschaft — o gütiger Gott, bewahre mich vor dem Wahnsinn — mein Gehirn wirbelt, Folterqualen sind nichts gegen die mir widerfahrene Schmach. — Und ich bin wehrlos, ich muß mich feige durch die Flucht den Verleumdern entziehen!

Gütiger Himmel! Und wenn diese Zeitungsnachricht den Weg bis in mein Heimatland fände, wenn Oskar — ich vermag diesen Gedanken nicht auszudenken — wenn er an mir zweifelte, wenn er mich verachtete, dann gäbe

es nur eines für mich — den Tod! Ich vermöchte das Leben nicht mehr zu ertragen.

O, Juliane! Der Sturm ist da, vor dem du mich gewarnt hast! Die Reue nagt an meinem Herzen!

Die Masten meines Schiffes krachen, die Segel sind zerrissen, es ist Nacht in und außer mir, verzagend ringe ich die Hände — Oskar, ich sühne in dieser Stunde, was ich an dir verbrochen habe.

2. Januar.

Ich habe das zerstörte Gleichgewicht meiner Seele wieder erlangt. An dem Beispiel der Seelenstärke der alten Gräfin stählte ich meine erlahmten Kräfte, erhob ich meinen gesunkenen Mut, schöpfte mein verzweifelndes Gemüt Ruhe. Ich fühle mich nun erhaben über das ungerechte Urteil der Menge, ich setze demselben Verachtung entgegen. Die Spitzen der Masten meines Schiffes ragen wieder stolz in den blauen Himmel hinein, mein Boot hat die Probe seiner Widerstandsfähigkeit abgelegt. Sturm und Blitz können ihm nichts anhaben, kühn beginnt es aufs neue seinen Lauf, ich stehe mit hoch erhobenem Haupte am Steuer und rufe: Valet Albion! Das Erlebte, so sage ich mir, war nur ein Stück Komödie. Der Vorhang ist gefallen, — in Frankreich wird eine neue Scene ihren Anfang nehmen.

* * *

Die Sylvesterglocken verkündigten mit eherner Zunge, daß das alte Jahr zur Rüste gehe. Julianens Wohn=

zimmer trug heute ein festtägliches Gepräge. In der Mitte des nicht großen Zimmers stand der schlanke grüne Tannenbaum. Er sollte heute noch einmal mit seinem Lichterglanz die Herzen erfreuen, erheben — sollte noch einmal Weihnachtsempfindungen wachrufen. An einem mit weißen Deckchen belegten Tischchen steht Juliane in einem schwarzen Seidenkleide, etwas abgetragen, aber das Vornehme ihrer Erscheinung demungeachtet zur Geltung bringend. Sie hat eine große weiße Schürze vorgebunden und preßt eifrig, mit geröteten Wangen, Orangen und Citronen in eine vergoldete Glasbowle, ein kostbares Stück aus dem Barndorfschen Haushalte. Günter ist auf den Abend zu Gast geladen — besser gesagt — er hatte den Wunsch kundgegeben, sich auf einige Stunden, nachdem die alte Kindsfrau Ellen zur Ruhe gebracht haben würde, aus seiner einsamen Klause in Julianens trauliches Heim flüchten zu dürfen, damit trübe Reminiscenzen ihm nicht die Stimmung trüben könnten. Walli liegt auf dem Ruhebett ausgestreckt, die Arme unter dem Köpfchen gekreuzt. Eine Weile herrschte Schweigen. Walli unterbrach es.

„Weißt du auch, Tantchen, daß ich dir voll Bewunderung schon lange zuschaue? Die köstlichen Blumen — Camelien und Azaleen und wie sie alle heißen, die unter deiner treuen Pflege zu herrlichster Pracht sich entfaltet haben, sie erbleichen neben deiner Erscheinung. Ich entsinne mich nicht, dich je so belebt, so von innen heraus strahlend — so — so unbeschreiblich schön gefunden zu haben — Günter wird das ganz gewiß auch denken — “

Juliane lachte hell auf, den Deckel auf die Bowle setzend und sich die Hände abtrocknend.

„Günter! Dieser Name, Kind, schwebt dir doch beständig auf den Lippen!“

Sie bindet die Schürze ab und läßt sich auf einen Sessel nieder, den Kopf an das Polster zurücklehnend.

„Ich glaube,“ neckt sie, mit dem Finger drohend, „unser lieber Nachbar fängt an, einen allzugroßen Raum in deiner Gedankenwelt einzunehmen? Ist's nicht so, Kleine?“

Walli giebt erst keine Antwort. Die blauen, großen Augen schließen sich, ein Zug tiefen Nachdenkens prägt sich in ihrem Gesichtchen aus. Dann hebt sie den Oberkörper etwas, stützt das Köpfchen auf den Ellbogen und sagt nickend, in ernstem Tone:

„Ja, es ist so. Günter fängt sogar an, meine Gedankenwelt ganz auszufüllen, alles andere verdrängend. Manchmal quält es mich förmlich, daß ich mich so viel mit ihm beschäftigen muß. Aber ich kann doch nichts dafür. Beim Erwachen, wo sonst der liebe Gott mein erster Gedanke gewesen — drängt sich Günter zwischen Gott und meine Seele. Ob er wohl heut kommt? ist die erste wichtigste Frage. Am Abend, wo ich sonst nach dem Beten sofort so süß einschlummerte, hält mich das Denken an Günter noch lange wach, ich rufe mir dann jedes liebe Wort, jeden Blick ins Gedächtnis zurück — ich zehre dann“ — sie lächelt selig wie ein Kind in sich hinein — „an der Erinnerung! Ist er da — bin ich froh, so glücklich — o, ich kann nicht sagen, wie sehr — aber scheu und

befangen — du bemerktest das ja schon selbst? Ich getraue mir ja kaum die Augen aufzuschlagen! Ist er fort — dann erscheint mir plötzlich alles in grauer Färbung, es ist — als sei mit seinem Weggang die liebe Sonne verschwunden!“

Sie legt den Zeigefinger an die schmale Wange und fährt sinnend fort:

„Es ist nicht, wie es sein sollte in meinem Innern. 's ist etwas Fremdes darin, das mich zeitweise bedrückt, das mich auch von Gott abzieht, mich ihm entfremden will. Ich bin ja ganz unsagbar glücklich — aber doch nicht so wie früher. Ich habe etwas von meinem süßen Herzensfrieden eingebüßt, daß ich dir's nur auch gestehe — da ich doch jetzt am Beichten bin — ich habe Günter noch lieber als den sel. Vater — aber doch auch so ganz anders — denn an den Papa dacht' ich nicht so oft. Sag, beste Tante, ist's ein Unrecht, wohl gar eine Sünde, einen Menschen so lieb zu haben, daß man ihn gar nicht aus dem Sinn bringt, daß er einen von Gott abzieht?“ fragt Walli nach kurzem Schweigen und ihr großes Auge heftet sich erwartungsvoll an Julianens Lippen.

Juliane antwortete nicht sofort. Sie war bis ins Herz hinein getroffen von dem soeben Gehörten. Ein Mädchenherz hatte sich ihr erschlossen, hatte ihr ahnungslos, unbewußt, das Geständnis der reinsten Liebe abgelegt, einer Liebe, die bereits tiefe Wurzeln geschlagen hatte, die aber gänzlich hoffnungslos, statt Blüten, nur Gram, Schmerz und Thränen bringen mußte. Walli, das zarte, schon

durch körperliches Leiden so schwer heimgesuchte Geschöpf, das sie vor jedem rauhen Lufthauch zu schützen sich gelobt hatte, ach, sie sollte nun auch das härteste Leid — das hoffnungsloser Liebe erfahren? Julianens Herz krampfte sich zusammen vor Weh — zugleich aber erkannte sie mit dem Auge eines bewährten Arztes, daß rasches Einschreiten das einzige richtige Mittel sei, weiteres Umsichgreifen des Übels zu verhüten.

„Du bist so schweigsam, Juliane, warum antwortest du nicht auf meine Frage?"

„Ich fand die richtige Antwort nicht sogleich, Kind — ich dachte zuerst über deine Frage nach. Ich sage jetzt ‚Ja' darauf, erwiderte Juliane, ihre tiefe Erregung beherrschend. Sobald ein Gefühl — z. B. die Neigung zu einem Menschen — eine Herrschaft über uns gewinnt, die uns gleichsam ein Joch auferlegt, unseren freien Willen hemmt, unsere Gedanken und Empfindungen vollständig absorbiert, unsere Seele von Gott abzieht und Unruhe in unserem Innern bewirkt, uns den inneren Frieden raubt, dann ist es ein Unrecht, wenn nicht eine Sünde, eine Art Abgötterei, der wir mit aller Kraft und Energie entgegentreten müssen, ehe sie zur lodernden, verheerenden Flamme wird. Kind, lenke deine Gedanken, so oft sie dir entfliehen und zu Günter abirren wollen, mit fester Willenskraft auf einen anderen Gegenstand, schüttle das Fremde in dir, das dich betrübt, belästigt und beunruhigt, ab — und vor allem bedenke, Kind, daß Günter und Ellen, ebenso plötzlich, als sie in unseren engen stillen Kreis hereinge-

treten sind — wieder verschwinden können. Was sollte es aber mit uns geben, wenn wir unsere Neigung zu solch' flüchtigen Gästen so gar feste Wurzeln schlagen ließen und dieser Fall, der unausbleiblich ist, über kurz oder lang eintritt? — Oder wenn — wenn Günter sich um Ellens willen zu einer zweiten Heirat entschlöße? Dann würde ja sein Verkehr mit uns ganz von selbst sein Ende finden."

„O, beste Juliane," lachte Walli hell auf, „ganz im Gegenteil würde unser Verkehr in diesem Falle erst recht intim werden, wir würden dann eine Familie bilden."

„Wie so? Ich verstehe das nicht," sagte Juliane kopfschüttelnd.

„Nun, ich habe so meine Gedanken," hub Walli neckisch an, „und ich kenne diejenige sogar ganz genau, welche Günter zu seiner zweiten Frau erwählen wird, und weiß auch, daß er eine bessere, edlere, vollkommenere Lebensgefährtin auf der weiten Erde nicht finden könnte und daß es eine treuere, liebreichere Stiefmama für Ellen nicht geben kann."

„Wer ist denn dieses Phänomen? Etwa die Cousine in New-York?" lächelte Juliane.

„Ich sollte es eigentlich doch wohl nicht sagen," erwiderte Walli, verlegen an dem Zipfel ihres wollenen Schürzchens zerrend.

„Warum nicht? Du erregst wirklich meine Neugierde," sagte Juliane.

„Du bist's," sagte Walli leise und zögernd, „Mr. Günter —" „Walli!" fiel ihr Juliane ins Wort in einem

Tone, der ein heftiges Erschrecken verriet, „sprich das nicht aus — solch eine Idee sollte gar nicht in dir aufgestiegen sein —“ „Ja, warum denn nicht? Wäre denn das etwas Böses, Tantchen, wenn Mr. Günter dich lieb hätte und heiraten möchte?“ fragte Walli naiv.

„Böses nicht, aber Unmögliches,“ entgegnete Juliane heftig erregt — „und Gott weiß es,“ fügte sie ruhiger mit tiefem Ernst hinzu, „soweit der Himmel von der Erde entfernt ist, liegt mir der Gedanke ferne, in Günter ein anderes Gefühl erweckt zu haben, als das reinster Freundschaft. Noch nicht einmal habe ich den heiratslustigen Witwer in ihm gesehen — erst heute abend drängte sich die Möglichkeit, daß er ein zweites Ehebündnis schließen könne, mir auf und ich erwähnte dieselbe dir zur Warnung. Ich gäbe viel darum, Kind, dieser delikate Gegenstand wäre nicht zur Sprache gekommen, es giebt Dinge, die man nicht berühren darf, die empfindlich sind wie eine hell polierte Stahlklinge, und die durch den bloßen Hauch des Mundes von ihrem reinen Glanze einbüßen.“

„Ach,“ rief Walli betrübt aus, „wie beklage ich dann meine unkluge Äußerung! Aber diese Idee ist, offen gestanden, nicht in meinem Kopfe entsprungen. Margaret legte den Grundstein zu meinen Luftschlössern, sie teilte mir mit, daß die alte Köchin Günters zu ihr gesagt habe: du werdest einmal nicht weit zu gehen haben in den Ehestand — nur von einer Thüre zur anderen und sie wisse es ganz gewiß, ihr Herr werde dich als seine Frau in sein Heim führen!“

Über Julianens Antlitz breitete sich tiefe Blässe. Mit zuckenden Lippen, mit einem Tone, der heiser vor Bewegung klang, sagte sie, sich hastig von ihrem Sitz erhebend: „Diese Mitteilung ändert die Sache. Du hast dir über das Gesagte jetzt keine Vorwürfe mehr zu machen, Kind. Im Gegenteil — es ist ein Glück, daß mir die Augen dadurch aufgegangen sind.“ Damit schritt sie rasch ins Nebenzimmer, dessen Thüre fest hinter sich zuziehend. Walli schaute ihr ganz verblüfft nach. Dann versank sie in tiefes Nachsinnen über Julianens so seltsam aufgeregtes Wesen und ihre letzte rätselhafte Äußerung: daß ihr die Augen aufgegangen seien.

Als Juliane nach einer Weile wieder eintrat, trug ihr Gesicht den Ausdruck jener erhabenen, fast himmlischen Seelenruhe, die uns erfüllt, nachdem wir mit Verleugnung des eigenen „Ich“ uns zu einem großen, festen Entschluß durchgerungen haben und dem Gebot der Pflicht gehorsam folgen.

Sich neben Walli niederlassend, zog sie einen Brief aus der Tasche und sagte: „Ich habe schon vor 8 Tagen dieses Schreiben von meiner Jugendfreundin erhalten. Sie ist Besitzerin eines renommierten Mädchenpensionates in C .... Gesundheitsrücksichten bestimmen sie, dasselbe abzutreten. Sie bietet es mir an. Zufrieden mit unserer gegenwärtigen Lage, schenkte ich diesem Anerbieten keine Beachtung. Jetzt aber bin ich zu der Überzeugung gelangt, daß es unverzeihlicher Leichtsinn wäre, dieses Anerbieten, das uns eine gesicherte, gänzlich sorgenfreie und

befriedigende Existenz garantiert, zurückzuweisen, daß es überhaupt das beste für uns beide ist" — sie zögerte einen Moment — „von hier fortzuziehen. Was sagst du dazu, Kind?"

Ach, Walli sagte gar nichts! Am liebsten hätte sie laut aufgeschrieen vor Schmerz und gefleht, Juliane möge sie da lassen; das Herzchen schien ihr brechen zu wollen beim Gedanken, die Heimat und — Günter verlassen zu müssen. Aber sie bezwang sich wie eine Heldin, sie würgte ihr namenloses Weh hinunter. „Ich gehe mit dir, liebe Juliane, wohin es auch sei," kam es nach kurzem Schweigen still und resigniert über ihre Lippen, während heiße Thränen von den bleichen Wangen herabrieselten. „Ich glaube selbst, daß es das beste ist, daß wir gehen — und daß wir diesem thörichten Herzen nicht den Willen thun. Solch' Opfer ist auch gewiß dem lieben Gott wohlgefällig und mache ich damit wieder gut, was ich gefehlt habe. Schreibe nur gleich deiner Freundin —" Weitere Worte wurden durch ein kräftiges Pochen an der Thüre abgeschnitten. Auf Julianens „Herein" — Walli war heute stumm geblieben — trat Günter über die Schwelle. Ein einziger Blick auf dessen Gesicht genügte Juliane, zu erraten, daß ihm etwas Unangenehmes zugestoßen war. Seine Stirne zeigte Falten, seine Miene war düster, seine Gesichtsfarbe bleich. Rasch ihm entgegentretend, reichte Juliane ihm die Hand dar und sagte besorgt: „Es ist Ihnen etwas widerfahren — ich lese es aus Ihren Zügen — Ellen — ist Ellen —" „Ellen ist Gott sei Dank gesund," unter=

brach Günter Julianens angstvolle Frage, deren Hand mit Wärme drückend, „beruhigen Sie sich — es betrifft nur mich — das Unangenehme“ — setzte er in mattem Tone, sich über die Stirne wischend, hinzu und ließ sich, nachdem er auch Walli die Hand geboten, auf einen Stuhl nieder.

Einen Moment herrschte ernstes Schweigen. — Julianens und Wallis Herzen pochten mit verdoppelten Schlägen — Günter hatte das Gesicht mit der Hand bedeckt. Plötzlich erhob er das Haupt und sagte, das dichte Haar von der Stirne zurückstreichend, mit warmem Blick auf Juliane, die sich ihm gegenüber niedergelassen hatte: „Ich habe Ihre klare Stimmung getrübt, wie ich mit Bedauern bemerke. Ich erkenne darin einen neuen Beweis Ihrer Freundschaft und warmen Teilnahme an meinem Wohl und Weh.“ „Bedarf es immer noch neuer Beweise, um Sie davon zu überzeugen?“ fragte Juliane mit leisem Vorwurf im Ton, und sich zugleich erhebend, sagte sie heiter: „Um die Schatten von Ihrer Stirne zu verscheuchen, will ich uns jetzt einen Punsch nach Papa Barndorfs Rezept bereiten. Papa Barndorf behauptete nämlich stets, vor seinem Punsch wichen alle Geister des Mißmuts und der Sorge. Die Richtigkeit dieser Behauptung wollen wir nun an Ihnen erproben.“

„Bleiben Sie lieber,“ bat Günter, „warten Sie noch mit der Zubereitung des Punsches, wir wollen ihn erst trinken, nachdem ich Ihnen eine wichtige Mitteilung gemacht und den Grund meiner Verstimmung erklärt habe.

Bitte, Fräulein Juliane, setzen Sie sich wieder und leihen Sie mir ein williges Ohr wie immer, und — beruhigen Sie mein besorgtes Vaterherz wie schon einmal." Schweigend ließ sich Juliane wieder auf ihren Sitz nieder und richtete das Auge erwartungsvoll auf Günter. „Das alte Jahr," hub dieser an, „hat mir noch vor dem Scheiden einen schlimmen Denkzettel gegeben in Form eines Telegramms, das mich zur schleunigen Abreise nötigt —"

„Abreise? Wohin? Weit fort — auf lange?" rief Walli aus, sich mit dem Ausdruck angstvoller Spannung weit vorbeugend.

„Nur nach Südamerika!" erwiderte Günter mit gezwungenem Lächeln; „auf wie lange — das wissen die Götter," fügte er aufseufzend hinzu.

„Nach Südamerika? Sie wollen uns wohl mystifizieren," sagte Juliane lächelnd, während sich auf ihren Zügen eine innere Unruhe spiegelte.

„Ich wünschte, ich könnte aus dem bitteren Faktum einen Scherz machen," sagte Günter mit einem abermaligen Seufzer.

„Nach Südamerika!" wiederholte Walli gedehnt, als vermöge sie dieses Wort nicht zu fassen. Dann entstand tiefes Schweigen. Günter unterbrach es zuerst. Er sagte:

„Die Nachricht, die ich erhalten, traf mich wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel. Seltsam! Früher ließen mich dergleichen Schicksalstücken ganz kalt. Eine solche Reise bot mir eine erwünschte Abwechselung. Heute rebelliert mein ganzes Sein gegen das ‚Muß', meinem lieben Heim

Valet zu sagen, mich aus süßen Gewohnheiten — darunter die meiner Besuche bei Ihnen" — er verneigte sich leicht — „loszureißen. Ich bin mir selbst ein Rätsel," fügte er sinnend, mit einem eigentümlich fragenden Blick auf Juliane hinzu, die, das Haupt auf die Hand gestützt, in tiefes Nachdenken verloren schien.

„Und Ellen – wollen Sie uns Ellen auch rauben?" fragte Walli leise, mit dem Ausdruck tiefsten Jammers in dem lieblichen Gesicht.

„Ich möchte natürlich mein Kind gerne mit mir nehmen," erwiderte Günter, „glaube jedoch, daß es sehr gewagt wäre, es zu dieser Jahreszeit mit seinem Husten allen Strapazen einer solchen Reise auszusetzen. Es giebt jedoch nur einen Fall, in welchem ich mich einer zeitweisen Trennung von meinem Darling unterziehen würde — den — daß Sie es ganz unter Ihre Obhut, d. h. in Pension nehmen würden. Darf ich, ohne unbescheiden zu sein, diesen großen Liebesdienst von Ihrer mir in so reichem Maße erzeigten Freundschaft erwarten, erhoffen?"

Juliane versank einen Moment in Nachsinnen; dann sagte sie mit ruhiger Freundlichkeit:

„Gewiß dürfen Sie das. Es ist nur selbstverständlich, daß wir Sie in diesem Dilemma nicht im Stiche lassen. Zugleich ist's ja für uns eine hohe Freude, das uns lieb gewordene Kind bei uns aufnehmen zu dürfen! Ist's nicht so, Walli?"

Walli nickte bejahend mit dem Köpfchen.

„O, gewiß, es ist so," war alles, was sie über die Lippen brachte.

„Sie haben mir mit der gütigen Erfüllung meiner Bitte, Ellen in Ihre Obhut zu nehmen, eine Zentnerlast von der Seele genommen," sagte Günter sichtlich erheitert, „mich aber zugleich kühn gemacht, mit einer zweiten Bitte herauszurücken. Das Sprichwort — wie Sie sehen, bewährt sich an mir, daß, wenn man den Finger erhält, man die ganze Hand will," lächelte er. „Nun leihen Sie mir, beste Freundin, ein williges Ohr! Ellens Husten fängt an, mir Sorge zu machen. Ich berief vor etlichen Tagen Dr. Wallheim aus Bonn, wie Sie wissen. Heute kam er und sein Rat lautet dahin, Ellen bald möglichst in ein milderes Klima zu schicken nach Meran etwa oder Nizza. Ich richte nun die Bitte an Sie, liebe Freundin, mein Kind nach Meran — diesem Orte gebe ich den Vorzug — begleiten zu wollen. Nach dem Ausspruche des Arztes, dem ich Fräulein Wallis Leiden genau beschrieb, wird der Aufenthalt in einem Klima wie Meran von segenreichsten Folgen begleitet sein. Er verbürgte sich sogar für vollständige Genesung. Somit — das sage ich mir zum Troste — würde das Opfer, das Sie mir und Ellen brächten, einen hohen Nutzen für Sie selbst in sich schließen. Wollen Sie mir also wirklich dieses Opfer bringen, Fräulein Juliane?"

„Von Herzen gern," versicherte Juliane mit Wärme. „Wären mir alle Opfer so leicht," lächelte sie. „Und du —" sie wandte sich zu Walli — „bringst ein solches

Opfer gewiß auch mit Freudigkeit, das dir zudem Heilung verheißt?"

„Und bedenken Sie, liebe Walli," sagte Günter mit Herzlichkeit, als Walli in Schweigen verharrte und ihr Gesichtchen den tief traurigen, trostlosen Ausdruck behielt, „welche Genüsse Ihrer warten, wenn Sie genesen, gekräftigt die Krücke wegwerfen und zu Fuße all' die herrlichen Punkte in der Nähe von Meran besuchen können. Und eines Tages, da komme ich und hole Sie ab, und dann eilen Sie mir, Ellen an der Hand, blühend wie eine Rose, entgegen."

„O, malen Sie diese Möglichkeit nicht weiter aus," rief Walli, die Hände auf die Brust pressend, lebhaft aus, „es wäre zu schön, es wäre zu viel Glück, wenn ich ohne Krücke, geheilt Ihnen entgegengehen dürfte! Aber" — sie seufzt — „wenn der gütige Gott es auch so fügen sollte — wer weiß, welch langer Zeitraum entschwinden wird, bis Sie wiederkehren!"

„Vielleicht stehe ich früher vor Ihnen, als Ihnen nur erwünscht ist," scherzte Günter. „Die Möglichkeit einer raschen Rückkehr liegt ja ebenso nahe, als die eines längeren Verbleibens in Amerika. Wenn es den Gerichten gelingt, des Pächters, — notabene ein guter Freund von mir, der einen Teil meiner Ländereien unter dem Vorwand eines Auftrages von mir verkaufte — habhaft zu werden, ehe ich hinüberkomme, dann wird meine Anwesenheit nicht allzulange erforderlich sein. Und das Schiff wird ja hoffentlich nicht untergehen." lächelte er. „Hoffen wir also das

Beste — und kredenzen uns jetzt als Scheidetrunk Ihren gewiß vortrefflich zubereiteten Punsch, Fräulein Juliane. Alles Geschäftliche, Ihre Reise nach Meran betreffend, werde ich heute nacht niederschreiben und Ihnen morgen zusenden. Ich reise mit dem Frühzug — von Ellen nehme ich keinen Abschied — es ist besser so für Kind und Vater."

Nach diesen Worten ergriff er sein gefülltes Punschglas und stieß mit Walli und Juliane auf frohes, baldiges Wiedersehen an. Als Walli an ihrem Glase nippte, perlte eine Thräne in den Trank — auch Günters Auge glänzte in feuchtem Schimmer. Nachdem er sein Glas geleert, erhob er sich rasch. „Ich muß gehen," sagte er — seine Stimme klang heiser — „so gerne ich noch bei Ihnen verweilen möchte." Und auf Juliane zutretend, reichte er ihr beide Hände. „Leben Sie wohl, Juliane — gönnen Sie mir hin und wieder einen Moment freundlichen Gedenkens. Meine Ellen Ihnen anzuempfehlen, wäre eine Kränkung — ich weiß, Sie sind die treueste Wächterin meines Kleinodes. Nochmals leben Sie wohl."

„Leben Sie wohl, Gott geleite Sie," sagte Juliane in mächtiger Bewegung, Günters Händedruck herzlich erwidernd. Jetzt trat Günter zu Walli, die, das Gesichtchen in beide Hände begraben, leise schluchzte. Er löste mit sanfter Gewalt die zarten Händchen von dem mit Thränen benetzten bleichen Gesichtchen, nahm dasselbe zwischen seine derben Hände und sagte im Tone unsäglicher Zärtlichkeit:

„Ich weiß nicht, was ich darum gäbe, diese klaren lieben Augen vor Schmerzensthränen bewahren zu können;

kein Preis wäre mir dafür zu hoch und doch, — seltsamer Widerspruch — beglücken mich diese um meinetwillen vergossenen Thränen unsagbar. Nun aber seien Sie die verständige Walli, die Sie sonst immer sind und — leben Sie wohl, teures, liebes Kind! — Gedenken Sie des fernen Freundes in Ihrem Gebete." Damit neigt die hohe Männergestalt sich tief zu Walli nieder, wie ein Hauch berühren die Lippen die reine, weiße Mädchenstirne — dann schreitet er, ohne ein weiteres Wort, zur Thüre hinaus.

Als Günters Schritt verhallt war, sagte Walli, die zarten Hände vor das thränenbenetzte Gesichtchen pressend: „O, Juliane, Scheiden und Meiden thut weh!"

„Ja, Kind, das thut's," sagte Juliane wehmutsvoll; „ich habe das auch an mir erfahren! Jetzt komm aber, Kind, laß uns zur Ruhe gehen, 's ist weit über Mitternacht! Der liebe Gott wird ja gewiß nun alles zu unserem Besten lenken."

*   *
*

Der Schnellzug fuhr in den Pariser Bahnhof ein. Ein junges Mädchen in tiefer Trauerkleidung stieg aus dem Damencoupé und zog durch sein elegantes, distinguiertes Äußere, sowie durch den Umstand, daß es ohne Begleitung war, sofort die Blicke der männlichen Passagiere auf sich, besonders mehrerer müßiger Elegant's, welche, mit den Zwickern vor den Augen, die Ankommende frech musterten. Sie erreichten jedoch ihre Absicht, die Aufmerksamkeit derselben zu erregen, nicht. Ihre Miene blieb kalt, unbeweglich, und ihr Wesen hatte etwas so Feines,

Unnahbares, daß keiner der Gaffenden den Mut zu einer gröberen Zudringlichkeit fand. Ein Gepäckträger näherte sich ihr mit der Frage, ob sie etwas zu tragen habe.

„Ja, meinen Koffer, hier ist der Schein," lautete die Antwort der jungen Dame, die zugleich nach ihrer Geldtasche griff. Aber nur der am Gürtel befestigte Riemen blieb in ihrer Hand — die Tasche war verschwunden. Bebend vor Schrecken, eilte sie in das Coupé zurück und durchsuchte es unter Mithilfe des Kondukteurs. Aber ihr Suchen blieb erfolglos. Der Vorfall hatte allmählich eine dichte Gruppe Neugieriger herbeigezogen. Das Mißgeschick des schönen jungen Mädchens erregte bei der Mehrzahl der Umherstehenden Teilnahme, dagegen wurden unter den jungen Stutzern, welche die Fremde mit so großer Gleichgültigkeit ignoriert hatte, Bemerkungen laut, welche diejenige, der sie galten, wie scharfe Pfeile trafen: „Une nouvelle manière de faire fortune," sagte einer derselben hämisch. „Une véritable aventurière, une excellente comédienne," rief ein anderer aus. Heiße Blutwellen stiegen in des Mädchens Antlitz auf, einen Moment drohte ihre sichere Haltung sie zu verlassen, die Zweideutigkeit ihrer Lage stellte sich ihr mit vollster Klarheit dar. Mit Zusammenraffung aller moralischen Kraft ermannte sie sich, ersuchte einen Kondukteur, sie zu einem der Eisenbahn-Inspektoren zu führen, folgte sodann diesem mit festem Schritt durch die Menge und trat in ein Bureau ein. Sie teilte dem anwesenden Beamten ihr Mißgeschick in kurzen Worten mit und ersuchte ihn, ihren Koffer öffnen

zu lassen, damit sie sich durch Angabe des Inhalts als dessen Eigentümerin legitimieren könne. In zuvorkommender Weise willfahrte dieser ihrem Begehr, und nachdem sie zwei Gegenstände: ein Maroquinkästchen mit dem Namen: „Leonore Barnheim“, sowie eine Briefmappe bezeichnet hatte, die sich auf der Oberfläche des Koffers befanden, betrachtete der Beamte dies als genügende Beweise ihrer Identität mit der Besitzerin des Koffers und ließ ihr denselben verabfolgen. Mit erleichtertem Herzen und stolz erhobenem Haupte schritt Leonore hierauf an den noch immer auf dem Perron herumstehenden Müßiggängern vorüber, bestieg sodann eine Droschke und befahl dem Kutscher, sie an die Wohnung der Gräfin Colombier zu fahren. Die Droschke hielt nach langer Fahrt vor einem stattlichen Hause, in einem der eleganten Quartiere. Leonore stieg aus, der Kutscher trug den Koffer an die Hausthüre und klopfte dem Portier. Dieser kam aus seiner Loge heraus und fragte nach Leonorens Begehr. Sie überreichte ihm der alten Baronin Karte und bat ihn, sie der Gräfin zu melden. Der Portier brauchte eine Leonoren endlos dünkende Zeit zum Entziffern der Karte — dann sagte er, ihr dieselbe zurückgebend und den Kopf schüttelnd:

„Madame ist im Irrtum — die Gräfin wohnt hier, aber sie ist gestern auf unbestimmte Zeit abgereist. Ihre Wohnung ist geschlossen!“

Leonore starrte den Menschen wie stumpfsinnig an, obgleich sie ihn vollkommen verstanden hatte. Sie blieb

auch jetzt ruhig, aber es war die Ruhe, welche das Herz still stehen, das Leben zu Stein erstarren macht. Die Füße wankten unter ihr, sie ließ sich auf ihren Koffer, der auf dem Pflaster stand, niedersinken: „O bitte, fragen Sie doch noch einmal nach, ob die Frau Gräfin keine Ordre hinterlassen hat, ob kein Brief von mir an sie angekommen ist,“ sagte sie, sich zur Freundlichkeit zwingend in Ermangelung eines Trinkgeldes. Sichtlich widerwillig schritt der Portier nochmals ins Haus zurück und kehrte nach peinlich langer Zeit mit einem Brief in der Hand zurück.

„Die Gräfin hat nichts hinterlassen,“ sagte er mürrisch, „und dieser Brief ist gestern für sie angekommen, kurz, nachdem sie abgereist war.“ Leonore erkannte ihren eigenen Brief, den sie in der Stunde ihrer Abreise von London abgesandt und worin sie der Gräfin ihre Ankunft angezeigt hatte. Sie gab denselben mit einer trostlosen Miene zurück und ließ, einen Moment des Denkens unfähig, das Haupt auf die Brust sinken.

Schon wieder bildete sich ein Kreis Vorübergehender um das schöne Mädchen, das, auf einem Koffer sitzend, natürlich alle Blicke auf sich zog. Dies riß Leonore aus ihrer Apathie auf. Sie erhob sich mit fester Willenskraft, ersuchte den Kutscher, sie in ein anständiges Hotel zu führen oder in eine Pension, die ein passendes Unterkommen für eine junge Dame biete, wenn ihm eine solche bekannt sei. Der Kutscher kratzte sich hinter den Ohren, besann sich eine Weile und erwiderte dann, daß es eine Pension für junge Mädchen gebe, welche Stellen suchten; man habe

ein ganz gutes Unterkommen dort, soviel er wisse, er habe schon mehrere solcher Damen dahingebracht. „Nun, so führen Sie mich auch hin und zwar schnell,“ sagte Leonore, rasch in den Wagen steigend. Wie gebrochen sank sie in die harten, abgenützten Polster zurück. Ein konvulsivisches Schluchzen erschütterte ihre ganze Gestalt; in heiße Thränen ausbrechend, rief sie im Tone unsäglichen Wehes: O wie ist man doch so verlassen, wenn man niemanden auf der Welt angehört! Gleich einer Bettlerin, einer Abenteurerin muß ich umherirren und Unterkunft in einer Pension für heimat- und stellenlose Mädchen suchen. Ach, wenn sie in der Heimat wüßten, wenn Juliane ahnte, wie mich das Unheil verfolgt! O, daß man doch sterben könnte!“ Wie eine Oase in der Wüste stieg die Heimat, die sie aufgegeben, das Haus ihrer Verwandten, unter dessen Dache sie so geschützt und geborgen gewesen, vor ihren Augen auf, und als trauteste, sicherste Stätte der Platz an der Seite, an der Brust ihres Verlobten. Das Gefühl der Verlassenheit steigerte sich zu einer fast unerträglichen Qual. Um ihren marternden Gedanken und dem Heimweh zu entfliehen, lehnte sie sich zum Wagenfenster hinaus. Ach, nicht ein bekanntes, liebes Gesicht erblickte ihr suchendes Auge, es begegnete nur den sie gleichgültig musternden Blicken fremder Menschen. Jetzt hielt der Wagen in einer engen, düsteren Straße, vor einem alten baufälligen, hohen Hause. „Hier also ist mein Hafen! und auf wie lange?“ murmelte Leonore bitter, „ach! ich steige abwärts, statt aufwärts.“ –

Der Kutscher unterbrach ihre schmerzlichen Reflexionen durch das Öffnen des Schlages. Er trug den Koffer auf die Steintreppe vor der geschlossenen Hausthüre und forderte dann seine Taxe, die sich auf zwei Francs belief.

„Sie wissen, daß mir meine Geldtasche abhanden gekommen ist," sagte Leonore fast demütig, „und daß ich nicht im stande bin, Sie mit klingender Münze zu bezahlen. Wollen Sie dafür diese Brosche annehmen? sie hat mindestens den dreifachen Wert Ihrer Forderung." Bei diesen Worten zog sie ein Maroquinetui aus der Tasche und entnahm demselben eine schöne Brosche von Korallen mit Goldeinfassung. Der Kutscher, eine gute, ehrliche Haut, wies dieselbe zurück.

„Ich will mich nicht an Ihrem Unglück bereichern," sagte er, „verkaufen Sie das Zeug und dann will ich in ein paar Tagen kommen und meine Taxe holen." Und damit stieg er auf seinen Bock, knallte mit der Peitsche und fuhr fort. Leonore schaute ihm einen Moment gerührt nach — dann zog sie die Klingel. Es währte eine geraume Weile, bis ihr auf wiederholtes Läuten eine alte, unsaubere Person öffnete und nach ihrem Begehr fragte. Nachdem sie dasselbe kundgegeben, hob die Person den Koffer auf den Kopf und stieg ihr voran die Treppe hinauf. An einer Thüre, über welcher auf einem weißen Porzellantäfelchen in großen gedruckten Lettern „Madame Bolin" stand, blieb die alte Person stehen und forderte Leonore auf, anzupochen. Auf ein „entrez" in scharfem, näselndem Tone trat Leonore über die Schwelle und sah

sich einer Matrone gegenüber, die mit einem Mops und einem Kater auf dem Schoß auf dem Sofa saß und eine Zeitung in der Hand hielt. Der Mops kläffte und die Katze miaute so laut, daß Leonorens Frage, ob sie Aufnahme finden könne, von dem Lärm übertönt wurde. Erst auf zärtliche Beschwichtigungen von seiten ihrer Herrin verstummten die Tiere und Leonore wiederholte ihre Anfrage. Die Dame setzte ihre Brille auf und ließ dann einen prüfenden, fast impertinenten Blick an Leonore herabgleiten. Sie schien von deren Persönlichkeit befriedigt, ihre Miene wurde freundlicher, sie erwiderte in einem ziemlich höflichen Tone, daß ein Bett in einem Zimmer, das eine Deutsche bewohne, frei sei, falls Leonore nicht vorziehe, ein Zimmer à part zu mieten, dessen Preis jedoch das Doppelte betrage. Leonorens Stolz sträubte sich einen Augenblick gewaltig gegen den Gedanken, ihr Zimmer mit einer Fremden zu teilen; allein die Not zwang sie hiezu. Sie erwiderte Madame Bolin, daß sie nichts gegen die Gesellschaft einer anständigen Dame einzuwenden habe, worauf Madame schellte und der eintretenden alten Dienerin den Befehl gab, Leonore auf Nr. 7 zu führen. Leonore folgte derselben durch einen engen Hof, eine schmale, steile Treppe hinauf.

„Das ist Ihr Zimmer," sagte die Person kurz, eine Thüre öffnend, über der Nr. 7 stand. Leonore trat ein und sah sich in einem engen, niedrigen Raum mit einem schmalen Fenster, der zwei eiserne Bettstellen, zwei tannene Tische und zwei Stühle enthielt. Eine eisige Kälte

machte sie frösteln, sie empfand ein unbeschreibliches Gefühl des Unbehagens und schwankte, ob sie bleiben oder fort, hinaus aus dieser beengenden Atmosphäre, in die frische Luft eilen sollte. Da richtete sich in dem einen der Betten eine Gestalt gespensterartig auf, die Leonore nicht bemerkt hatte, da sie ganz in die Decke eingehüllt war, und fragte die mit dem Ausdruck des Schreckens sie anstarrende Leonore, ob sie die Mieterin des vakant gewordenen Bettes sei. Leonore bejahte kurz und kühl. Sie fühlte sich beleidigt über diese Familiarität einer ihr weltfremden Person und nahm deshalb weiter keine Notiz von ihr, sondern begab sich an das Auspacken ihres Koffers, während ihre Zimmergenossin sich wieder in ihre Decke hüllte. Die ersten Eindrücke ihrer Ankunft in Paris, der Verlust ihres Geldes, körperliche und geistige Abspannung und jetzt dieses armselige Zimmer, wo sie die Wohlthat des Alleinseins sogar entbehren mußte, dieses alles zusammen, sowie der Anblick mehrerer Gegenstände, die die Erinnerung an vergangene Tage plötzlich wieder mit aller Klarheit wachriefen, wirkte so überwältigend, so niederschmetternd auf Leonore, daß sie plötzlich eine Empfindung hatte, als schnüre man ihr die Brust zusammen. Sie sank auf ihrem Koffer nieder und brach in bittere Thränen aus.

„Warum weinen Sie?“ fragte die im Bette liegende Person, sich aufrichtend und Leonoren ein abgehärmtes, bleiches, aber ansprechendes Gesicht zuwendend, in dem freundlichste Teilnahme zu lesen war. „Bedienen Sie sich meiner Spirituslampe und brauen Sie sich einen heißen

Thee, von dem Sie dort in dem Tischchen einen kleinen Vorrat finden werden. Das Weinen kömmt von überreizten Nerven oder leerem Magen, von Kälte und Erschöpfung: wenn der knurrende Magen etwas erhält, dann werden Ihre Nerven sich calmieren, vous verrez." Leonorens Zurückhaltung und Stolz schmolz wie Eis an der erwärmenden Sonne vor diesem wohlgemeinten Zuspruch. Sie trocknete ihre Thränen und braute sich, gehorsam der liebevollen Aufforderung, einen Thee, und als sie eine Tasse getrunken hatte, bot sie auch ihrer Wirtin eine an, fragte diese auch teilnahmsvoll, ob sie unwohl sei und sonst etwas bedürfe.

„Unwohl? Gott behüte," erwiderte dieselbe lachend, „ich bin kerngesund, wie ein Fisch im Wasser, aber ich friere, und da ich kein Geld zu Brennmaterial besitze, so krieche ich ganz einfach von Zeit zu Zeit unter die Bettdecke, um meinem erstarrten Blut wieder die nötigen Wärmegrade zu geben. Sie werden diese Methode gewiß alsbald an sich erproben. Man lernt hier manches, wovon wir früher keine Ahnung hatten. Nur nicht den Mut verlieren, das ist Hauptbedingung. Machen Sie sich wie ich den Grundsatz des Diogenes zu eigen: ‚Nichts zu bedürfen ist göttlich'. Damit läßt sich's überall zufrieden leben."

Die Person gefiel Leonoren. Sie richtete sich in deren philosophischer Weisheit auf. Und sich Diogenes zum Beispiel nehmend, streckte sie ihre müden Glieder mit stoischem Gleichmute auf dem harten, sehr dürftig ausgestatteten Lager aus und sank bald in einen süßen Schlummer.

Aus Leonorens Tagebuch.

16. Januar.

Mein guter Stern — wie es schien im Untergehen begriffen — leuchtet mir wieder. Der Sturm, der mein Schifflein umtoste, hat sich gelegt — der Himmel lacht wieder in wolkenloser Bläue! Ich habe eine angenehme Stellung gefunden, als Vorleserin einer Witwe — Madame Tremordin. Meine Zimmergenossin, Emilie Hauer, behauptet, ich sei ein Liebling der Fortuna; es sei der erste Fall, daß eine Pensionärin der Madame Bolin so rasch zu einem erwünschten Ziele gelangte.

Ich scheide von meiner Zelle — so nenne ich mein Stübchen — nicht ohne Bedauern. War es für mich doch ein Ruhehafen nach stürmischer, gefahrvoller Fahrt. Die Trennung von Emilie fällt mir auch nicht leicht. Sie ist mir Freundin, Ratgeberin geworden. Morgen beginnt also eine neue „Ära" meines Daseins!

26. Januar.

Eine Woche ist seit meinem Scheiden aus der Pension Bolin verstrichen, ohne daß ich Herr über eine freie Minute am Abend war. Das Vögelein sucht sein Nest auf, wenn der Tag zur Rüste geht — ich aber muß die Nacht über einer nervösen Dame, welche an Schlaflosig=

keit leidet, Gesellschaft leisten, muß versuchen, durch Vorlesen geisttötender Geschichten den Schlummergott herbeizulocken. Leider naht er sich aber stets nur mir. O, wer mir prophezeit hätte, als ich einst angebetet, der Mittelpunkt der feinen Welt in Berlin war, daß mich ein hartes Schicksal zur Wärterin einer nervenkranken, launenhaften, beschränkten alten Französin verdammen werde! Das ist nicht minder hart wie Danaidenarbeit. Auch leide ich Tantalusqualen — Hunger nach geistiger Nahrung. —

Madame Tremordin beansprucht für ihre Bezahlung mein innerstes Leben — sie gebraucht dasselbe als Würze, um ihrem Leben einen angenehmen Geschmack, einen „haut goût“ zu geben. Trotz aller dieser Ansprüche an mich fühle ich, daß ich ihr nichts bin, daß sie nicht mehr Wert auf mich legt, als auf eine neue Robe, oder das Diner, das sie einnimmt. Ich bin eine weitere der zahlreichen Annehmlichkeiten, mit denen sie sich umgiebt, um ihr Dasein zu verschönen, allein sie schenkt mir trotz des engsten Zusammenlebens nicht mehr Vertrauen oder Aufmerksamkeit als ihrem kleinen Hund und ihren Vögeln. Ich habe oft ein Gefühl, als ob mir der Atem langsam aus der Brust gepumpt werde und ich schließlich ersticken müsse. Ich möchte fort — fort! Aber wohin flüchten? Zu Juliane? Nicht um die ganze Welt! Ich ertrüge die Demütigung nicht, als „Schiffbrüchige“ um ein Obdach zu betteln. Nein — ich will, ich muß ausharren, es bleibt mir nichts anderes übrig.

O, mein Oskar, wie sehnt sich mein armes Herz nach

einem einzigen Blick aus deinen treuen Augen, nach einem einzigen Wort der Liebe aus deinem Munde! Ich bin so traurig, so matt, der Wanderstab will mir aus der Hand fallen — wegmüde möchte ich niedersinken, nichts mehr denken — nicht mehr atmen!

„Wie schal und abgeschmackt ist dieses Leben
Wenn alles Regen, alles Treiben nur
Zu neuem Regen, neuem Treiben führt,
Und kein geliebter Zweck uns lohnt!“

Im März.

Der Frühling ist ins Land gezogen. Ach, mir blüht kein Lenz mehr!

„Erloschen sind die heitern Sonnen,
Die meinen Jugendpfad erhellt,
Die Ideale sind zerronnen,
Die einst mein trunknes Herz geschwellt.“

16. März.

Der Sohn des Hauses ist angekommen. Er ist ein hübscher, interessanter Mann, von echt soldatischem Type und Air, aber ernst, träumerisch, melancholisch, mit schwärmerischen Augen, zartfühlend wie ein Weib, stolz und empfindlich. Welch heterogene Eigenschaft in einer Hülle! Seine Mutter stellte mir ihn mit vor Stolz leuchtenden Blicken vor. Sie spricht seither nur von ihm mit mir und verlangt, daß ich in ihren Enthusiasmus einstimme, was für mich eine sehr peinliche Zumutung ist, denn Mr. Henry ist mir trotz seiner gewinnenden physischen und

psychischen Vorzüge vollständig gleichgültig. Zu meinem Bedauern scheine ich ihm wärmeres Interesse einzuflößen als er mir. Seine Blicke fangen an, mich um ihres Ausdruckes willen zu beunruhigen — es spricht Bewunderung daraus. Sein Herz — das Herz eines algierischen, abgehärteten Soldaten — wird doch hoffentlich unverwundbar für die Pfeile Cupido's sein? Oder sollte ich mich irren? Gott verhüte das!

26. März.

Und so wandr' ich mit der Laute
Traurig fort von Haus zu Haus!

Ich habe meine Entlassung erhalten. Morgen um diese Stunde sitze ich wieder in meinem „refuge, Pension Bolin", am tannenen Tischchen, vor der Spirituslampe, neben Emilie. Ich sehne mich nach diesem Moment! Mein armseliges Zimmer winkt mir wie ein grünes Eiland dem Schiffbrüchigen. Ich habe ja auch Schiffbruch gelitten! Und das kam so. Als ich gestern nachmittag schreibend im Salon saß — Madame Tremordin machte einen Krankenbesuch — trat Monsieur Henry zur Thüre herein. Ich bemerkte sofort an den zuckenden Zügen, an der düsteren Glut seiner Augen, daß etwas mit ihm sei, schrieb diese Aufregung jedoch seinem Kopfleiden — dem Sonnenstich zu, wegen dessen er ja den Dienst quittieren mußte. Er ließ sich schweigend am Fenster nieder, sprang dann plötzlich wieder von seinem Sitze in die Höhe, zog einen Stuhl dicht neben den meinigen und hub an, mir das Geständnis seiner heißen Liebe abzulegen, zum Schluß in

aller Form um meine Hand bittend. Ich ließ ihn reden, ohne ihn zu unterbrechen, da seine Mutter mir anbefohlen hatte, ihn niemals durch Widerspruch zu reizen, der ihn seit seinem Leiden zur maßlosesten Heftigkeit treibe. In dem Augenblick, wo er, sich auf die Kniee vor mir niederlassend, mich in wärmstem, zärtlichstem Tone bat, sein Weib zu werden, ging die Thüre auf und Madame Tremordin trat über die Schwelle. Ich erschrak — Henry dagegen erhob sich mit vollkommener Gelassenheit, trat auf seine Mutter zu, die, wie zur Salzsäule erstarrt, noch auf demselben Flecke verharrte, sagte ihr, daß er mich um meine Hand gebeten habe und bat sie, unserem Bunde ihren Segen zu geben.

Dieser so zuversichtliche, kühne Glaube an meine Gegenliebe, seine so sichere Annahme, daß ich auf seine Wünsche eingehen werde, ohne daß er mich nur gefragt hatte ob ich ihn liebe, verletzten meinen Stolz aufs tiefste, während zugleich das Entsetzen, das sich auf seiner Mutter Antlitz über diese Wahl ihres Idoles ausprägte und der Blick voll Haß und Geringschätzung, der mich traf, mich ganz außer mir brachte, mich empörte. Durch diesen Blick jeder Überlegung unfähig, nur von dem Drange durchglüht, dieser Frau heimzuzahlen, wählte ich meine Worte nicht lange, sondern erklärte Henry, daß von Liebe für ihn gar keine Rede sein könne, da mein Herz längst einem anderen Manne gehöre, seine Bitte um den Segen der Mutter sei daher sehr übereilt, auch eine sehr eigenmächtige u. s. w., ich müsse seine Werbung hiemit mit aller Entschiedenheit

ablehnen und zugleich um Entlassung ersuchen. Kein Wort kam über Henrys festzusammengepreßte Lippen, nachdem er sein Urteil: die gänzliche Vernichtung seiner Hoffnungen, aus meinem Munde vernommen hatte. Aber in seinen krampfhaft verzerrten, zuckenden Zügen las ich, was er litt und bereute tief, so schonungslos dem Armen den Dolch in die Brust gestoßen zu haben. Er stürzte aus dem Zimmer, wie vom Wahnsinn erfaßt — ohne mich noch eines Wortes, eines Blickes gewürdigt zu haben.

Soeben erhielt ich ein Billet von Madame Tremordin nebst meinem Vierteljahrssalair und drei Zeilen des Inhalts: daß eine Kokette, die sich ein Vergnügen daraus mache, mit Männerherzen ein frevles Spiel zu treiben, selbstverständlich nicht länger unter ihrem ehrbaren Dache verweilen könne.

Gütiger Himmel! Giebt es denn kein Gesetz zum Schutze gegen solche Beleidigung eines verlassenen, auf sich selbst angewiesenen Mädchens? Muß ich solchen Schimpf ungerügt, ungerächt ertragen? Ja, ich muß! Ich besitze keine Waffe gegen solche Ungerechtigkeit. Kann denn aber ein gerechter, lieber Vater im Himmel dies dulden?

Was für Wellen, was für Flammen
Schlagen über mir zusammen!
Ach, wie groß ist meine Qual!

27. März.

Da sitze ich wieder in meiner — Zelle! Aber allein, ganz allein! Emilie ist fort, hat eine Stelle angetreten.

O, wie düster, wie verödet erscheint mir nun der kleine Raum ohne diese liebe Gefährtin, die treue Ratgeberin.

4. April.

Ich bebe noch an Leib und Seele von der entsetzlichen Kunde, die Madame Bolin heute heimgebracht hat: Henry Tremordin habe sich heute früh erschossen. Wohin mein Blick sich wendet, sehe ich Blut und Henrys erlöschendes Auge mit dem Ausdruck bitteren Vorwurfes auf mich gerichtet. Allgütiger Gott, was habe ich denn verbrochen, daß ich so schwere Prüfungen erdulden muß, daß das Unheil sich an meine Ferse heftet? Ich fühle mich zwar frei von jeglicher Schuld dem Unseligen gegenüber — die eine ausgenommen, in falschem Stolze ihm schonungslos eine Wunde geschlagen zu haben. Welche Sensation wird der traurige Fall — der Selbstmord eines Offiziers machen, wie wird die Fama wieder so geschäftig sein, die Thatsachen zu entstellen! Mein Name wird nun auch in Frankreichs Hauptstadt gleichsam an den Pranger geschlagen werden. Ich werde auch diese Stadt zu verlassen gezwungen sein. Doch nein! Ich werde den Angriffen der Welt diesmal kühn die Stirne bieten — werde nicht feig die Flucht ergreifen.

Ich atme erleichtert auf, eine Zentnerlast wälzt sich mir von der Seele: das Gerücht war falsch — Henry ist nicht tot. O, Gott sei gepriesen! Obgleich mich frei von Schuld fühlend, war mir doch jede Stunde eine Qual, jede Minute eine Marter. Die Pistole, mit der der Arme

seinem Leben in einem Anfall von Raserei oder Tiefsinn ein Ende machen wollte, ist zersprungen und der Schuß hat ihn nur leicht an der Hand verletzt. Madame Bolin war bei Madame Tremordin, die infolge der Alteration einen leichten Schlaganfall hatte und zu Bette liegt. Ihr Sohn soll regungslos, wie ohne Leben, in seinem Zimmer sitzen seit der Katastrophe, und sich weigern, Speise oder Trank über die Lippen zu bringen. Die Ärzte schütteln bedenklich die Köpfe, sagte Madame Bolin, und ihre arme Freundin Tremordin jammere und wehklage und verlange fortwährend nach mir. Sie sei der Ansicht, daß nur allein mein Anblick ihren Sohn aus seiner Lethargie zu reißen, ihn dem Leben zu erhalten vermöge.

Das Urteil der Ärzte, denen Madame Tremordin die Ursache der gegenwärtigen Geistesstörung ihres Sohnes anvertraut hat, sagte Madame Bolin, laute dahin, daß nur das Wiedersehen der jungen Dame eine erfreuliche Krise bewirken könne.

Ich habe einen Brief von Madame Tremordin erhalten! Sie läßt sich zu demütigenden, herzrührenden Bitten herab — sie beschwört mich, ihr zu vergeben und ihres Sohnes Leben zu erhalten. Dem Briefe folgte ein Abgesandter: einer der Ärzte. Auch dieser greise Jünger Äskulaps sprach mir in freundlich ernster Weise zu, meinen verletzten Stolz zu besiegen und ein gutes, edles Werk zu thun.

Meine Einwendung, daß wenn auch meine Rückkehr zu Madame Tremordin Henrys Heilung bewirke, mein

abermaliges Scheiden von ihm ja doch gewiß einen Rückfall zur Folge haben und mein Opfer somit nur einen vorübergehenden Nutzen erzielen würde, widerlegte er ruhig mit dem Argument, daß man nicht klügeln und überlegen dürfe, sondern alle Bedenken beiseite setzen müsse, wo es sich darum handle, ein Menschenleben zu retten — sogar zwei Leben — fügte er hinzu, denn Madame Tremordin werde den Verlust ihres Lieblings nicht überleben, eine so heftige Gemütserschütterung werde unzweifelhaft einen zweiten heftigeren Schlaganfall und damit den Tod zur Folge haben. Diese Aussage besiegte Stolz und Trotz in mir. Ich bin entschlossen, zu gehen. Solchen Zureden und Bitten Unbeugsamkeit entgegenzusetzen, möchte mir einstens doch wohl Gewissensbisse verursachen.

10. April.

Seit drei Tagen bin ich bei Madame Tremordin. Der Preis meines Opfers ist ein gerettetes Menschenleben, ein glückliches Mutterherz! Ich fühle mich reichlich belohnt, gehoben — fast — glücklich, im Bewußtsein, eine edle That vollbracht zu haben.

Madame Tremordin empfing mich bei meiner Ankunft, als wäre ich ein vom Himmel gesandter Bote. Mit keinem Worte wurde das zwischen uns Vorgefallene berührt. Auf ausdrückliche Anordnung der Ärzte führte sie mich sofort in ihres Sohnes Zimmer. Henry saß auf dem Sofa, noch auf demselben Platze wie tags zuvor, das Gesicht in die Hände begraben. Er schien taub für alles

um ihn her — auch unser Nahen bemerkte er nicht. Mit pochendem Herzen schritt ich auf seiner Mutter Geheiß dicht zu ihm hin und sprach seinen Namen aus. Er zuckte zusammen, verharrte jedoch in seiner apathischen Stellung.

„Sie sollten einen Gang in den Garten machen, die Sonne scheint so warm — ich begleite Sie," sagte ich, meinem Ton einen warmen Klang leihend. Jetzt kam Leben und Bewegung in den regungslosen Körper, die breite Brust hob sich in tiefen Atemzügen, die Hände lösten sich vom Gesicht — wie aus tiefem Zauberschlafe erwachend, starrte er mich mit weit aufgerissenen, ausdruckslosen Augen an. — Es war ein Moment furchtbarster Spannung! — Wenn er mich nicht erkannte, dann war der Geist in ewige Nacht gehüllt! — Aber er kannte mich — sein Auge leuchtete in wunderbarem Glanze — „Leonore!" tönte es unsagbar melodisch von seinen Lippen. Es war ein Laut, der mich bis ins Innerste erschütterte — ein Laut, wie er nur aus einer von höchster Seligkeit erfüllten Seele über die Lippen dringt. Dann sprang er auf und reichte mir beide Hände, und ich legte die meinigen ohne Zögern hinein — ich war jetzt Seelenarzt, durfte nicht spröde, stolz, hart sein.

Madame Tremordin, die sichtlich ihrer ganzen moralischen Kraft bedurfte, um einen Ausbruch ihrer stürmischen Freude zu dämpfen, zog uns beide an den Händen mit in den Salon. Dort verbrachten wir mehrere Stunden in freundlichem, traulichem Geplauder. Henry war nur etwas ernster als sonst, und etwas Mattes, Müdes

in Ton und Wesen war die einzige Spur seiner erlittenen Qualen. Madame Tremordin scheint für mich die Dankbarkeit zu empfinden, die wir einem Arzt entgegenbringen, der uns das Leben gerettet hat. Sie begegnet mir mit einer an Respekt grenzenden Aufmerksamkeit. Es ist mir dies eher peinlich als erfreulich — denn ich fühle, was es ihr kostet, ich erkenne klar, daß Liebe oder Sympathie für mich nichts mit ihrer Zuvorkommenheit gemein hat. Mag dem sein, wie ihm wolle — mag sie mich lieben oder hassen, ich werde mich durch nichts irre machen lassen, meine einmal übernommene Mission gewissenhaft durchzuführen.

Mr. Henry ist nach dem Ausspruche der Ärzte vollständig genesen. Er verläßt jedoch das Haus nicht. Den Morgen bringt er in seinem Zimmer zu, des Nachmittags machen wir mit seiner Mutter, die auch genesen ist, Ausflüge im Wagen. Des Abends liest er aus seinem Lieblingsautoren Shakespeare vor. Was aber nun weiter? frage ich mich. Madame Tremordin scheint mein ständiges Verbleiben bei ihr als eine selbstverständliche, ausgemachte Sache zu betrachten, ohne in ihrer Selbstsucht sich mit der Frage der Konsequenzen zu beschäftigen. Ist sie vielleicht der Ansicht, daß ihr Sohn von seiner Liebe allmählich kuriert wird, oder daß ich nicht zum zweitenmal der Kühnheit und Thorheit fähig bin, eine solch glänzende Partie auszuschlagen? Beides wäre ein Irrtum. Henrys Gefühle, das sehe ich, sind nicht oberflächlicher Natur — was dieser Charakter erfaßt, das hält er fest;

und so zart, so reserviert sein Benehmen jetzt mir gegenüber ist, nie liebte er mich glühender, tiefer als jetzt. Ich aber werde abermals nur ein „Nein“ für ihn haben, wenn er zum zweitenmale die Frage an mich richtet, ob ich die Seinige werden wolle!

30. April.

Ich bin nun fest entschlossen, demnächst zu gehen — Henry ist körperlich und geistig so gekräftigt und wohl, daß ich meine Mission als beendigt betrachten kann. Ich werde eine Gelegenheit des Alleinseins mit ihm ergreifen, um ihn ruhig, schonend, mit Besonnenheit auf die Notwendigkeit einer Trennung vorzubereiten. Ich kann mich nicht länger in die Charge einer Amme, die den Säugling durch ihr Liedchen in den Schlaf lullt, finden, noch in die einer Tierbändigerin, welche durch die Macht ihres Blickes den Löwen bezähmt. Henry hat noch mit keiner Silbe auf seine Gefühle gegen mich angespielt seit seiner Genesung. Das schätze ich hoch an ihm, das allein hält mich so lange zurück. Der erste Versuch von seiner Seite, sich mir zu nähern, würde mein sofortiges Verlassen dieses Hauses zur Folge gehabt haben.

Ich habe Madame Tremordin meinen Entschluß heute ausgesprochen. Sie erschrak und bat mich flehentlich, wenn ich durchaus nicht einwilligen könne, ihres Sohnes Gattin zu werden, der mich auf den Händen tragen würde, doch noch wenigstens so lange zu verweilen, bis vielleicht irgend ein günstiger Zufall dem Verhältnis eine unerwartete Wendung gebe. Dann drang sie noch in mich, zu bedenken,

wie vielen bitteren Erfahrungen, Prüfungen und Entbehrungen ich in meiner Stellung noch ausgesetzt, wie geborgen ich dagegen an der Seite eines treuen Gatten sein würde, der die Mittel besitze, mich mit allem zu umgeben, was das Leben angenehm zu machen vermöge. Ihre Beredsamkeit ließ mich kalt. Ich sagte ihr, daß mein Grundsatz sei, meine Hand nicht um des Vorteils willen zu verkaufen, und daß ich Oskar, meinem einstigen Verlobten, Treue halten werde. Zu einem aber ließ ich mich bewegen, mein Weggehen noch um einige Zeit hinauszuschieben. Es kostet mich dies ein unsägliches Opfer

„Ach, aus dieses Thales Gründen,
Die der kalte Nebel deckt,
Könnt' ich doch den Ausweg finden.“

Gertruds heute angelangter Brief trägt das Gepräge einer tiefen Traurigkeit und erfüllt mich mit Sorge. Was ist der Grund, daß sie auch schon, so bald nach dem Antritt der Wanderschaft, wegmüde ist wie ich? Walli dagegen lebt in Meran körperlich und geistig auf. Gott sei Dank dafür!

25. Mai.

„Auch ich bin in Arkadien geboren,
Auch mir hat die Natur
An meiner Wiege Freude zugeschworen,
Doch Thränen giebt der holde Lenz mir nur!“

Mai! du schöner, unvergleichlicher, blütebringender Wonnemonat, dem so viele Herzen hoffnungsvoll entgegenschlagen, mir bringst du auch Myrten und Rosen, aber

ein zu Tod betrübtes Herz. Da sitze ich — eine Braut, das Antlitz von heißen Zähren überflutet — vor mir liegt der ausgebreitete Brautstaat — die Robe von schillerndem schweren Atlas, mit Myrtentuffen und Guirlanden verziert, der Schleier von duftigen Brüßler Spitzen — und so oft mein Blick darauf fällt, erschaure ich und meine, das Herz müsse mir brechen, und der Wunsch steigt heiß und mächtig, überwältigend in mir auf: tot zu sein und als Leiche im Brautkleid in den kühlen Schoß der Erde gebetttet zu werden — zu ruhen — zu ruhen!

Im Strudel der verflossenen Tage, vergöttert, angebetet, von Henrys Mutter in den Himmel wegen meines Opfers erhoben, durch meines Verlobten namenlose Glückseligkeit über mein Jawort von plötzlicher Opferfreudigkeit begeistert, wie von einem Taumel erfaßt, stark und fähig zu weit Größerem mich fühlend, von jenem Gefühle der Befriedigung hoch gehoben, das eine edle Handlung in uns erweckt, wagte ich auf die Dauer dieser Empfindungen zu hoffen und zu glauben, daß die Zeit mir, wenn auch keine Glückseligkeit, so doch als Lohn meines Opfers, innere Zufriedenheit bringen werde. Vergebliches Hoffen! Irriger Glaube! Mit dem Näherrücken des Tages, der mein Schicksal auf alle Zeiten besiegelt, der keinen Rückschritt mehr zuläßt, sinkt mein Mut, erschlaffen die künstlich und zu straff angespannten Saiten meines Innern — der Märtyrerheroismus verwandelt sich in Verzweiflung! Das Zagen, die Todesangst jener Glaubenshelden, die zum Kampfe mit den Löwen die Arena betraten, kann

nicht schrecklicher gewesen sein, als meine Angst vor dem Moment, wo ich das Gotteshaus betreten und am Altare meine Hand in die Henrys legen werde. Aber ich habe mein Wort gegeben und zum zweitenmale werde ich nicht wortbrüchig — eher sterbe ich! O, daß der Tod mich meines Wortes entbände! Aber —

„Sanft stirbt es einzig sich in der Natur,
Das arme Menschenherz muß stückweis brechen.“

Am Abend vor meinem Hochzeitstag.

Der letzte Tag meiner Mädchenzeit ist dahin. Morgen um diese Stunde heiße ich Leonore Tremordin! O, daß statt dessen mein Name unter den Lebenden ausgelöscht wäre! Niemals hat wohl eine Braut sich so heiß nach dem Totenkranz, statt nach der Myrtenkrone gesehnt! Ach, daß ich mich an Julianens treuem Herzen ausweinen, ihr meinen Jammer, meine Qualen schildern, mir Trost und Zuspruch bei ihr holen könnte! Ich habe meinen Lieben daheim die meinem Verlöbnis vorhergegangenen Umstände, sowie das Motiv meines raschen Entschlusses verheimlicht, habe sie getäuscht und wiederholt versichert, daß ich vollkommen glücklich sei. Sie freuen sich des glänzenden Loses, das meiner wartet, Juliane erhofft eine schöne frohe Zukunft für mich an der Seite eines Mannes, in dessen hohen Vorzügen sie eine Bürgschaft für eine solche sieht. Dennoch trägt ihr Brief das Gepräge einer bangen Sorge, der sie jedoch, wie es scheint, keine Worte verleihen mochte. Wenn sie ahnte, daß ich das unglückseligste Geschöpf auf

Gottes weiter Erde, daß ich der Verzweiflung nahe bin! Sie soll es niemals erfahren, niemand soll je eine Ahnung davon haben! Ich trage von heute an eine Maske mit permanentem Lächeln. Ich ertrüge eher alles, als Mitleid! Wir haben den Abend still im engsten Kreise verlebt. Meine zukünftige Schwiegermutter hatte den Wunsch ausgesprochen, einen Polterabend zu feiern, gab diesen Plan jedoch auf meine Bitten auf. Gegen 8 Uhr erhielt Henry ein Billet von einem Offizier, seinem intimsten Kameraden, der morgen zum Regiment zurückkehrt und ihn dringend bat, nur auf eine Stunde einem Abschiedsfest in seiner Wohnung anzuwohnen. Henry ging erst nach langem Zureden von meiner Seite und kam erst um 11 Uhr zurück. Seltsamerweise begab er sich sogleich in sein Zimmer, wo ich ihn hastig auf- und abschreiten sah. Dasselbe liegt nämlich dem meinigen, in das ich mich nach seiner Entfernung zurückgezogen — vis-à-vis, mit dem Fenster in den Hof. Gleich darauf ertönte ein Pochen an meiner Thüre, ich vernahm Henrys Stimme, der mich bat, noch auf wenige Augenblicke zu ihm in den Salon zu kommen. Von einer vagen Angst erfaßt, begab ich mich dahin. Madame Tremordin war noch auf, zog sich aber in ihr Schlafzimmer zurück, als ich eintrat. Henry war furchtbar bleich, sein Wesen hatte etwas Feierliches, als er mich begrüßte und ans Sofa führte. Nachdem wir uns beide auf demselben niedergelassen hatten, erfaßte mein Verlobter meine beiden Hände, blickte mir tief und forschend ins Gesicht, dann fragte er, jedes Wort betonend: „Kennst du einen

Mann mit Namen Eugen Karstner, Leonore?" Wie ein greller Mißton in einem harmonischen Akkord, schlug dieser Name meines Feindes, des Hofmeisters, an mein Ohr und machte mich unwillkürlich erbeben. Mit der blitzartig in mir aufleuchtenden Gewißheit, daß Henrys Frage ihren Grund in einer ihm zu Ohren gekommenen Verleumdung hatte, schlug ich das Auge mit der Ruhe des guten Gewissens furchtlos zu ihm auf, erwidernd, daß ich diesen Mann kenne, und hierauf wahrheitsgetreu meine Erlebnisse auf Schloß M . . . . erzählend.

Henrys Miene klärte sich auf, seine Brust, wie befreit von einem Drucke, hob sich in tiefem Atemzuge, und als ich geendigt hatte, sagte er, mir einen innigen Kuß auf die Stirne drückend: „Ich weiß, du bist keiner Lüge fähig und obgleich ich nicht einen Moment den leisesten Zweifel in deine Seelenreinheit gesetzt habe, so ist mir doch die Kenntnis des wahren Sachverhalts von höchstem Werte. Dieser Mann, dieser Schurke, der sich seit kurzer Zeit hier aufhält und mit meinem Freunde bekannt wurde, hat es gewagt, deinen guten Ruf heute abend anzutasten — er wird dafür gezüchtigt werden," fügte er mit männlicher Entschlossenheit hinzu. Ich erschrak bis ins Herz über diese Worte, die nur eine furchtbare Deutung zulassen, und bat Henry flehentlich, dieses Elenden lügnerische Aussagen zu ignorieren, keinen Streit mit ihm anzufangen. Er beruhigte mich lächelnd über meine „schwarzen" Gedanken, wie er neckisch sagte, weigerte sich jedoch entschieden, mir zu verraten, was mein Verfolger

über mich ausgesagt, und bat mich, das unerquickliche Thema abzubrechen, ihm noch ein paar Minuten zu gönnen, um mir nochmals zu versichern, daß er mich über alles in der Welt hoch halte und liebe. Dann küßte er mich zärtlich, wünschte mir gute Nacht und entfernte sich. Er ist ein gütiger, edler Mann, das erkannte ich aufs neue. Er verdiente die ungeteilte Liebe eines Weibes.

Soeben schlug es auf der nahen Kirche 12 Uhr. Ihr letzter Schlag kündigt den Anbruch meines Ehrentages an! Ich gehe nicht zu Bett, ich würde ja doch keinen Schlaf finden, wozu aber mich ruhelos, von marternden Gedanken gepeinigt auf dem Lager wälzen? Henry ist auch noch auf — er sitzt an seinem Schreibtische, den Kopf in die Hand gestützt. Ihn hält das Glück wach — mich das Herzeleid!

„Mir sanken schnell des Glückes Sonnen;
Des Unglücks Winterfröste haben
Den Lebensmorgen mir begraben.
Fahr' wohl nun, Liebe, Hoffnung, Wonnen!
Wär' auch Erinnerung zerronnen!"

Aus Gertruds Tagebuch.

Januar.

Da sitze ich in meinem Stübchen, seit einer halben Stunde auf demselben Flecke, grübelnd, ratend, sinnend und bin wie Faust: „So klug als wie zuvor". Zwei Taschentücher — mein Eigentum — zu einem Dutzend gehörig — sind's, die mir so viel Kopfzerbrechen kosten. Ich kann's nicht fassen, woher sie kommen, wo sie gewesen sind, ebensowenig bin ich fähig, die denselben zur Begleitung dienenden Zeilen von Richard zu verstehen. Die Taschentücher sind ein Rätsel — die Zeilen das reinste „Sanskrit" für mich. Sie lauten: „Anbei folgen zwei Deiner Taschentücher. Das erste erwarb Dir die warme Zuneigung eines Herzens — durch das zweite wurden die beseligenden Hoffnungen, die treue Liebe eines Herzens vernichtet. Leb' wohl!"

Das eine Taschentuch gab ich jener dicken Masse zum Stillen seines edlen Blutes im Coupé — wie gelangte aber Richard in seinen Besitz und was hat es mit dem anderen für eine Bewandtnis? Und wie kann ein solch' kleiner Leinenfetzen Herzen gewinnen, Liebe und Hoffnungen vernichten? Ich werde ganz nervös von lauter Denken! Bah! ich bin ein dummes Ding! Das Ganze ist sicher ein Scherz

von Richard; er will mir, meinen geringen Grad von Geistesschärfe kennend, eine recht harte Nuß aufzuknacken geben.

Ich lasse das aber hübsch bleiben, Richard soll im Gegenteil der Gefoppte sein; wenn er kommt, thue ich dergleichen, als habe ich die Tücher gar nicht erhalten. Seltsam! Gestern war er nicht da! Weshalb wohl? Es ist mir heute eigentlich recht schwer ums Herz — gar nicht ums Scherzen. Ich habe schon mehrmals ein Liedchen angestimmt, aber es blieb jedesmal bei der ersten Strophe, und dann kommen mir auch nur traurige Lieder in den Sinn, wie: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten", und: „Am Aller=Seelentag", daß es mir schließlich ganz gruselig wurde. In meinem Innern sieht's heute so kunterbunt wie in Olgas Schlafzimmer aus. Gründliches Säubern und Hinausschaffen alles nicht dahin Gehörigen thäte not! Da wäre vor allem der Vetter hinauszujagen, der sich einen so großen Platz darin annektiert und das größte Durcheinander angestiftet hat. Aber den hinauszubringen wäre eine Kunst! Er sitzt allzufest, der Quälgeist.

„Meine Ruh' ist hin, mein Herz ist schwer,
Ich finde sie nimmer und nimmermehr!"

Samstag Abend.

Richard ist fort, fort auf Nimmerwiederkehr! Für immer. Daß ich das nur zu schreiben vermag, ohne den Verstand zu verlieren? Die Patin sagte es mir heute en passant, so gleichgültig, wie man sagt: es regnet, oder:

die Sonne scheint. Die Zunge klebte mir am Gaumen, es flimmerte mir vor den Augen, ich eilte rasch aus dem Zimmer in die Küche, zu Sophie, und hätte diese mich nicht in ihren Armen aufgefangen, so wäre ich zu Boden gesunken. Sie sagte mir später, ich habe wie eine Tote ausgesehen. Ach, ich glaub' es gern, es war ja auch alles plötzlich wie tot in mir, es ist noch jetzt so, nur mein Körper ist noch lebendig und das Blut fließt und die Pulse klopfen und hämmern, aber ich hab' ein Gefühl, als gehöre der Körper nicht mir. — Als ich mich heute morgen beim Ankleiden im Spiegel beschaute, erkannte ich mich selbst nicht. „Wem gehört das bleiche, abgehärmte Gesicht mit den tiefliegenden, entzündeten Augen?“ fragte ich mich. Ich habe diese ganze Nacht auf dem Gesimse des offenen Fensters gesessen; ich hatte gehofft, mich zu erkälten und mir ein Nervenfieber zuzuziehen und durch das Delirium von dem schmerzhaften Denken befreit zu werden — vielleicht auch zu sterben! Aber Gott hat mein sündhaftes Verlangen nicht erfüllt, ich bin gesund geblieben! Wäre das nicht auch Selbstmord gewesen?! O, womit habe ich's verdient, so grenzenlos getäuscht, so schmählich betrogen, so tief verwundet zu werden? Ich hätte Felsen auf Richards Redlichkeit und Treue gebaut und muß nun die furchtbarste — die bitterste Erfahrung machen — daß er nur ein Spiel mit einem treuen Mädchenherzen getrieben, daß ich ihm nur zu einem angenehmen Zeitvertreib gedient habe, dessen er überdrüssig war!

Ach ja, er war meiner überdrüssig! Am Ende ist

der böse, grausame Mensch wohl gar eine echte Othello=natur, eifersüchtig auf den Doktor, in dessen Begleitung er mich gestern abend entdeckt hat? Aber dann hätte er mich zur Rede stellen sollen, das wäre männlich und red=lich gehandelt gewesen, nicht die Flucht ergreifen, oder er hätte mich, wie Othello die Desdemona, umbringen sollen — das wäre doch ein deutlicher Beweis von Liebe gewesen, mir viel lieber, als diese Wunde, die er mir geschlagen, an der ich mich ja auch verbluten muß, denn heilen thut sie nimmermehr. Aber — ich glaub's doch nicht, daß Eifersucht das Motiv seiner Flucht ist, nein, sie mag ihm nur als Vorwand dienen, von mir loszukommen — er war einfach des Spieles satt! — Die Männer sollen ja fast ohne Ausnahme nicht beständig in der Liebe sein und Schmetterlingen gleich von einer Blume zur anderen flattern. Ich mag von keinem Mann mehr etwas wissen. Ich schiebe heut einen riesig großen, festen Riegel vor meines Herzens Thür, 's darf mir keiner mehr herein! — Aber — ach! Richard bring' ich auch nicht hinaus — ich fühl's — der behält seinen Sitz für immer — den behalt' ich lieb trotz alledem.

Ach wenn nur jemand sagen könnte, was diese zwei Taschentücher bedeuten sollen! Im Othello von Shakespeare spielt ein Taschentuch eine Hauptrolle, ist Ursache des Verdachtes des Mohren. Aber dieser Mohr gefällt mir — er hat sich doch nicht wie Richard aus dem Staube gemacht! O, ist man doch thöricht — so dumm, sich so abzukümmern um solch ein Männerherz! Lachen sollt' man

und — verachten. Das wäre das Richtige. Aber — wer kann's?

Aschermittwoch.

Meine Fensterscheiben sind über und über mit dem Namen „Richard“ bekritzelt! So oft ich in mein Zimmerchen trat, wurde mein Auge magnetisch von diesem Namen angezogen, und dann war's aus mit aller Vernunft, meine kaum in andere Bahn gelenkten Gedanken kehrten wieder, wie Vöglein zu der Futterstunde, zu dem Geliebten zurück, der mein Herz auf kurze Zeit mit höchstem Glück und höchster Wonne nährte. Nun hab' ich das Fenster mit Papier beklebt, um der Anziehungskraft ein Ende zu machen. Ach, daß man doch den mit unauslöschlicher Schrift in Herz und Kopf eingegrabenen Namen auch so zukleben könnte! Trotz allen Fortschritts der Wissenschaft giebt's kein solches „Namenvertilgungsmittel“ und dies hätte wahrlich höheren Wert für die Menschheit, als die Beobachtung des Venusdurchganges und Nordpolexpeditionen ꝛc.

10. März.

Heute brachte mir Sophie die ersten Veilchen! Wie liebte ich sie ehedem, diese süßen, duftenden Boten des Frühlings, wie jubelte ich, wenn ich eine Anzahl der bescheidenen Kelchlein unter dem Grün des Blätterwerkes hervorlugen sah. Ach, fiel mir dabei ein, daß in der Natur alles wiederkehrt, im ewigen Kreislauf, aber:

„Ach, wer bringt die schönen Tage,
Jene Tage der ersten Liebe,
Ach, wer bringt nur eine Stunde,
Jener holden Zeit zurück?“

Mein Fensterchen steht weit offen, die Sonne sendet warme Strahlen herein und sie tanzen und spielen auf den alten Möbeln und verwandeln das rohe Holz zu Gold und die Vögel jubilieren um die Wette — erneutes Leben ist mit dem Frühling der Erde geschenkt worden. Ob auch ich endlich aus meiner Erstarrung erwachen und von neuem geboren werde? Ich hoffe es — wenngleich es langsam geht, wie bei einem von gefährlicher Krankheit Erstandenen, der wie ein Kind das Gehen lernen muß. Jean Paul sagt: „Die Leiden sind für eine edle Seele Maifröste, auf welche der Sommer folgt — für eine niedrige Seele Herbstfröste, auf die der Winter folgt." Möchte doch ersteres an mir seine Bestätigung finden! Oder sollte meine Seele am Ende gar zur letzteren Klasse gehören? Schon ist der wilde Trotz gegen mein herbes Schicksal gebrochen, schon bin ich so weit, sagen zu können: vielleicht ist's besser für mich, daß alles so gekommen — ich werde es wohl auch so weit bringen, resigniert, mit voller Überzeugung sagen zu können: „Was Gott thut, das ist wohlgethan." Ich lese jetzt täglich im Tagebuch der seligen Mutter, und gewiß suchte kein Adept mit größerer Gier nach Gold in seinem Tiegel, als ich mich befleißige, das Gold aus diesen herrlichen Lehren für meine Seele zu gewinnen.

2. April.

Vorgestern brannten drei Lichter im Wohnzimmer. Scherzend machte ich die Bemerkung, daß es nun bald

eine Braut im Hause geben werde, und siehe! meine Wahrsagekunst hat sich bewährt — Olga ist Braut.

Als ich heute vor Tisch ins Wohnzimmer trat, saß der Hausfreund, ein älterer pensionierter Hofrat mit sehr wenig Haaren und sehr viel Vermögen und zahllosen — Zahnlücken — neben Olga in zärtlicher Attitude — er hatte seinen dünnen Arm um ihre schlanke Taille gelegt. Olgas Gesicht glühte im dunkelsten Purpur und ihre Augen waren verschämt gesenkt und sie spielte verlegen mit ihrem Armband. Die Patin stand in gerührtestem Zustande daneben und wischte sich bei meinem Eintritt etwas aus dem Gesicht, das eine Thräne, vielleicht auch ein Körnchen Schnupftabak sein konnte — ich weiß es nicht genau. Ich wußte einen Moment nicht, ob ich vorwärts oder rückwärts schreiten sollte, so perplex war ich. Am liebsten wäre ich in den Boden gesunken, wenn eine Vertiefung vorhanden gewesen. Die Patin half mir aus meiner Verlegenheit, sie sagte mir mit Emphase, auf das Brautpaar deutend:

„Sieh' hier ein glückseliges Brautpaar, Gertrud — der Herr hat in seiner Gnade mir einen Schwiegersohn geschenkt — ach, ich hab's ja immer gesagt, die Ehen werden ohne unser Dazuthun im Himmel geschlossen.“ Der Bräutigam stammelte darauf etwas, das ich nicht verstand, Olga lispelte etwas, das mir ebenfalls unverständlich war, und ich stotterte eine Art Gratulation, die aber ebensogut für eine Kondolation gepaßt haben würde, und dann hub die Patin wieder salbungsvoll an: „Ja, der

Herr führet es herrlich hinaus, der Mensch denkt und Gott lenkt," und unter einem Schwall von Sprüchen von nicht sehr logischem Zusammenhang öffnete der Bräutigam ein Etui, und geblendet von tausend blitzenden Strahlen des Brillantschmuckes, den es enthielt, erstarrten der Patin die heiligen Worte auf den Lippen und Olga prallte förmlich zurück — um sodann mit überseliger Miene, nachdem ihr Auge sich an den Glanz gewöhnt, das fürstliche Brautgeschenk entgegenzunehmen. Mit seinem süßesten Lächeln, mit zärtlichem, nur für das Ohr der Braut berechnetem Geflüster legte der Geber selbst mit etwas zitternden Händen das Armband um das feine Handgelenk der Braut, und darauf das Collier um den weißen Hals. Ich benützte den Moment, wo die allgemeine Aufmerksamkeit von dem Schmuck absorbiert war, um unbemerkt zu entwischen und in die Küche zu eilen, wo ich Sophie das unglaubliche Ereignis mitteilte, was zur Folge hatte, daß sie, die Hände vor Verwunderung zusammenschlagend, einen Topf mit Milch aus der Hand fallen ließ.

2. Mai.

Festglanz und hochzeitliches Gepränge, Lichterglanz und Jubel sind erloschen und verstummt. Das neuvermählte Paar ist abgereist und wird zwei Monate ausbleiben. Ruhe und Stille sind wieder eingekehrt und ich atme erleichtert auf. Die Patin geht jeden Tag auf die Villa des Schwiegersohnes, und so bin ich ganz allein mit Sophie und kann ausruhen von den Strapazen der

jüngsten Vergangenheit. Das Alleinsein ist mir jetzt so süß und zum Bedürfnis geworden.

12. Mai.

Infolge der Aufregungen und Anstrengungen der letzten Zeit, vielleicht auch durch ihr Verweilen in der zugigen Villa, Olgas zukünftigem Heim, wo alle Fenster und Thüren geöffnet und Dutzende von Handwerkern thätig sind, die letzte Feile anzulegen, hat sich die Patin ein bedenkliches Leiden zugezogen und liegt recht elend und krank darnieder, unfähig, ein Glied zu rühren, von den heftigsten Schmerzen heimgesucht. Ihre Pflege erfordert meine ganze Zeit, ich finde nur hin und wieder, wenn der Schlaf sich einmal durch eine Dosis Morphium bei ihr einstellt, Zeit zum Schreiben. So auch jetzt. Aber leider kann ich nicht in mein Tagebuch schreiben, denn es ist verschwunden, wie vom Erdboden vertilgt, und all mein Suchen ist bis jetzt vergeblich gewesen. Seit dem Tage, wo ich mein Stübchen mit dem Wohnzimmer vertauschte, um in steter Nähe der Kranken zu sein, ist's abhanden gekommen. Es schmerzt mich der Verlust recht tief.

Morgen kehrt Olga zurück, die Patin trägt sehnliches Verlangen nach ihr und so wurde das Paar telegraphisch heimberufen.

22. Mai.

Olga ist da, das ersehnte Wiedersehen hat stattgefunden, allein die Patin ist seither recht trübe gestimmt, weit trüber als zuvor. Olga kam in ihrer neuen Equipage mit zwei Apfelschimmeln angefahren — nicht direkt

vom Bahnhof ans Krankenlager der Mutter, sondern erst, nachdem sie ihr elegantes Reisekostüm mit noch eleganterer Straßentoilette vertauscht hatte, was mehrere Stunden in Anspruch nahm, von denen die harrende Mutter jede Minute an den Schlägen des Herzens zählte! Ich bemerkte mit einem Gefühle der Entrüstung, dessen ich mich nicht zu erwehren vermochte, daß Olga die lila Faille-Robe sorgfältig zusammenraffte, ehe sie ans Bett trat! Der Patin bleiche, schmerzverzogene Züge überstrahlte ein seliges Lächeln beim Anblick der jungen, reizenden Frau; Olgas Miene dagegen zeigte weder schmerzliche noch freudige Erregung. Der Kuß schien mir gar flüchtig, den sie ihrer Mama auf die Stirne drückte, und wahre Pein verursachte mir ihre Art und Weise, die jeglichen Gefühles ermangelte:

„Ach Mama, wie du entstellt bist — gütiger Himmel, es greift einen ja an, dich nur anzusehen," rief Olga. aus. „Siehst du, das hast du dir durch eigene Schuld, durch dein unnötiges Anordnen und Beaufsichtigen auf der Villa zugezogen und uns hast du dadurch das Vergnügen der Reise nach Paris, die mir bei der ganzen Affaire das Interessanteste, Angenehmste gewesen wäre, verdorben. In Paris, am Sitze der Mode, hätte ich mir für mein Leben gerne meine Toilettebedürfnisse noch angeschafft. O Gertrud," rief sie mit kläglicher Miene, „reiche mir rasch ein Riechfläschchen — es steht im Nebenzimmer — die Krankenzimmeratmosphäre verursacht mir Kopfschmerz, Schwindel."

Ich bemerkte ein schmerzliches Zucken um die Lippen

der Patin, ich sah, daß ihre Augen sich mit Thränen füllten — was mag in jenem Moment in ihrem Innern vorgegangen sein, wo sie das Resultat ihrer Erziehungsmethode: herzloseste Selbstsucht, in so bitterer, drastischer Weise an sich selbst erfahren mußte? Nachdem Olga sich Stirn und Schläfe mit Essigäther benetzt und ein halbes Fläschchen Eau de Cologne von ihrer Mutter auf ihr Taschentuch geschüttet hatte, ließ sie sich nachlässig auf einen Sessel nieder, den ich ihr herbeigetragen hatte, und begann nun mit großer Lebhaftigkeit ihre Reiseerlebnisse zu schildern. Von den Sehenswürdigkeiten der Stadt hob sie nur die Schaufenster, die Modeartikel hervor und beschrieb hierauf mit großer Wichtigkeit und Genauigkeit die Anzüge, welche sie mitgebracht hatte.

„Hast du auch meine Haarfrisur schon bewundert, Mama?" fragte sie, das Haupt vorneigend, dessen turmhoher Aufbau wirklich mehr ins Gebiet der Architektur als der Frisierkunst gehörte. „Ich finde, daß mich eine hohe Frisur besser kleidet als Locken," fuhr sie fort, mit einem eleganten Fächer sich Kühlung fächelnd, „und denke, Mama, ich hatte sehr interessante Abenteuer, ich wurde wahrhaft verfolgt von den Herren, und überall hielt man mich für ein Mädchen und meinen Mann für meinen Papa! Das hat ihm manchmal die Galle aufgeregt, daß es eine wahre Lust war und mich höchlich amüsierte. Er ist eifersüchtig, denk' nur, Mama; solch ein alter Geck und den Eifersüchtigen spielen, als ob es sich nicht von selbst verstehe, daß man einer jungen Frau die Kur mache. Ich

habe einmal in einem Gasthof mehr Bouquets als eine Künstlerin ersten Ranges erhalten und Billets doux, die einen ganzen Papierkorb gefüllt hätten! Soll ich sie 'mal mitbringen? Amüsiert's dich, sie zu lesen?" Die Patin erwiderte nichts, sie hatte die Augen geschlossen und ich reichte ihr rasch belebende Tropfen. „Ach, ich glaube gar, die Mutter greift mein Erzählen an," sagte Olga. „Wie kurios! Ich dachte, das werde sie erheitern. Sonst hörte sie mich so gerne von meinen Eroberungen reden. Mir wird übrigens der Kopf auch schwer, ich will jetzt noch ein Stündchen frische Luft schöpfen, wie schade, daß du nicht mitfahren kannst, Mama, es wäre köstlich gewesen, wenn wir beide, so recht breit in den Kissen liegend, die Leute hätten ärgern und neidisch machen können. Halte dich nur gut, daß wir bald eine Triumphfahrt durch die Straßen machen können. Morgen kann ich nicht nach dir sehen," warf sie, sich erhebend, leicht hin, „Emma Werner hat Hochzeit, wie ich hörte. Ich will in die Kirche, ich möchte sehen, ob ihr das Hochzeitskleid gut steht — es ist von weißem Atlas, der bei Tagesbeleuchtung dem Teint Abbruch thut. Adieu, Mamachen, schlaf wohl; auch einen Gruß von meinem Gemahl — das hätte ich fast vergessen!"

Damit schritt sie ins Wohnzimmer, ohne ihrer Mutter nur die Hand gedrückt zu haben, ordnete ihre Frisur mit großer Aufmerksamkeit und Sorgfalt vor dem Spiegel und schritt hierauf zur Thür hinaus. Meine Wenigkeit schien sie übersehen zu haben — es fiel mir erst ein, als sie

fort war, daß sie kein Wort für mich gehabt hatte, als das des Befehles, ihr Riechfläschchen zu holen.

Etwa eine Stunde nachher rief mir die Patin, die ein Weilchen geschlummert hatte und bat mich, an ihr Bett zu sitzen und ein Kapitel aus der Bibel oder einen Psalm vorzulesen.

Ich erfüllte sofort ihren Wunsch, und als ich geendigt hatte, blieb ich noch bei ihr sitzen und äußerte unter anderem, daß Olga sehr wohl aussehend von ihrer Reise zurückgekehrt sei. Sie erwiderte nichts und wischte sich Thränen aus den Augen.

* * *

Als ich heute mit der Medizin an der Patin Lager trat, faßte sie meine Hand und sagte in einem Tone, wie ich ihn noch nie von diesen Lippen vernommen: „Gertrud, du bist meine wahre Tochter, mein gutes Kind. Ich habe dir viel abzubitten, ich bin oft recht hart und lieblos gegen dich gewesen. Jetzt, an der Schwelle des Jenseits stehend, erkenne ich mit der uns beim Nahen des Todes überkommenden klaren Einsicht unserer Irrtümer und Schwächen, welch ein verfehltes Leben hinter mir liegt. Mein Glaube war streng orthodox, aber tot — die guten Werke fehlten. Während der langen Schmerzenszeit auf dem Krankenlager ist er zum Leben erwacht; meine Religion war eitel Form und Gesetzlichkeit, jetzt erst würde sie Blüten und Früchte treiben, nun aber ist's zu spät! O Gertrud, daß man gut zu machen vermöchte, was man gefehlt hat! Aber das ist ein vergeblicher Wunsch, wir

können nichts thun, als bereuen und Gott bitten, daß er uns vergebe und ein gnädiger Richter unserer Schuld werde."

Erschöpft sank sie nach dieser demütigen Beichte in die Kissen und schloß die Augen zu einem kurzen, wohlthätigen Schlummer.

*   *   *

Montag Abend.

Mein Inneres ist von den verschiedensten Empfindungen überflutet, die alle in dem einen Ausruf gipfeln: „Lobe den Herrn, meine Seele!" Ich habe mich soeben von den Knieen erhoben, und nachdem ich Gott, dem gütigen, liebreichen Vater, meinen heißen Dank dargebracht habe, eile ich zu meinem Tagebuch, um dem lieben Vertrauten mein namenloses Glück anzuvertrauen.

„Mir ist's, als trüg' ich in der Brust
Ein ganzes Himmelreich,
O höchstes Leid, o höchste Lust,
Wie seid ihr euch so gleich."

Richard ist wiedergekommen — er liebt mich — ich bin seine Braut! Wie vom Himmel herunter, nein, wie aus dem Boden gewachsen, stand er plötzlich vor mir, und wir sanken uns in die Arme, ohne ein Wort der Erklärung, und schauten uns überselig in die Augen, bis tief, tief in die Herzen hinein und lasen darinnen, daß wir uns unsagbar lieb haben und nicht von einander lassen und nicht ohne einander leben können. Und als ich wieder zur Besinnung kam und ärgerlich darüber, daß ich mich

so von der Freude hatte überwältigen lassen, statt ihn durch Kälte für sein Davonlaufen zu strafen, mich aus seiner Umarmung lösen wollte, da lachte der Schelm und sagte, er lasse mich nicht los, ich sei sein Bräutchen, das er fest halten wolle auf alle Zeit, und küßte mich stürmisch, ich weiß nicht wie oft, es muß aber sehr oft gewesen sein, denn meine Wangen glühten so heiß, daß man Streichhölzchen hätte daran anzünden können. Ich verstellte mich aber, so schwer es mir fiel, und nahm ein zurückhaltendes Wesen an, und sagte, daß er nur der Überraschung, dem Schrecken und meiner verwandtschaftlichen Liebe meine große Freude über seine Ankunft zuschreiben dürfe, solche Überraschungen übten stets ganz abnorme Wirkungen auf mich.

Aber da lachte er mich erst recht aus und preßte mich noch stürmischer und noch zärtlicher an seine Brust und flüsterte mir in siegesgewissem Tone ins Ohr: meine Kälte sei ja nur erheuchelt, er wisse es so gut wie ich, daß ich ihn lieb habe, er habe es ja „schwarz auf weiß" verbürgt, daß ich ohne ihn ebensowenig zu leben vermöge, wie er ohne mich. Und bei dieser kühnen Behauptung zog er ein kleines Buch aus der Tasche, das ich zu meiner höchsten Verwunderung als — mein Tagebuch erkannte. Vor diesem schlagenden Beweis meiner Schuld half natürlich kein Protest und kein Sträuben mehr. Ich fügte im Gegenteil dem schriftlichen Bekenntnis meiner innigen Liebe das mündliche Geständnis hinzu, daß ich sterbensunglücklich gewesen, nun aber auf dem Gipfel des Glückes sei und

ihn über alle Maßen lieb habe. „Dies Buch," sagte Richard, mir mein schmerzlich vermißtes Eigentum einhändigend, „ist der Talisman gewesen, der ein verblendetes, eifersüchtiges Männerherz zur Vernunft gebracht und zu dir zurückgeführt hat. Es soll gleich einem Schatze hoch in Ehren gehalten werden, der Zusenderin aber, deren klugem Einfall wir es verdanken, daß wir uns wiedergefunden, schulden wir zeitlebens Dankbarkeit." Jetzt ging mir ein Licht auf. Sophie, der mein Kummer so nahe gegangen und die stets fest behauptet hatte, daß nur ein Mißverständnis die Ursache der fluchtähnlichen Abreise Richards sein könne, nahm zur List ihre Zuflucht und sandte Richard dieses Buch, die Bürgschaft meiner aufrichtigen, wahren Neigung, den Spiegel meiner heiligsten, innigsten Empfindungen und Gedanken.

Als ich ihr meinen Dank aussprechen wollte, wies sie denselben entschieden zurück und sagte, sie habe Abbitte zu thun für ihr keckes Unternehmen, das, wenn es auch einen edlen Zweck gehabt, doch nicht streng rechtlich gewesen sei. O, wie so gerne vergab ich ihr!

Richard sagte mir heute, daß er mich mitnehmen und daß wir bei seinem Vater Hochzeit halten und dann als junges Paar die Reise über den Ozean antreten wollten. Aber ich erwiderte ihm mit aller Entschiedenheit, daß daraus nichts werden könne, so lieb mir's wäre, ihm sogleich zu folgen. Ehe ich der Patin die Augen zugedrückt habe, weiche ich nicht von ihr. Es wäre eine Lieblosigkeit, eine Gewissenlosigkeit, deren ich mich nicht schuldig

machen könnte, ohne mir allezeit Vorwürfe zu machen. Richard sah schließlich ein, daß ich recht habe, er hat sich zu meiner Ansicht bekehrt, wenn auch erst nach langem Kampfe, in welchem ich mich recht tapfer wehren mußte, um den Sieg davonzutragen. Nun ist auch heute das Rätsel mit den Taschentüchern gelöst worden, Richard hat das eine auf der Straße gefunden, an jenem Abend, wo ich mit dem Doktor heimging, und dies elende Stückchen Leinen war die Ursache zu seiner Eifersucht, seiner Flucht und von vielem, unsäglichen Herzeleid, und hätte ewige Trennung zur Folge gehabt, ohne den weiblichen Deus ex machina — Sophia. Sophia ist ja auch gleichbedeutend mit Weisheit — siehe, das fällt mir jetzt erst ein. Sie hat ihrem Namen wahrlich Ehre gemacht! Und das andere? O, wunderbare Fügung! Das gab ich jener dicken Fleischmasse im Eisenbahncoupé, und diese Masse war — Richards Vater! Durch diesen kleinen Liebesdienst hab' ich mir seine Zuneigung gewonnen, brauch' mir sein Herz nicht erst zu erobern.

Richard ist heute abgereist. Es hat mich kein geringes Opfer gekostet, ihn ziehen zu lassen und hier zurückzubleiben. Aber — „die Pflicht über alles“ war meine Devise und soll sie bleiben.

13. Juni.

Meine Pflichten hier im Hause sind zu Ende — die Patin ruht im kühlen Schoß der Erde. Morgen reise ich mit dem Frühzug zu Richards Vater, der nach soeben angelangtem Telegramm mir mit seinem Sohne auf halbem

Wege entgegenkommt. Mein heißer Wunsch, mein inniges Sehnen, Juliane und Walli vor meiner Hochzeit und Abreise in die Neue Welt noch einmal zu sehen, mit ihnen an den Gräbern meiner teuren Eltern zu beten, muß unerfüllt bleiben, da die Zeit drängt und Richards Rückkehr nach Amerika keinen längeren Aufschub duldet. Es ist das eine herbe Entsagung, allein ich füge mich ohne Klagen ins Unabänderliche.

* * *

An einem in die Gärten mündenden Fenster von Julianens kleiner Wohnung lehnte an einem Nachmittag in den ersten Tagen des Juni eine jugendliche Gestalt und blickte sinnend, in Bewunderung verloren, in die Märchenwelt des Nachbargartens. Es war die vor etlichen Tagen zurückgekehrte Walli. Wie mit dem Garten drüben, den sie vom Winterschlafe befangen, erstarrt und öde, mit einem weißen Leichentuch bedeckt zum letztenmale gesehen hatte und der nun im üppigsten Schmuck des Sommers prangte, so schien auch mit ihr ein Wunder vorgegangen zu sein. Sie stützte sich auf keine Krücke mehr, ihre elastische, schlanke Gestalt bedurfte derselben nicht länger; mit der Leichtigkeit einer Gazelle bewegten sich die gekräftigten Glieder, das liebliche, ehedem so bleiche Antlitz war von rosiger Farbe überhaucht, aus den jungen blauen Augen brachen tausend Lichter wie Sonnenstrahlen, ein Lächeln schien über ihr ganzes Wesen gebreitet, Jugendlust und Frohsinn hatten ihren Sitz an der Stelle der Krankheit aufgeschlagen. Ja, als eine blühende, köstlich

entfaltete Knospe war das schmächtige, kränkelnde Treibhauspflänzchen aus der Ferne heimgekehrt.

„Walli, Walli!“ tönte plötzlich ein helles Stimmchen in jubelndem Tone aus dem Garten herauf, „der Papa kommt, soeben sah ich den Wagen in der Ferne,“ und mit diesen Worten flog die kleine Ellen wieder fort, dem Vater entgegen, der heute nach fünf Monaten von Amerika zurückkehrt.

„Er kommt, er kommt,“ flüsterte Walli mit glückseligem Lächeln, die Hände auf das plötzlich wild pochende Herz pressend, „wie mich das nun so aufregt, und ich wollte doch so ruhig und verständig sein. Aber ich will mich zusammennehmen, will meinen festen Vorsatz, mich von der Neigung zu diesem Manne nicht mehr so ganz einnehmen und beherrschen zu lassen und darüber meinen Herzensfrieden zu verlieren, getreu bleiben. Juliane sagte ja erst heute wieder, ich müsse nun gesetzter werden, gar manches, für das meine Krankheit mir als Entschuldigungsgrund gedient habe, könne mir jetzt, wo ich gesund bin, nicht mehr so hingehen. Ich will Günter jetzt mit recht mädchenhafter Würde entgegentreten, lieber etwas allzu zurückhaltend, als zu herzlich. Aber ich fühl's, ich werde mir furchtbare Gewalt anthun müssen! O, dürft' ich doch meinem Herzen folgen, ich würde ihm entgegenfliegen, dem teuren väterlichen Freund, wie Ellen es thun darf. Horch“ — sie lauscht, den geschmeidigen Oberkörper vornübergeneigt — „das ist das Geräusch von Rädern — jetzt — jetzt hält ein Wagen drüben“ — sie stürzt ans

Fenster, reißt es auf — „Günter“ ruft sie überselig aus, ihre Stimme aber mit Gewalt dämpfend, daß er's nicht hört, „er ist da, er ist zurückgekehrt! Gott sei Dank! Jetzt hält er sein Kind in den Armen — wie sein liebes Gesicht von Glück strahlt — und jetzt — gütiger Himmel — er lenkt den Schritt herüber — er kommt“ — es ist ein Aufschrei namenlosen Jubels, und bebend von Wonne fliegt sie ins Wohnzimmer, an Juliane vorüber, die beschäftigt war, Blumen in Vasen zu ordnen, zur Thüre hinaus auf den Gang, um ein Haar gegen Günters hohe Gestalt anprallend, der gerade auf die Schwelle der Thüre zutritt. Alle ihre guten Vorsätze über dem dunklen Augenpaar vergessend, das mit so unsäglich liebevollem Ausdruck ihren Augen begegnet, streckt Walli Günter beide Hände hin und wie willenlos neigt sich ihr Haupt an seine Brust. — Aber nur flüchtig, wie ein Gedanke, ruht es dort. — Von purpurner Glut übergossen, das blaue Auge, wie um Nachsicht bittend, verschämt zu ihm aufschlagend, öffnet sie rasch die Thüre und zieht den Ankömmling an der Hand zu Juliane hin.

Juliane stand einen Moment in starrer Unbeweglichkeit, keines Wortes des Willkomms mächtig, die bebende Hand stützte sich auf dem Tische.

Günter lächelte und sagte mit einem innigen „Willkommen,“ Juliane beide Hände bietend: „Ihr Erschrecken und Verstummen, Juliane, kränkt mich nicht. Im Gegenteil, ich halte mir etwas darauf zu gut, bin so eingebildet, daraus den Schluß zu ziehen, daß meine Wiederkehr Sie

von Herzen freut. Großer Schrecken und große Freude üben ja bekanntlich die gleiche Wirkung auf das Menschenherz. Nochmals also Willkommen, Juliane," fügte er in seinem wärmsten, weichsten Tone hinzu. „Willkommen," sagte jetzt auch Juliane, in deren Stimme ein leises Beben vernehmbar war, Günters Händedruck mit gleicher Wärme erwidernd: „Sie haben einen ganz richtigen Schluß gezogen. Die freudige Überraschung über Ihr unvermutetes Erscheinen war so mächtig, daß sie mich förmlich zur Salzsäule hat erstarren lassen. Nun aber, da der Lebensstrom" — sie lächelte — „wieder frisch in meinen Adern pulsiert, bitte ich, daß Sie Ihren alten Platz einnehmen und uns recht ausführlich erzählen möchten. Wir sind natürlich sehr begierig auf Ihren Bericht, vor allem zu hören, ob Sie von dem Resultat Ihrer Reise befriedigt sind?"

„Ja," sagte Günter, „das bin ich, Gott sei Dank. Ich werde Ihnen heute abend die näheren Umstände mitteilen — vorausgesetzt, daß ich wie ehedem Ihr Gast auf ein Stündchen am Abend sein darf?"

„O gewiß, dürfen Sie das," erwiderte Juliane mit Herzlichkeit. „Die Abende des traulichen Zusammenseins beim Lampenlicht finden ja jetzt ohnedies ihr Ende — die Hitze treibt jedermann aus der dumpfen Zimmeratmosphäre hinaus ins Freie, und seit Walli sich des langentbehrten Genusses des Gehens wieder erfreut, will es sie gar nicht mehr zwischen vier Wänden dulden. Ihre Lieblingsweise lautet jetzt:

Ich kann nicht sitzen
Im Stübchen innen;
Es reißt das Fädchen,
Ich muß hinaus —

„Ist's nicht so, Walli?" fragte sie lächelnd.

„O ja, so ist's, wie du sagst," erwiderte Walli, die sich bis jetzt im Hintergrund etwas zu schaffen gemacht hatte, hinzutretend und sich in reizender Verwirrung, mit gesenkten Augen auf einem Stuhl niederlassend: „Es treibt mich bei diesem herrlichen Wetter mit unwiderstehlicher Gewalt hinaus, ich vergeude manche Stunde, wo Juliane fleißig daheim ist, mit Herumstreifen mit Ellen. Ich bin ein ebenso großer Kindskopf wie Ellen," lachte sie, mit einem scheuen, flüchtigen Blick auf Günter, und als werde ihr plötzlich die Zunge durch dessen freundliches Lächeln gelöst, plaudert sie, mit sich steigernder Lebhaftigkeit weiter: „Und denken Sie, Mr. Günter, wir laufen wie die Knaben den Schmetterlingen nach, Ellen hat bereits eine ganz hübsche Sammlung seltener Species, oder wir kommen über und über beladen mit Gräsern und Kräutern und allerhand Pflanzensorten heim, die wir mit unsäglicher Geduld sammeln und von denen Juliane gar manche schon verächtlich als in die Klasse des Unkrautes gehörend bezeichnete und zum Fenster hinauswarf. Ach, ist das eine Lust," rief sie mit leuchtenden Augen aus, „so planlos im Walde umherzuschwärmen, oder auf den klaren Fluten des Rheines im Nachen zu schaukeln — wir benützen nämlich Ihren Nachen und ich bin bereits eine Meisterin im

Rudern und kühn, ein rechter Wagehals," und dann schien plötzlich eine Wandlung in ihren Gedanken vorzugehen, der lachende Ausdruck machte einem ernsten Platz, sie erhebt sich von ihrem Sitze, tritt auf Günter zu, streckt ihm beide Hände entgegen und sagt mit leisem, aus dem Herzen warm hervorquillenden Tone: „Und all' diese Freuden, sowie meine wiedererlangte Gesundheit verdanke ich nächst dem lieben Gott — Ihnen. Ich habe das noch nicht eine Minute vergessen! Bei jeder frohen Regung kehren meine Gedanken zu Ihnen, als dem Urheber derselben, zurück! Ich habe leider nichts als Worte — und das sind elende Vermittler meiner tiefen, unbeschreiblich großen Dankbarkeit, und — meine Gebete für Sie und Ellen," schließt sie leise, in tiefstem Ergriffensein."

„Ich habe keinerlei Anspruch auf Dank, Walli," sagte Günter, sichtlich tief gerührt. „Wäre dies aber der Fall — so schöpfte ich den reichsten Lohn aus der Freude über das Wunder, das mit Ihnen vorgegangen. Ich bin kein Freund schöner und vieler Worte — ich habe auch nicht die Gabe, meine Empfindungen so auszudrücken, wie ich's möchte — ebensowenig vermag ich Ihnen meine Überraschung, meine Freude zu schildern über die mit Ihnen vorgegangene Verwandlung. Ich muß mich nur immer wieder fragen, ob Sie — die blühende Jungfrau — denn aber auch wirklich identisch sind mit dem bleichen, leidenden Kinde, von dem ich Abschied genommen habe?" lächelte er mit gewohntem Humor. „Sie müssen mir erst die Krücke als Ausweis vorzeigen, sonst trau' ich der Sache nicht

recht, habe Furcht, daß Zauberei im Spiele ist. Ihr Wesen hat auch eine Veränderung erlitten," setzte er sinnend, Walli mit prüfendem Blick vom Scheitel bis zur Sohle messend hinzu, „ich weiß nur nicht recht, in was diese besteht." Wallis Gesichtchen färbte sich wie mit Purpur, sie sagte hastig: „Die Krücke? O, die ist beim alten Gerümpel auf dem Speicher! Aber ich will sie holen, wenn Sie solch ein ungläubiger Thomas sind und keines Beweises zum Glauben bedürfen. Soll ich?" Und sie wendet sich zum Gehen.

„Nein, lassen Sie's," erwiderte Günter kopfschüttelnd, „ich habe soeben an einem Blick Ihrer Augen die frühere Walli wieder erkannt — bin von meinem Zweifel nun vollständig geheilt. Wie segne ich jetzt den Streich, den mir mein Freund gespielt," fügte er nach kurzem Schweigen, mit tiefer Empfindung hinzu, während sein Auge voll und mit unendlicher Innigkeit auf Wallis liebreizendem Antlitz ruhte, „der die Ursache meiner Reise wider Willen war und dem wir Ihre Genesung eigentlich verdanken. Was sind alle Opfer, die ich gebracht, alle Widerwärtigkeiten, die ich erduldet, im Vergleich zu dem hohen Preis, den dieselben eingetragen haben?"

„Sie sind gütig!" lispelte Walli mit feuchtem Auge, das Köpfchen senkend.

„Und welch' weitere große Errungenschaft hat mir meine Abwesenheit in Ellens herrlicher körperlicher und geistiger Entwicklung eingetragen," hub Günter wieder an. „Sie glauben nicht, welch' nagende Qual in dem Ge-

danken lag, Ellen möchte mit der zarten Konstitution ihrer Mama Leiden geerbt haben. Mir ist jetzt so leicht zu Mute, so froh, als hätte ich keinen Wunsch mehr, den ausgenommen, daß alles so bleibe hier unter dem wandelnden Mond, wie es jetzt ist. Von einer Rückkehr in die Neue Welt ist nun auch keine Rede mehr, ich habe meinen Besitz verkauft und Amerika auf alle Zeiten Valet gesagt. Sie werden mich nun als Nachbarn nicht mehr los," scherzte er, „und mein Hausstand wird sich morgen um ein Glied vermehren: ein kleiner Negerknabe, den Sohn einer langjährigen, treuen, verstorbenen Sklavin meines Vaters, den ich mitgebracht, um ihm Kultur beizubringen. Er wird mit dem nächsten Zug als Begleiter meiner zahlreichen Kisten und Koffer anlangen."

„O, das ist recht, daß Sie für alle Zeit hier bleiben!" rief Walli — welche nur diese Versicherung Günters aufgefaßt zu haben schien — in frohlockendem Tone aus. „Juliane sagt immer, Sie würden plötzlich wieder — wie ein Lohengrin — verschwinden, oder —" „Oder wir würden von hier wegziehen," fiel Juliane ein, Walli, die plötzlich tief errötend gestockt hatte, aus der Verlegenheit helfend.

„Fortziehen? Wie so?" fragte Günter in sichtlicher Bestürzung. „Aus welchem Grunde wollten Sie denn Ihre Vaterstadt verlassen?"

Juliane teilte ihm den Inhalt des Briefes ihrer Freundin in Elberfeld mit und sagte, daß ihr Entschluß, das Anerbieten anzunehmen, bereits früher gefaßt gewesen,

triftiger Gründe wegen jedoch von ihr aufgegeben worden sei. Nun habe sie aber nach der Rückkehr von Meran einen zweiten Brief erhalten, in dem ihre Freundin sie benachrichtige, daß sie noch keine ihr passende Vorsteherin gefunden habe und sie deshalb nochmals bitte, die Sache in Erwägung zu ziehen. „Den Sommer über will sie noch auf ihrem Posten verbleiben, dann aber bin ich entschlossen, ihr Amt zu übernehmen,“ schloß Juliane in festem Tone.

„Günters Miene hatte sich verdüstert. Er sagte in bitterem Tone: „So muß doch stets ein Wermutstropfen in den Freudenkelch fallen — auch diese frohe Stunde, wo ich vermeinte, auf dem Gipfel meiner Wünsche angelangt zu sein, wird mir vergällt. Es ist doch ein elendes, unvollkommenes Dasein,“ seufzte er, sich über die Stirne wischend.

Der Abend verlief rasch unter der Mitteilung gegenseitiger Erlebnisse, und noch war vieles unbesprochen, als die Glocke die zehnte Stunde schlug und Günter zum Aufbruch mit Ellen mahnte, die bald nach ihrem Papa herübergeeilt und sanft auf Julianens Schoß eingeschlummert war.

Eine Woche nach Günters Rückkehr kam dieser eines Morgens frühe herüber und teilte Juliane mit sorgenvoller Miene mit, daß Ellen in der Nacht heftiges Fieber bekommen habe und daß der in aller Frühe herbeigerufene Arzt der Ansicht sei, das Scharlachfieber, das gegenwärtig epidemisch, in bösartiger Weise in der Stadt herrsche, sei

im Anzug. Er ersuchte Juliane um ihren Rat in betreff der Krankenpflege und bat sie, sofort für eine tüchtige Diakonissin Sorge tragen zu wollen, damit nicht durch eine Versäumnis die Krankheit einen gefährlichen Verlauf nehme. Juliane sann einen Moment nach, dann sagte sie mit ihrer bestimmten Ruhe:

„Seien Sie beruhigt, Mr. Günter, ich werde für alles die nötige Sorge tragen. Für den Augenblick ist es aber selbstverständlich, daß ich das Kind beaufsichtige und ich werde Ihnen deshalb längstens in einer Viertelstunde folgen; kündigen Sie Ellen einstweilen mein Kommen an, es wird sie gewiß freuen. Günters Miene klärte sich wie durch Zauber bei dieser Zusage Julianens, und ein aufleuchtender Blick sagte ihr, welch eine Last sie dem ängstlichen Vaterherzen durch ihr Anerbieten abnahm. Jetzt, da es sich um eine Pflicht handelte, trat bei Julianen jegliches Bedenken in den Hintergrund, schwand jede Scheu vor übler Nachrede und falscher Deutung ihrer Handlungsweise vor dem Bewußtsein, recht zu handeln. Jetzt, so sagte ihr ihr Gefühl, mußte statt des Wortes: „Meidet allen bösen Schein," das Wort: „Thue recht und scheue niemand," ihre Richtschnur sein, und ohne Schwanken machte sie sich rasch auf den Weg ins Nebenhaus, nachdem sie Walli neckisch anbefohlen hatte, eine sorgliche Haushälterin zu sein und ihren achtzehn Jahren durch verständiges Walten Ehre zu machen.

Walli traf die betrübende Kunde so recht wie ein Blitz aus blauem Himmel. Ellen war krank — voraus-

sichtlich lange, lange ans Bett und Zimmer gefesselt, somit für sie ebenso unerreichbar, als wären sie beide durch ein Meer voneinander geschieden. Dieser Gedanke legte sich bleischwer auf ihr Gemüt. Ach, nun mußte sie nicht nur Ellens liebe Gesellschaft für ungewisse Zeit entbehren, sondern auch Günters gewohnte liebe Besuche am Abend; diese Glanzpunkte der Tage würden sicherlich so lange unterbleiben, als Ellen ans Bett gefesselt war. Denn dafür kannte sie Günter, daß er in seiner zärtlichen Vaterliebe und Sorge nicht von Ellen weichen und alles, auch das Nachbarhaus, über seinem Kind vergessen würde. Es kam ihr von Juliane recht hart, ja ganz unbarmherzig vor, sie von der Pflege Ellens auszuschließen, sie trotz ihrer achtzehn Jahre immer noch wie ein unmündiges Kind zu behandeln, sie gar nicht einmal zu fragen, ob sie nicht mit ihr hinüber wolle. Etwas wie Groll und Eifersucht gegen Juliane stieg in ihr auf, wenn sie sich vorstellte, daß diese nun gemütlich drüben bei Günter und Ellen saß und durch ihre mustergültige Pflege, ihre unnachahmliche Fürsorge am Krankenbett des Kindes Herz vollends gewann, Günters Dankbarkeit und Bewunderung in noch höherem Maße errang.

„O, was sind das doch für häßliche, verdammungswürdige Regungen und Gedanken," rief sie plötzlich von ihrem Sitze aufspringend aus, „die kommen wie die Schlangen und Kröten herangekrochen, umstricken mich und machen mir die Brust enge, bringen mein Inneres in Gärung. Pfui über mich," fuhr sie, mit den Füßchen trotzig auf den

Boden stampfend, fort, „da zu sitzen und zu flennen und derweilen dem Neid und Groll ungehinderten Eingang in mein Herz zu gestatten. Wie müßte ich vor Juliane so tief beschämt sein," fügte sie ernst hinzu, „wüßte sie, was in mir vorgegangen ist — ahnte sie, daß ich ihr das Amt der Wärterin mißgönnt, daß ich sie beneidet habe! Ich will's aber wieder gut machen, was ich gegen sie gefehlt, will sie heute mit ihrem Lieblingsgericht überraschen, wenn sie zu Tische kömmt. Ich habe ja gestern für meine Häkelarbeit Geld eingenommen." Mit diesen Worten rasselte sie lustig mit wichtiger Geschäftigkeit mit dem Schlüsselbund und begab sich zu Margaret in die Küche.

„Margaret, ich mache heute den Küchenzettel," sagte sie mit reizender Hausfrauenwürde. „Mir ist während der Abwesenheit der Herrscherin die Regentschaft übergeben, siehst du? diese Schlüssel sind meine Beglaubigung, und nun schwinge ich meinen Stab und du, mein dienstbarer Geist, wirst zum Mittagsmahl deiner Gebieterin Lieblingsgericht, Sauerkraut und eine Hammelskeule, bereiten; es soll heut Lukull, nicht Sparhans Küchenmeister sein." „Sauerkraut und Hammelskeule!" rief Margaret, die schwieligen Hände zusammenschlagend, sich auf dem Absatz herumdrehend, indem sie in ein schallendes Gelächter ausbrach, „o du mein Himmel, Wallichen, für so gar unwissend in der Kochkunst hätt' ich dich denn doch wirklich nicht gehalten — nein, so 'was Albernes hab' ich mein Lebtag nicht gehört, nicht 'mal von der Lise, und die war ja eine Gans, Gott verzeih' mir die Sünde,"

und dann lachte sie wieder, daß ihr die Thränen an den Backen herabliefen, während sie ein- übers anderemal ausrief: „Hammelskeule und Sauerkraut! Um elf Uhr!“

„Aber Margaret,“ rief Walli schmollend aus. „Du vergißt, wen du vor dir hast. Ich möchte dich denn doch bitten, mir zu erklären, was Dummes an Sauerkraut und Hammelskeule ist?“

„Am Sauerkraut nicht, Herzchen, und auch nicht an der Hammelskeule,“ erwiderte Margaret, mit Mühe das Lachen verhaltend und sich mit der Küchenschürze die Thränen abwischend, „aber daran ist sehr viel Dummes, daß ich um 11 Uhr Sauerkraut kochen soll, — vom Hammelsbraten gar nicht zu reden — wo doch um 12 Uhr gegessen wird. Sauerkraut, Herzchen, braucht aber 2—3 Stunden, bis es weich ist, und sieh', nimm's einer alten Köchin, wie ich bin, nicht übel, daß ihr so 'ne Zumutung so gar drollig und dumm vorkam — es nimmt mich nur wunder, daß du nicht befohlen hast, unserer Gans rasch den Garaus zu machen, und zu braten! O du guter Himmel,“ fügte sie hinzu und machte die Küchenthüre zu, „'s wird's doch niemand gehört haben? Ich glaub', wenn ein Freier schon halbwegs hier oben gewesen wäre, der hätte ‚Kehrt‘ gemacht und noch ein Kreuz dazu! Nein, Wallichen, heiraten könntest du noch nicht mit solcher Unerfahrenheit.“

„Heiraten!“ rief Walli aus und brach nun ihrerseits in helles Lachen aus. „O, Margaret, jetzt sind wir quitt, nun hast du gerade so 'was Albernes gesagt wie ich, nun ist's an mir, dich auszulachen. Ich und heiraten! Hat

man auch schon so etwas über die Maßen Sinnloses sagen hören? Adieu, Alte! in deine Domäne will ich mich nicht mehr hineinmischen, koche meinethalben, was du willst — aber von morgen an — mach' dich darauf gefaßt — bekommst du mich zur Strafe zur Schülerin, und in etlichen Wochen sollst du ganz gewiß keinen Grund mehr zum Auslachen haben." Mit diesen sehr energischen Worten eilte Walli wieder ins Wohnzimmer, Margaret aber murmelte mit pfiffigem, selbstgefälligem Lächeln vor sich hin:

„Werden schon sehen, ob's mit dem Heiraten so 'ne alberne Bemerkung gewesen ist! Ich bin nicht auf den Kopf gefallen, ich hab' 'ne feine Nase in solchen Dingen, ich hab's ja drei Wochen voraus prophezeit, daß mein 84jähriger Vater sterben werde, und ich prophezei' jetzt wieder, daß es bald 'ne Braut im Hause giebt. Es könnt' freilich auch Fräulein Juliane sein, sie wäre auch viel passender für seine Frau, als das Kind, das zwar jetzt wie eine Rose blüht, aber — wie Fräulein Juliane vom Arzt gesagt wurde — von einer heftigen Gemütsaffektierung, wie die Doktors es nennen, oder einer starken Erkältung wieder sein altes Leiden bekommen könnte. Na, Gott verhüt' das und gebe, daß statt dessen der Freier sich bald einstellt. Ich gönnt' den braven, noblen Amerikaner einer jeden, 's ist eine so vortrefflich wie die andere in ihrer Art. Jetzt will ich aber meine Suppe fertig kochen, statt Betrachtungen anstellen," sagte sie und rührte kräftig in dem Suppentopf, „wahrhaftig, es war hohe Zeit, sie war am Anbrennen."

In Günters Garten bewegte sich nach etwa vierzehn Tagen eine seltsame, phantastische Karawane: ein in einem Rollstuhl liegendes Kind, in Kissen und rotseidene Decken gehüllt, ein Negerknabe, der sorgsam die Wespen und Mücken und andere lästige Plagegeister der Lüfte mit einem großen Fächer verscheuchte und die Sonnenstrahlen mit einem gelben Sonnenschirm abhielt, Günter und Juliane als Lenker des Stuhles und Marco, der Neufundländer, der, neben dem Rollstuhl herlaufend, seine Freude über seiner kleinen Herrin Genesung durch lebhaftes Gebell und Gewedel und hohe Sprünge bekundete. Ellens etwas bleiches Gesichtchen lächelte vor Lust und Frohsinn und sie lohnte ihre Umgebung bald durch ein zärtliches Wort oder einen Händedruck, Marco aber durch sanftes Streicheln seines zottigen Felles, was jedesmal ein Belecken ihres zarten, durchsichtigen Händchens zur Folge hatte. Am liebsten suchten die durch das hager und bleich gewordene Gesichtchen größer und dunkler scheinenden Augen das Auge der treuen Pflegerin Juliane; das Köpfchen bog sich fast jede Minute nach rückwärts, um dieser zuzuwinken.

Seit ihrer Erkrankung war die Zuneigung Ellens zu Juliane zu abgöttischer Liebe geworden; das junge Herz hatte sich mit tausend Fäden an seine Pflegerin angesponnen und wollte diese nicht eine Minute missen, wollte sie gar nicht mehr fortgehen lassen, so liebreich und ernstlich auch Juliane ihm die Notwendigkeit ihrer nunmehrigen Rückkehr in ihr Heim und zu Walli klar zu machen suchte. Heute hatte Ellen sich nun endlich den Vorstellungen der

Vernunft zugänglich gezeigt und Julianen versprochen, verständig zu sein, nicht darüber zu weinen, daß sie sich nun wieder hinüber begebe und einstweilen der Diakonissin, welche die Pflege mit ihr geteilt hatte, sodann aber einer Verwandten Günters, welche erwartet wurde, Gehorsam und die schuldige Liebe entgegenzubringen. Günter hatte nämlich auf Julianens Rat einer Cousine, einem älteren, ledigen Fräulein, von der er oftmals erzählt, geschrieben und diese gebeten, auf einige Zeit zu ihm zu kommen. Mit großem Vergnügen hatte diese Dame ihren Besuch für die nächste Zeit angezeigt. Juliane war dadurch eine wahre Sorge um Günter und Ellens Wohl von der Seele genommen. Sie hatte bei ihrem längeren Verweilen in Günters Haus einige zufällige Blicke in dessen Haushalt geworfen und sich überzeugt, daß der Mangel einer verständigen, umsichtigen und ordnenden Hand überall in wirklich bedauerlicher Weise sich fühlbar machte und daß gar manches Wertvolle zu Grunde ging, wovon der Herr des Hauses keine Ahnung hatte. Juliane hielt es für ihre Pflicht, Günter auf die Krebsschäden seines Haushaltes aufmerksam zu machen und auf die Notwendigkeit hinzuweisen, noch vor ihrem Wegzug aus der Stadt eine bewährte, ältere Dame, die zugleich eine zuverlässige Hüterin seines Hauses sowohl, als eine mütterliche, treue Leiterin Ellens sein würde, in sein Haus zu nehmen, Ellen sodann aber den Tag über in ein renommiertes Pensionat zu schicken. Günter hatte dazu den Kopf geschüttelt und es gewagt, zum erstenmale Juliane die Bitte auszusprechen, ihr Vor=

haben, die Schule in Elberfeld zu übernehmen, aufzugeben und um Ellens willen zu bleiben. Er stieß aber auf einen unbeugsamen Entschluß und hatte von weiteren, dringenden Zureden, durch einen eigentümlich flehenden Blick Julianens veranlaßt, plötzlich abgelassen, war seither auch mit keiner Silbe mehr auf den Gegenstand zurückgekommen, sondern hatte die Cousine sofort zu sich berufen. Der für die Ankunft derselben anberaumte Tag war gekommen. Ellen, welche wieder vollständig genesen, sollte sie mit ihrem Papa im Wagen an der Bahn abholen. Schon war der Wagen vorgefahren, da brachte der Bote ein sehr wortreiches Telegramm mit der Nachricht, das alte Fräulein müsse zu ihrem unsäglichen Bedauern ihre Reise vorderhand noch auf längere Zeit verschieben, da eine Freundin, die sie lange nicht gesehen, unerwartet bei ihr eingetroffen und unbestimmte Zeit zu verweilen beabsichtige. Ellens stürmischer Jubel über diese Kunde bewies, wie ungern und widerwillig sie sich diese neue Mutter hatte ottroyieren lassen; Günter dagegen war sehr enttäuscht und schloß sich, wie es bei heftigen Gemütsverstimmungen seine Art war, mehrere Stunden in sein Zimmer ein.

Während Walli am Abend am Fenster der Schlafstube stand und, von ihren Blumentöpfen gedeckt, Günter aufmerksam beobachtete, der seit etwa einer halben Stunde rastlos den breiten, vom Mond beleuchteten Gartenweg auf und ab schritt, wie jemand, den ein Kummer bedrückt, oder der eine Sache von großer Wichtigkeit erwägt, und

Juliane in der Küche mit Einmachen von Früchten beschäftigt war, kam Ellen die Treppe heraufgesprungen und rief, atemlos auf Juliane zueilend, frohlockend aus:

„Sie ist nicht gekommen, die alte Mamsell, und wird auch vorderhand nicht kommen, worüber ich eine große Freude habe, größer noch wie übers Christkindchen, denn ich weiß ganz gewiß, daß ich sie nicht lieb haben kann, diese alte Base! Aber für den Papa thut mir's leid, daß sie nicht kommt, er ist recht verstimmt darüber und hat auf der Rückfahrt vom Bahnhof keine Silbe mit mir gesprochen und sich gleich auf sein Zimmer begeben. Ich bin ihm nachgegangen und habe ihn getröstet und habe gesagt, er soll nicht betrübt sein wegen der Base, sondern sie lassen, wo sie ist, und dann — dann bettelte ich wieder, wie schon oft, so recht von Herzen, er möge dich du goldige, süße Juliane mir zur Mama geben."

„Ellen!" Das Wort klang wie ein Aufschrei, während Juliane zugleich ihre bebende Hand auf den Mund des Kindes drückte. Aber Ellen entwand sich geschickt dem Zwange und sagte neckisch, sich in eine Ecke, aus dem Bereiche von Julianens Armen flüchtend: „Ja, das habe ich ihn gebeten und diesmal" — sie schlug die schmalen Händchen zusammen: „diesmal hat der Papa mir versprochen, meine Bitte zu erfüllen. Jetzt überlegt er gewiß, was er zu dir sagen will, er ist im Garten ganz allein, schon über eine Stunde. Siehe, dort geht er," rief sie aus, mit dem Händchen nach dem Garten deutend, in dessen Hauptweg soeben Günters hohe Gestalt, sich scharf von dem

dunkeln Grün abzeichnend, auftauchte, „und morgen kommt er dann zu dir. Und gelt, Juliane," setzte sie in ihrem süßesten Schmeicheltone hinzu, sich fest an Juliane anschmiegend, die unbeweglich, stumm wie eine Statue, das Haupt in die Hand gestützt, dasaß und deren Antlitz durch den Reflex des Mondlichtes in geisterhafter Blässe erschien, „gelt, du sagst Ja, wenn er dich frägt, du liebes, süßes Mamachen? O, dann bin ich nicht mehr verwaist, und der Papa ist nicht mehr verlassen und wir brauchen keine alten Basen ins Haus zu nehmen, und alles ist gut — und dann weiß ich, daß der liebe Gott die Menschen erhört, denn ich bitte ihn alle Tage, am Morgen und Abend, Er möge es fügen, daß ich dein Kind werde." Und lächelnd vor Glückseligkeit schmiegte Ellen ihr Köpfchen fester an Julianens heftig pochende Brust, in dem süßen zuversichtlichen Glauben, daß diese Stelle ihm nun für alle Zeit gesichert sei, daß es nun eine zweite Mutter gefunden habe. Juliane aber blieb stumm im Übermaß der Gefühle, die in ihrem Innern wie wilde Wogen zusammenschlugen; das Kind in heißer Zärtlichkeit an sich pressend, gab sie sich willenlos dem süßen Bann hin, der sie plötzlich umfing, überließ sie sich der unbeschreiblichen Wonne eines nie für möglich gehaltenen, nie, nie geahnten und ihr nun durch Kindesmund verkündigten Glückes.

In süßem, seligen Träumen und Vergessen der ganzen Welt kostete sie eine kurze Weile dies Glück, von dem sie jedoch wußte, daß sie es in demselben Momente, wo es ihr geboten wurde — auf alle Zeit verlieren mußte. Den vollen,

perlenden Becher unberührt zurückzuweisen, dazu fühlte sie sich nicht stark genug; sie war eben auch nur ein Weib! Aber — nur nippen wollte sie daran — und dann — dann wollte sie ihn ohne Klagen einer anderen darreichen. Wie ein Sterbender, der weiß, daß er von der Welt Abschied nehmen muß, noch einmal den Blick in das purpurne Licht der Abendsonne taucht, noch einmal das Auge auf die herrliche; im Lenzesschmuck prangende, paradiesische Erde senkt, so nur gab sie sich dem Genusse eines Besitzes hin, dem sie, statt die Hand darnach auszustrecken, ihn zu ergreifen, sich zu eigen zu machen — zu entsagen fest entschlossen war. Überlassen wir sie nun ungestört der höchsten Lust und höchsten Qual einer Frauenseele, die den edelsten, herrlichsten Kampf der Entsagung auskämpft. Das Auge Gottes dringt in den kleinen, stillen Raum und seine Hand greift nach dem Griffel, um den Namen des Menschenkindes, das eine Krone ausgeschlagen und dafür das Kreuz erwählt hat, das den verlockendsten Verheißungen der Zukunft sein Auge verschlossen und dafür einsam den Pfad der Pflicht zu wandeln vorgezogen hat, in sein Buch einzuschreiben! „Sein Lohn wird einst im Himmel sein."

Juliane saß am folgenden Morgen, mit klarer, nur etwas bleicher Miene, im Wohnzimmer und erwartete Elten zu gewohnter Stunde. Da schlug, statt des leichten, hüpfenden Schrittes des Kindes, ein fester, männlicher im Hausgange an ihr Ohr. Eine jähe Glut breitete sich über ihr Antlitz, das Herz drohte ihr still zu stehen.

Sie schöpfte, wie nach Luft ringend, tief Atem, ein Beben überlief ihre Gestalt. Plötzlich aber erhob sie sich; die Hände fest auf die wogende Brust pressend, sprach sie leise, mit einem flehenden Blick nach oben: „Gott stehe du mir jetzt bei," dann rief sie in festem Tone „herein" und sah sich Günter gegenüber.

Günters Wesen und Gesicht trugen das Gepräge eines feierlichen Ernstes. Die abgespannten Züge zeugten für eine schlaflose Nacht und innere heftige Kämpfe. Einzelne Schatten zitterten noch darauf, wie zerrissene Wolkenschleier am Himmel nach ausgetobtem Gewitter. Sein sonst so klares, heiter blickendes Auge, in dem sich seine gute Laune in tausend schimmernden Strahlen bekundete, ehe dies durch Worte und Gebärden geschah, glänzte in eigentümlich feuchtem Schimmer — seine Stimme hatte zwar eine unsäglich innige, aber etwas heisere, matte Tonfarbe.

„Mein Besuch überrascht Sie, Fräulein Juliane? Ich bin wohl gar ein Störenfried? Aber bitte, lassen Sie in Ihrer Güte Gnade für Recht ergehen und widmen Sie dem Vater diese Stunde, statt dem Kinde. Wollen Sie, wie stets sonst, Ihr Ohr willig einer Bitte leihen?"

„Von Herzen gerne," erwiderte Juliane mit ihrem milden Lächeln, Günter einen Sitz anbietend. Zugleich ließ sie sich ihm gegenüber nieder. Dann senkte sie das Haupt tief herab, wie jemand, der einen Streich erwartet, demselben aber nicht mit offenem Blick zu begegnen die Kraft in sich fühlt.

„Sie wissen, Juliane," hub Günter in einem Tone an, der durch eine mächtige Gemütsbewegung etwas nervös und unsicher klang, „Sie wissen, daß Sie meiner Ellen geradezu unentbehrlich geworden sind, mir dagegen scheint, seit Ihrem stillen Walten in meinem Hause, dieses recht verödet. Ich habe jetzt Ihren vollen Wert erst recht erkennen und voll zu würdigen gelernt und komme nun —"

„Ich weiß alles — halten Sie ein, sprechen Sie's nicht aus" — rief Juliane hastig mit einer abwehrenden Handbewegung aus — „ich ahne das Motiv Ihres Besuches, ich kenne Ihre Bitte, aber ich kann sie nicht erfüllen, es ist unmöglich — fordern Sie jegliches Opfer, fordern Sie mein Herzblut für Ihr Kind, ich gebe es willig hin, nichts sonst aber kann ich gewähren," fuhr sie mit fliegendem Atem, im höchsten Seelenaffekt, in einer Art Todesangst fort. Denn ach! Günters Nähe, sein Auge, der Wohllaut seiner Stimme übte einen Zauber auf sie, vor dem plötzlich alle ihre festen Vorsätze, ihre so schwer erkämpfte Fassung wie Seifenblasen zu zerfließen drohten. — Ihr Entschluß wankte — es rief laut in Ihrer Seele: „nimm das dir gebotene Glück an!" Sie fühlte, daß sie eben auch ein Weib war und daß die Liebe als ein furchtbar gewaltiger Gegner der Pflicht auftrat und um ihr Recht, um den Sieg in ihrem Herzen stritt. „Sie sind ein edler Mann, Mr. Günter," hob sie mit mühsam wieder errungener Fassung nach einer Minute des Schweigens wieder an, „auch ich erkenne in dieser Stunde Ihren Wert erst in seiner ganzen Größe, in dieser Stunde, wo Sie zum

Wohl Ihres Kindes die heißen Wünsche Ihres Herzens auf den Altar der Pflicht als Opfer legen —"

„Als Opfer?" rief Günter erstaunt aus.

„Ja, als Opfer," sagte Juliane ruhig und fest. „Glauben Sie denn, mein Auge lese nicht die Spuren des Kampfes, den Ihnen dieser Gang zu mir gekostet, auf Ihrem Antlitz?" fragte sie mit wehmutsvollem Lächeln. „Glauben Sie, ich verstehe nicht den Ausdruck der Resignation auf Ihrem Antlitz und jener inneren Ruhe, die wir von einem Sieg über unser Ich davontragen, von dem strahlenden Glanz zu unterscheiden, welchen das Glück, die Wonne dem Angesichte aufstempelt, wenn das Herz ein heiß ersehntes Ziel erreicht hat? Sie kommen, mir Ihr Herz zu bieten, während es mit allen seinen Fasern, mit seiner ganzen Gefühlswärme zu einer anderen hinstrebt —"

„Halten Sie ein," rief Günter in festem Tone, sich hochaufrichtend und den Blick ehrlich, offen und voll in Julianens Augen senkend. „Sie sind in einem gewaltigen Irrtum befangen, wenn Sie glauben, nur das Pflichtgefühl habe meine Schritte zu Ihnen gelenkt. Nein, Juliane, dem ist nicht so. Ich habe erstens gar nicht das Zeug zu einem opferbringenden Abraham, zu einem selbstverleugnenden Märtyrer" — es klang bei diesen Worten ein Schimmer seines unversieglichen Humors hindurch — „und zweitens würde es meiner innersten Natur widerstreben, Ellen eine Mutter zuzuführen, die nicht meine ganze volle Zuneigung besäße. Ihre Bescheidenheit hat

Sie blind gemacht, Juliane," fuhr er in herzlichem Tone fort, Julianens herabhängende Rechte sanft fassend, „sonst müßten Sie längst erkannt haben, daß Sie mir unsagbar wert und teuer sind. Ich denke mir das Leben an Ihrer Seite als ein beneidenswertes, aus dem mir ein friedliches Glück erblühen wird. Sie werden der gute Genius meiner verödeten Häuslichkeit sein. Meinem Gefühle mag wohl das erste leidenschaftliche Feuer der Jugend abgehen, aber darum ist es nicht minder tief. So wie ich meine Jane liebte, liebt man eben nur einmal --"

„O nein, nein," unterbrach ihn Juliane hastig, „das ist ein Irrtum, Günter, Ihr Herz ist einer zweiten, ebenso tiefen und heißen Liebe noch fähig. Die Liebe zu Ihrer Jane ist wie der Phönix aus der Asche erstiegen, Walli hat dies Wunder bewirkt! Wäre es möglich," fuhr sie ungehindert von Günter fort, dessen Augen an ihren Lippen hingen, als würde ihm eine Offenbarung von diesen, „daß Sie wirklich über Ihr eigenes Herz im unklaren, daß Sie in der Täuschung befangen wären, ich, ich sei der Gegenstand seiner Liebe? Ich weiß es wohl, daß ich Ihnen lieb und wert bin, aber die Liebe, welche Sie mir entgegenbringen, verhält sich zu der, welche Sie für Walli fühlen, wie Nacht zum Tag, wie eine Perle zu einem farbenglühenden Edelstein, wie Mondenlicht zum leuchtenden Sonnenball. Sie ist rein freundschaftlicher Art. Prüfen Sie sich jetzt noch einmal ernstlich, reiflich, teurer Freund, nachdem ich die Binde von Ihren Augen gelöst, und dann, wenn Sie fühlen, daß mir Ihr Herz wirklich ganz und un=

geteilt angehört, dann kommen Sie wieder zu mir und fragen Sie mich noch einmal, ob ich die Ihrige werden will. Ich weiß aber, Günter," fügte sie mit einem Lächeln hinzu, das etwas Überirdisches hatte, während das konvulsivische Heben und Senken ihrer Brust den furchtbaren Aufruhr der Seele bekundete, „ich weiß — Sie kehren nicht wieder."

„Juliane!" rief Günter in einem Tone aus, der sich wie aus einer von schwerem Drucke befreiten Seele hervorzuringen schien, „ich glaube, Sie haben recht, Sie sind allwissend. Ja, Sie haben meine Gefühle besser verstanden als ich selbst. Ich sehe plötzlich klar — es fällt mir wie Schuppen von den Augen — wo ich bis dahin wie ein Blinder im Finstern hin- und hergeschwankt bin, ohne den Ausweg zu finden, ohne zum Ziele gelangen zu können. Juliane" — er preßte seine Lippen auf Julianens Hand — „Sie sind die herrlichste, erhabenste Frauenseele, welche die Erde trägt — es erscheint mir jetzt als Vermessenheit, meine Wünsche zu Ihnen erhoben zu haben. Hören Sie aber nun, was ich Ihnen als Beglaubigung dafür zu sagen habe, daß nicht kalte Berechnung, nüchterne Überlegung die Triebfeder meiner Werbung ist, sondern daß wirkliche Neigung und die höchste Verehrung für Sie mich zu Ihnen geführt haben.

„In der ersten Stunde, in der ich Walli und Sie erblickte, haben Sie beide einen Eindruck auf mich gemacht, dem ich mich nicht zu entziehen vermochte, der auf mein Leben und Wesen gestaltend einwirkte. Eine tiefe,

warme Zuneigung schlug ihre Wurzeln in meinem Innern. Mit unserem näheren Verkehr nahm diese zu Ihnen beiden im gleichen Grade zu, wenn auch in verschiedener Weise. Sah ich Ihre Gestalt, hörte ich den klangvollen und milden Ton Ihres Organes, blickte ich in Ihre Augen, die ihr tiefes Seelenleben verraten, dann tönte es wie feierliches Abendgeläute durch mein Inneres, es überkam mich eine Stimmung wie in einer Mondnacht, wenn die ganze Erde in Frieden schlummert. Es zog mich in Anbetung zu Ihren Füßen hin. Hörte ich dann Wallis silberhelles Lachen, schaute ich in die süße Tiefe ihrer Kindesaugen wie durch einen Wasserspiegel bis auf den Grund — ein reines, unschuldiges Kinderherz, — dann wallte das Blut heißer in meinen Adern, ich hatte eine Empfindung, als müsse ich das holde Geschöpf in meine Arme nehmen und, an meiner Brust geborgen und geschützt, durch alle Gefahren und Stürme des Lebens hindurch tragen. Mein Inneres wurde, je vertraulicher unser Verkehr sich gestaltete, eine Beute des qualvollsten Zwiespaltes, der mein Wesen, mein ganzes Sein manchmal aus den Fugen brachte und mich anders erscheinen ließ als ich bin. Wie gar manchmal lenkte ich meine Schritte hieher, um durch das Werben um Ihre Hand aller Unschlüssigkeit ein Ende zu machen und von der festen Überzeugung durchdrungen, daß mein Herz nur Ihnen angehörte, daß die Gefühle, die ich für Walli hegte, ihre Quelle nur allein in Mitleid mit dem schwer geprüften Kinde und in väterlichem Wohlwollen hatten. Dann fand ich Walli statt Ihrer

und über dem wunderbaren Zauber dieses holden Wesens vergaß ich den Zweck meines Kommens und kehrte, ohne ein Ziel erreicht zu haben, nach Hause zurück. Schließlich schämte ich mich über mein Schwanken, und das war nicht die geringste Pein. Sonst so energisch und resolut, wo es galt, ein gestecktes Ziel zu erreichen, aus derbem Stoff gebildet, in die Jahre vorgerückt, wo die Vernunft Alleinherrscherin zu sein pflegt, war ich plötzlich ein schwankendes Rohr, das von den Wellen hin- und hergeworfen wird. Ich beschloß fest, diesem Dilemma ein Ende zu machen und Sie, Juliane, deren herzliches, vertrauenvolles Wesen mich hoffen ließ, daß Sie mir gut waren, um Ihre Hand zu bitten. Ellens Erkrankung verzögerte — Ihr Aufenthalt, Ihr stilles Walten in meinem Hause bestärkte dagegen meinen Entschluß, und meines Kindes Bitte und inniges Drängen brachte ihn vollends zur Reife. Ich gestehe Ihnen jetzt, Juliane — ich will eine vollständige Beichte ablegen — daß es nicht ohne einen letzten, herben Kampf abgegangen ist. In dem Moment, wo der Konflikt in meinem Innern zu Ende war und ich mich für Sie entschieden hatte, schwebte Wallis Bild in seinem ganzen verlockenden Liebreiz vor meinem geistigen Auge und ich bin vielleicht nur dadurch stark und fest geblieben, daß ich mich einen Thoren, einen Narren schalt, mit meinen vierzig Jahren, mit einzelnen Silberfäden im Haar, auch nur einen Gedanken an die Möglichkeit des Besitzes eines kaum über die Grenze der Kindheit geschrittenen Mädchens, einer erst halb entfalteten Blume, aufkommen zu

lassen, das ja nur die Liebe einer Tochter für mich empfinden kann," schloß er im Tone wehmutsvoller Resignation.

„Sie irren, Günter," sagte Juliane mit einem Lächeln, das etwas Triumphierendes hatte und jener Empfindung tiefster Genugthuung entsprang, mit der wir einem geliebten Menschen ein Glück verkünden, von dem wir wissen, daß es um so größer ist, als es ihm unerwartet widerfährt. „Sie irren," wiederholte sie, sich weidend an dem wunderbaren Aufleuchten von Günters Augen — an der erwartungsvollen Spannung in Auge und Miene, „Walli liebt Sie mit der ganzen tiefen, mächtigen ersten Glut eines jungen, reinen Mädchenherzens."

„Juliane!" rief Günter und der starke Mann bebte von heftigster Erregung, seine ganze Seelenthätigkeit schien sich in den Augen zu konzentrieren, die auf Julianens Antlitz hafteten. „Ist's wahr, ist's wirklich wahr, was Sie da sagen?"

„Ja," erwiderte mild lächelnd Juliane, „'s ist wirklich wahr, Walli ist Ihnen im ersten Moment, wo Sie da in diesem Zimmer vor ihr standen, wie durch Zaubergewalt zu eigen gewesen; ahnungslos, in ihrer kindlichen Reinheit sich ihrer Empfindungen nicht bewußt, hat sie mir das Geständnis ihrer Liebe zu Ihnen schon längst abgelegt; diese Liebe ruht aber noch, ihr selbst verborgen, im tiefsten Schrein ihrer Seele, wie eine Perle in der Muschel, sie muß erst von Ihrer Hand aus ihrer Schale gelöst werden. Damals, als Walli mich einen Einblick in ihr Herz thun

ließ, damals bereitete mir dieser Blick ein namenloses Weh — aber —"

„Juliane!" rief Günter im Tone höchster Bewunderung und Verehrung — „wäre es möglich, daß Sie mich —"

„St!" unterbrach ihn Juliane, indem sie mit der Hand nach der Thüre des Schlafzimmers deutete, „sie möchte es hören," und mit jenem Lächeln des Herzens, das die Jugendschöne überstrahlt, setzte sie hinzu: „Das ist vorüber — das war wie ein Regenbogen — strahlend in Farbenpracht, aber ebenso rasch verschwunden, wie es aufgetaucht — lassen Sie es uns als begraben betrachten und jeglichen Schatten, der ihr junges Glück trüben könnte, ferne von dem lieben Kinde halten. Ich hole jetzt Walli, gönnen Sie mir das hohe, beseligende Glück, Ihnen die Braut zuzuführen — es ist dies der schönste, erhabenste Augenblick meines Daseins."

Leise öffnete sich gleich darauf dieselbe Thüre, durch welche Juliane verschwunden war — Walli trat herein. Sie hielt eine Häkelarbeit in der Hand, mit der sie sich nach gewohnter, herzlicher Begrüßung Günters aufs Sofa niederließ. Beide schwiegen, Günter von allen Schauern einer wonnigen Erwartung erfüllt, der Sprache nicht mächtig, Walli, weil sie erwartete, von Günter eine Mitteilung zu erhalten und zu bescheiden war, zu fragen, was er von ihr wolle. Daß es etwas von Wichtigkeit sein mußte, das hatte sie an Julianens eigentümlich erregtem Wesen erraten. Nach einem flüchtigen Blick auf Günter, unter den langen, seidenen Wimpern hervor, senkte

sie die Augen auf ihre Häkelarbeit und dann begannen die rosigen Finger sich zierlich, mit etwas nervöser Flinkigkeit zu bewegen. Günters Auge hing mit unsäglicher Innigkeit an Wallis Antlitz, er versenkte sich in das Anschauen des holdseligen Geschöpfes, und der beseligende Gedanke des Geliebtseins von demselben wollte ihm als eine Unmöglichkeit erscheinen. Plötzlich sagte Walli neckisch, mit flüchtigem Augenaufschlag:

„Es muß aber doch nicht so gar wichtig sein, wie Juliane behauptete, was Sie mir zu sagen haben, Mr. Günter, da es Ihnen gar nicht damit pressiert?"

„Ich bin verstummt, Walli, vom Übermaß meiner Empfindungen und über Ihrem lieben Anblick," sagte Günter, und seine sonore Stimme zitterte von verhaltener Gemütsbewegung. Walli erhob das gesenkte Haupt und schaute Günter mit einem Ausdruck der Überraschung an. Aber wie geblendet von den Feuerstrahlen, die ihr aus seinen Augen entgegenblitzten, senkte sie die Lider — zugleich war es ihr, als zucke ein elektrischer Strom durch ihre Gestalt, bis in die Fingerspitzen. Sie ließ den Knäuel Garn fallen, und froh, aus Günters Nähe zu entkommen, in der es ihr plötzlich so seltsam beklommen wurde — sprang sie auf, den fortrollenden Knäuel zu erhaschen — Günters Hand legte sich aber fest auf ihren weichen Arm — mit sanfter Gewalt drückte er sie wieder auf ihren Platz nieder und, ihre beiden Hände fassend, sagte er im weichsten, mildesten Tone, den er seiner Stimme zu verleihen vermochte:

„Walli, du weißt, ich kann keine schöne Phrasen machen, ich frage dich somit einfach und ohne Umschweife: ist's wirklich und wahrhaftig wahr, was Juliane mir gesagt, daß du mich lieb habest und daß du freudig einwilligen werdest, mein süßes Weibchen zu werden, mir meine Jane zu ersetzen? Ist's so?"

Wallis großes Auge erhob sich voll zu Günter. „Wenn's Juliane gesagt hat, dann ist's gewiß und wahrhaftig so," erwiderte sie einfach in ihrer ruhigen, kindlichen Weise, „o ja, ich habe dich lieb, ganz unbeschreiblich lieb, und ich will dein eigen sein, ich bin's ja schon lange, o so lange schon im Herzen," fügte sie mit einem Blick auf Günter hinzu, aus dem es wie tausend Sonnenstrahlen leuchtete. „Aber ich kann's nimmer verstehen, daß du mich dazu würdig erachtest, ich bin ja noch ein pures Kind."

Statt aller Antwort schlang der starke Mann seinen Arm um sie und zog sie sanft an seine Brust, und sie legte ohne Sprödethun ihre erglühende Wange an die breite Brust des geliebten Mannes und ruhte dort einen Augenblick in stiller, stummer Wonne.

„Walli, meine liebe, süße, kleine Walli," flüsterte Günter leise, fast unhörbar, als fürchte er, einen wundervollen Traum zu zerstören, während sein Auge mit einer Welt voll Innigkeit und Zärtlichkeit auf das liebliche Wesen niederblickte und seine derbe Rechte zaghaft über ihre glänzenden Locken strich. Und Walli schaute nun mit so strahlendem Lächeln zu ihm empor, daß er sein

Haupt tief herniederbeugte und sein langer Bart sich mit ihren Haaren vermischte und dann berührten seine Lippen ihre klare, hohe Stirne, worauf Walli verschämt, in holdem Erröten, sich aus seinen Armen lösend, in ihrer unschuldsvollen Kindlichkeit ängstlich fragte: „Ja, darf denn das sein? Juliane ist ja nicht da, wird sie es denn wirklich zugeben, daß ich deine Braut sei?“

„Sie hat es bereits zugegeben,“ sagte Günter lächelnd, „Juliane ist die Urheberin unseres Glückes, laß uns ihr das nie und nimmer vergessen, hörst du?“

„O wie könnte ich das,“ erwiderte Walli leise; „aber nicht wahr, du vergißt auch den lieben Gott nicht und bist ihm dankbar und bittest ihn um seinen Segen?“ fügte sie innig, zu Günter aufblickend, hinzu.

„Ja,“ erwiderte Günter fast feierlich, das thue ich gewiß und wahrhaftig, Walli.“

„Und wenn ich 'mal dein Weibchen bin — o Walter — wenn du dich nur nicht übereilt hast, wenn ich nur deine Jane zu ersetzen vermag,“ unterbrach sie zaghaft den begonnenen Satz. „Ich meine, Juliane hätte so viel besser zu dir gepaßt und wäre eine weit pflichtgetreuere Mutter für Ellen gewesen als ich. Ich bin bange, daß Ellen mich nicht wird als ihre Mama lieb haben können!“

„Gewiß wird sie das,“ sagte Günter in beruhigendem, zuversichtlichem Tone, „ihr Herzchen ist dir ja bereits so innig zugethan.“

„Ja, aber wie einer Schwester,“ unterbrach ihn Walli. „Ach, Günter, du wirst von nun an zwei Kinder, ein

großes und ein kleines haben," seufzte sie, das Köpfchen nachdenklich in die Hand stützend.

„Davor ist mir nicht bange," lächelte Günter. „Das große, sehr verständige Kind wird sich rasch die nötige Würde einer Mutter und Hausfrau anzueignen und sich in Respekt zu setzen wissen und Segen in mein Haus bringen!"

„Der liebe Gott muß mir eben die Kraft dazu geben," sagte Walli ernst, „sonst ginge es doch nicht, und dann soll es mein heißestes Bestreben sein, in deiner Jane Fußstapfen zu treten, das gelobe ich dir. Im Übrigen mußt du mich eben nehmen, wie ich bin."

Während die beiden in solch' süßem Geplauder die Außenwelt und Juliane vergaßen, lag diese im Schlafzimmer, dessen Thüre sie verriegelt hatte, auf den Knieen. Ihr Gesicht war in den Händen begraben, und nur einzelne tiefe Seufzer verrieten, daß Leben in der dahingestreckten Gestalt war. Jetzt erhob sie das Haupt, die geröteten Augen wandten sich aufwärts, die Hände falteten sich, die Lippen sprachen leise, aber klar:

„Herr, den ich tief im Herzen trage, sei du mit mir,
Du Gnadenhort in Glück und Plage, sei du mit mir,
Und wenn ich an mir selbst verzage, sei du mit mir.
Dein Segen ist wie Tau den Reben, nichts kann ich selbst.

Doch, daß ich kühn das Höchste wage, sei du mit mir,
O du mein Trost, du meine Stärke, mein Sonnenlicht,
Bis an das Ende meiner Tage sei du mit mir!"

Als sie geendet, erhob sie sich, wischte die Thränenspuren von ihrem Gesichte, glättete ihr Haar und schritt ins Nebenzimmer. Von tiefer Purpurglut übergossen, schnellte Walli von ihrem Sitze auf, stürzte auf Juliane zu und warf sich stürmisch an deren Brust.

„O Juliane, ich bin ganz unsagbar glücklich,“ flüsterte sie unter Thränen, „ich wäre es aber in noch viel höherem Grade, wenn ich mich nur nicht so klein und unwert fühlte! Und du hast also nichts einzuwenden, daß deine Walli eine Braut ist und du zürnst nicht, daß ich, ohne dich zuvor zu fragen, ganz eigenmächtig Günter versprochen habe, ich wolle ihm angehören? O Juliane, sag' du mir, daß ich für den großen, wichtigen Beruf tauglich bin und daß es keine Gewissenlosigkeit und Überhebung von mir ist, so heilige Pflichten übernehmen zu wollen, erst, wenn du's gesagt hast, kann ich vollkommen froh und glücklich sein.“

„Du darfst es kühn und kecklich wagen, Walli, darfst dich ohne Sorge deinem Glücke hingeben,“ sagte Juliane unsäglich liebevoll, Wallis glühende Wangen zärtlich streichelnd. „Gerade dein Zweifel ist ein Beweis, daß du den Ernst deiner Aufgabe erfaßt hast, und mit ernstem, festem Willen, mit Gottes gütigem Beistand, wirst du dich derselben gewiß alsbald gewachsen zeigen. Sei nun eine recht glückselige Braut.“

„O, nun erst bin ich vollkommen glücklich,“ rief Walli, die Arme weit ausbreitend, im Jubeltone aus, „und habe nichts, gar nichts mehr zu wünschen.“

*　　*
*

Das Dampfboot „Ehrenfels“ durchschnitt stolz die Fluten des Rheines an einem herrlichen Julimorgen. Die Luft wehte mild und munter kräuselte das Wasser; im klarsten, tiefsten Blau spannte sich das Himmelszelt über der Erde und färbte den Fluß mit Azur. An der Brüstung des Botes stand Walli, dicht an Günters Seite, während in einiger Entfernung Juliane mit Ellen Platz genommen hatte. Wallis Blick tauchte bald mit sinnendem Ausdruck in die geheimnisvolle Tiefe des aufwirbelnden Wassers, bald schweifte er mit dem Ausdruck mächtigen Entzückens rundum über die grünen, lachenden Ufer mit ihren wechselvollen Bildern, um dann wieder mit unsäglicher Innigkeit Günters Auge zu suchen und ihm zugleich mit einem Händedruck ihre Dankbarkeit für den Genuß, den sie empfangen, auszudrücken. Diese Tour auf dem Rhein nach Königswinter und auf den Drachenfels war Wallis jahrelang sehnlich gehegter Wunsch gewesen und hatte auf Günters Veranlassung heute, an ihrem Geburtstage, seine Erfüllung gefunden. Walli war seit der Abfahrt heiter und fröhlich, wie noch nie., nur hie und da versank sie, wie im Übermaß ihrer Empfindungen, eine Weile in Schweigen. Ihre Miene war aber um so beredter, wenn der rosige Mund verstummte und die Beobachtung des wechselnden Ausdruckes ihrer Züge, der sich jeder Empfindung, jedem auftauchenden Gedanken harmonisch anpaßte, war für Günter ein Genuß, der ihn weit mehr fesselte, als die dem Auge sich bietenden Wunder der Natur, die er zudem bereits schon öfters geschaut hatte.

Er lebte überhaupt seit jenem Tage, wo Walli ihm von Juliane zugeführt worden war, nur für seine Verlobte. Jede Stunde, jede Minute in ihrer Nähe war ein Ereignis für ihn, jeder Blick, jedes Wort wurde für ihn zu einem Schatz, den er in tiefster Seele bewahrte. Sein Charakter, von Natur aus weich und mild, aber reizbar und heftig, hatte alles Rauhe, Leidenschaftliche abgestreift, obgleich sein Wesen auch jetzt keine Spur von einem schmachtenden, verliebten Bräutigam zeigte, sondern seine biedere Gradheit und Einfachheit beibehalten hatte. Über Walli war seit jenem inhaltreichen, schönen Tag, wo sie sich Günter für alle Zeit zu eigen gegeben, eine Art Weihe ausgegossen. Sie war eine überselige Braut, das las jedermann auf ihren verklärten Zügen, zugleich war sie vom tiefsten Dankgefühl für ein Glück erfüllt, das sie in ihrer Herzensdemut immer noch für ein unverdientes hielt, und dessen sie erst durch Veredelung ihres Selbst sich nun wert zu machen bestrebte. Sie erfaßte mit ihrem klaren Verstand die ihr von Gott zugewiesene Aufgabe: die zweite Frau und Mutter zu werden, in ihrer ganzen Bedeutung, und wie oft und reiflich sie über dieselbe nachdachte, das machte sich an einer erhöhten Würde und einem sinnigen Ernst bemerkbar, durch die jedoch ihre Kindlichkeit keine Einbuße erlitt. Mit Ellen hatte sich seit der Stunde, wo Juliane ihr gesagt hatte, daß Walli, statt ihrer, ihre Mama werde, daß es Gottes Wille so sei und daß sie sich damit zufrieden geben müsse, eine große Veränderung vollzogen. Günter entging dieselbe in seinem

Glücke, Walli jedoch mit ihrem sensitiven Gemüt hatte sie sofort wahrgenommen, und diese Wahrnehmung war ein Schatten, der auf ihr Glück fiel. Sie äußerte jedoch nichts darüber, weder gegen Günter noch gegen Juliane, da ihr Gefühl ihr ganz richtig sagte, daß es besser sei, der Sache durch Besprechen kein Gewicht zu verleihen, sondern sie der Zukunft anheimzustellen. Ellen hatte seither Walli gegenüber etwas Scheues, Zurückhaltendes, etwas Verschüchtertes, und ihre Küsse beim Kommen und Gehen ließen Walli empfinden, daß sie mehr formell und eher einem Zwange, als einem Herzensbedürfnis wie ehedem entsprangen. Der süße Name Mama, nach dem Walli wahrhaft dürstete, war noch niemals über des Kindes Lippen gekommen. Ihrer verdoppelten Herzlichkeit, ihrem zärtlichen Entgegenkommen setzte Ellen ein ganz passives Verhalten entgegen, suchte überhaupt sich ihrer Nähe durch irgend einen plausiblen Vorwand zu entziehen und konnte jetzt stundenlang allein in ihrem Garten sitzen und lesen oder spielen. Auch gegen Juliane war sie minder zutraulich und wich ihr jetzt manchmal aus, statt wie früher sie aufzusuchen und sich wie ihr Schatten an ihrer Seite zu halten. Julianen bereitete des Kindes Umwandlung tiefen Schmerz. Sie hatte schon mehrmals in ihrer liebevollen, Zutrauen erweckenden Weise den Versuch gemacht, Ellen den Grund ihres veränderten, verschlossenen Wesens zu entlocken, er war aber ohne Resultat geblieben. Eines Tages aber, als sie ihr wieder die liebreichsten Vorstellungen machte und ihr den Kummer schilderte, den sie Walli bereitete,

die ihn jedoch in sich verschließe, um sie nicht beim Vater anzuklagen, da schmolz die Eisrinde, die das kleine Herz umhüllt hatte. Ellen brach in heißes Weinen aus, schlang ihre Arme um Julianens Hals und dann flutete über die Lippen, was sie sich in ihrem Köpfchen aus irrigen, falschen Vorstellungen, Trotz, Eifersucht und seltsamen Widersprüchen angesammelt und aufgebaut hatte. Sie gestand, daß sie dem Vater böse sei, weil er sein festes Versprechen, Juliane zu bitten, ihre Mama zu werden, nicht erfüllt habe, trotzdem er auch ihrer seligen Mama gelobt habe, ihr alles zuliebe zu thun, und Julianen habe sie es nicht verzeihen können, daß sie ihre Mama nicht sein wolle und Walli könne sie nicht als solche lieb haben, weil die alte Hannah gesagt, es stehe in ihren Karten, daß das zarte, gebrechliche Ding nicht alt werde, dann habe man bald wieder eine Leiche im Hause. Sie wolle aber ihr Herz nicht an eine Mama hängen, die bald wieder auf den Kirchhof getragen werde, das thue ihr ja dann wieder so furchtbar wehe, wie bei ihrer ersten Mama.

Es gelang Juliane nur allmählich mit großer Geduld, Klarheit in dieses Wirrsal von falschen Ideen und Vorstellungen zu bringen, denen noch der giftige Same der bösartigen, eifersüchtigen alten Dienerin neue Nahrung gegeben hatte, sowie Ellens Groll gegen den Vater durch die Versicherung zu beschwichtigen, daß dieser sein Versprechen nicht habe erfüllen können, weil Gott nicht gewollt habe, daß es geschehe. Dann nahm sie Ellen das Versprechen ab, Walli niemals durch ein Wort hierüber

zu kränken, denn eine solche Äußerung könne Walli den Tod bringen und der Papa würde auch nimmermehr froh sein können, wenn Walli ihm genommen werde. Ellen versprach zu schweigen und sich zu bemühen, ihre scheue Zurückhaltung gegen Walli abzulegen. Am heutigen Morgen hatte sie ihr — freilich nicht aus freien Stücken, sondern auf Julianens Geheiß — einen prächtigen Blumenstrauß gebracht und ein Gedicht dazu gesprochen, aber der Name Mama, nach dem Wallis Herz lechzte, wie ein Verdurstender nach frischem Wasser, der schon auf Ellens Lippen geschwebt hatte, war wieder nicht ihr entgegengeklungen!

„Was denkst du soeben, Walli?“ fragte Günter, nachdem er wieder lange mit stillem Entzücken das Gedankenspiel auf Wallis Antlitz beobachtet, über das sich plötzlich ein Anflug von Schwermut gebreitet hatte.

„Du wirst mich auslachen, Walter, wenn ich dir sage, daß ich wieder an Gertrud Vane in Bulwers herrlichem Roman dachte,“ erwiderte Walli mit süßem Lächeln, Günters Hand drückend. „Seit ich auf dem Rhein bin, drängt sich mir ihr Bild seltsamerweise fortwährend auf. Wir haben doch entschieden Ähnlichkeit mit dem der beiden Verlobten. Du bist auch solch ein starker Mann, solch ein Urbild der Kraft, wie Trevilian, und ich solch ein zartes Wesen, wie diese Gertrud, nur mit dem Unterschied, daß ich von meinen Leiden genesen, im Vollgefühl der Gesundheit an deiner Seite sitze und mich der Herrlichkeiten der Natur in ganz anderer Weise erfreuen darf, als Gertrud, die, von der Ahnung des nahenden Todes

erfüllt, die Trennung von ihrem Verlobten mit jeder Minute näher rücken sah."

„Laßt uns heute unter dem klaren Azur des Himmels keinen solch trüben, phantastischen Gedanken Raum geben, Kind," sagte Günter liebreich, „vergiß nicht, daß Gertrud und Trevilian erdichtete Gestalten sind, die nur so lange unser Interesse fesseln sollen, als wir den Roman lesen, in dem sie Rollen spielen."

„Du hast recht, Walter," nickte Walli, „zanke mich nur aus, ich verdiene es dafür, daß ich in diesen goldenen Tag Schatten webe, daß ich mich sogar Todesgedanken hingebe. Ja, ich will dir nur eine vollständige Beichte ablegen. Der Gedanke kam mir heute schon mehrmals, daß mein Glück zu groß für diese Erde sei und daß es deshalb nicht von Dauer sein könne. Aber so lieb ich dich habe, ich fürchte mich so wenig, wie Gertrud Vane vor dem Tode, er hat nichts Schreckliches für mich. Ich habe ja schon oft seine Nähe gefühlt und nicht gezittert. Im Gegenteil, in den Jahren meines Krankseins hatte ich ein wahres Heimweh nach dem ewigen Vaterhause und weinte einmal gar bitterlich, als die Ärzte bei einem heftigen Anfall meine baldige Auflösung verkündigten und ich dann doch wieder dem Leben zurückgegeben wurde. Freilich jetzt, wo ich dich zurücklassen müßte, würde mir das Scheiden schwer fallen, ich möchte auch nicht sterben, ehe du an den Erlöser glauben und ihn lieben gelernt hast. O Walter, wird diese Zeit wohl einmal kommen?" fügte sie, mit erwartungsvollem Blick zu Günter aufschauend, hinzu.

„Ich weiß es nicht. Ich kann dir so wenig wie das erstemal, wo du diese Frage an mich gerichtet hast, das gewünschte „Ja“ darauf sagen, obgleich ich keinen höheren Wunsch kenne, als alle deine Wünsche zu erfüllen,“ erwiderte Günter ernst, nach kurzem Sinnen. „Aber wir wollen hoffen, daß dein Umgang, dein Beispiel mich für deinen Glauben zu gewinnen vermögen. Deine Sanftmut hat ja, seit ich dich kennen gelernt, bereits eine wunderbare Umwandlung meines heftigen, reizbaren Wesens bewirkt. Habe also Geduld, geliebtes Mädchen, und nimm dir ein Vorbild an der Langmut Gottes. Sieh',“ sagte er lebhaft, auf die sichtbar werdenden Häuser einer Stadt deutend, „da ist Königswinter, unser Ziel! Blick' nun wieder hell und heiter, mein Lieb, und laß uns den Tag in ungetrübter Stimmung genießen.“

Günter bot Walli seinen Arm und führte sie zu Juliane, die beschäftigt war, Ellens in Unordnung geratene Locken zu glätten, die, aus festem Schlafe erwacht, großes Verlangen nach einem Frühstück bezeigte. Unsere Reisenden landeten sodann in Rolandseck und nahmen im Erker eines netten, freundlichen Stübchens ein Gabelfrühstück ein, wobei der goldgelbe Rheinwein nicht fehlte. Nachdem die Ruine bestiegen war, welche durch ihre rührende Sage von treuer Männerliebe für Walli eine besondere Anziehungskraft besaß, setzte ein Nachen die kleine Gesellschaft in das eine halbe Stunde entfernte, auf dem jenseitigen Ufer gelegene Königswinter über. Hier wurde das Mittagessen eingenommen. Walli hatte sich beim Bergabsteigen von

der Ruine den Fuß übertreten, war aber heroisch genug, bis jetzt ihre Schmerzen zu verbergen, um die fröhliche Stimmung nicht zu trüben. Als aber Günter nach Tische zum Aufbruche nach dem Drachenfels mahnte, da blieb ihr nichts übrig, als ihr Mißgeschick einzugestehen. Sie fügte jedoch die dringende Bitte hinzu, ihretwegen den genußreichen Spaziergang nicht aufzugeben, da sie während desselben die Zeit zum Zeichnen ganz angenehm ausfüllen könne. Günter wollte aber davon nichts hören, die Besteigung der Ruine gewähre ihm kein Vergnügen, sagte er, wenn Walli darauf verzichten müßte. Er wisse aber Rat. Damit Walli des Vergnügens auch teilhaftig werden könne, sollte sie auf einem Esel reiten. Er entfernte sich sogleich, um einen solchen zu mieten, kam jedoch zurück mit der Nachricht, daß eine große Gesellschaft von Engländern, wie man ihm gesagt, sämtliche disponible Langohren in Beschlag genommen hatte. Somit wäre der Ausflug unterblieben, hätte Ellen nicht durch bitteres Weinen ihre Betrübnis über das zu Wasser gewordene Vergnügen verraten. Sie bat ihren Papa zugleich flehentlich, sie doch mit Juliane allein die Ruine besteigen zu lassen, wenn es ihm keine Freude mache mitzugehen, worauf Günter nach einem flüchtigen Blick auf Julianens Gesicht, das einen seltsam wehmütigen Ausdruck zeigte, rasch sagte:

„Ich gehe mit, und zwar von Herzen gerne,“ und nachdem er Walli an ein Plätzchen im Garten geführt, von wo aus der Blick den Rhein und Drachenfels beherrschte, und herzlichen Abschied von ihr genommen hatte, begaben

sich die drei Bergbesteiger auf die Wanderung, Walli aber ließ sich mit Stift und Album in einer rebenumrankten, offenen Laube nieder. Sie mochte wohl schon über eine Stunde in völliger Vergessenheit der Außenwelt, im Anschauen der herrlichen Aussicht, welche ihre geschickte, talentvolle Hand trefflich auf das Papier skizzierte, auf dem lauschigen, stillen Platze gesessen sein, als lautes Lachen und ein Gemisch verschiedenartigster Stimmen und Sprachen an ihr Ohr schlug. Gleich darauf näherte sich ein ganzer Rudel Esel mit Reiterinnen aller Altersklassen, unter denen die Töchter Albions mit den unvermeidlichen blauen Schleiern und langen, mattblonden Locken leicht erkennbar waren. Walli senkte das Auge tief auf ihre Zeichnung, als die Cavalcade an ihr vorüberzog; eine scharfe, ihr bekannte Stimme ließ sie jedoch unwillkürlich das Haupt wieder erheben. Mit einem innern Erschrecken traf ihr Blick auf die Augen der ehemaligen Gouvernante Günters, die mit einem bösen Ausdruck vom Kopf bis zu den Füßen an ihr herabglitten und ihr sagten, daß das Erkennen ein gegenseitiges war. Mademoiselle Jeanette ging zu Fuß und führte ein kleines, blondes Kind an der Hand, dessen Gouvernante sie zu sein schien. Als die Gesellschaft, die mindestens aus 30 Gliedern, weiblichen und männlichen Geschlechtes, bestand, an Walli vorübergeschwirrt und im Gasthof verschwunden war, und Walli wieder ihre Zeichnung aufgenommen hatte, sah sie plötzlich einen Schatten auf dieselbe fallen, während eine grelle Stimme sagte:

„So allein? Wo ist denn Fräulein Juliane?" Betroffen schaute Walli in die Höhe und sah die Gouvernante vor sich, deren verbissener Gesichtsausdruck sich in einen lächelnden verwandelte, als sie in süßestem Tone mit gleißnerischer Freundlichkeit hinzusetzte:

„Mais quel miracle! Sie haben ja keine Krücke! Sie sind genesen! J'en suis ravie! Als ich Köln verließ, glaubte ich Sie nicht mehr zu sehen, Sie waren gar so bleich und elend. Et maintenant vous êtes charmante. Sie blühen wie eine Rose. Mais où est donc vôtre ami, Mr. Günter! Wo Sie sind, ist er doch sicherlich nicht weit entfernt?"

„Nein, nicht weit," erwiderte Walli freundlich, von der erheuchelten Herzlichkeit der Französin rasch gewonnen. „Mein Verlobter ist mit Juliane und Ellen an den Drachenfels."

„Verlobter?" rief die Gouvernante verblüfft, und ihr permanentes Lächeln wich dem Ausdruck einer unruhigen Spannung, als sie heftig fragte: „Wer ist denn Ihr Verlobter?"

„Mr. Günter!" erwiderte Walli, beschämt errötend, als der Name über ihre Lippen war, und das Auge rasch senkend, wodurch ihr der jähe Wechsel in dem Antlitz der Französin, sowie der dämonische Ausdruck in deren grünen Augen entging, die sie gleichsam durchbohrten.

Befremdet über das Schweigen der Französin erhob Walli das Köpfchen und sagte in ihrer holden, kindlichen Unbefangenheit:

„Hat es Sie überrascht, daß Mr. Günter mein Verlobter ist?“

Die Französin lachte grell auf und klappte in nervöser Aufregung ihren Fächer auf und zu. „Ueberrascht?“ rief sie dann mit sarkastischem Tone, „o nein, ganz und gar nicht, es war ja vorauszusehen, daß Mr. Günter sein Herz an eine von Ihnen verlieren werde, und hätte ich geglaubt,“ fügte sie mit scharfer Betonung hinzu, „daß Fräulein Juliane seine zweite Frau werden würde. Aber weshalb sind Sie denn nicht mit auf den Drachenfels gegangen?“ fragte sie, da Walli ihre letzte Bemerkung unerwidert gelassen hatte, indem sie sich nachlässig neben dieser auf einen Gartenstuhl sinken ließ.

Walli sagte, daß ihr übertretener Fuß sie genötigt habe, auf den Spaziergang zu verzichten.

„Petite folle!“ rief die Gouvernante in boshaftem Lachen aus, Walli einen leichten Schlag mit dem Fächer auf das zarte Händchen gebend, „da zu sitzen und den Bräutigam allein mit Juliane zu lassen! Sind Sie denn nicht eifersüchtig?“

„Eifersüchtig?“ wiederholte Walli gedehnt, als suche sie die Bedeutung dieses Wortes zu erfassen; dann erwiderte sie harmlos:

„Auf wen sollte ich denn eifersüchtig sein?“

„O mon Dieu, quelle innocence!“ rief die Französin, „auf wen anders als auf Fräulein Juliane? Sie müssen doch so gut wissen wie ich und alle Welt, daß Fräulein Juliane Mr. Günter liebt und sich mit der Hoffnung getragen hat, seine Frau zu werden?“

Wie erstarrt schaute Walli mit weitgeöffneten Augen die Sprechende an, während ein Ahnen in ihr aufdämmerte, daß etwas Wahres in deren Worten lag. Hundert kleine Umstände und Momente drängten sich plötzlich mit scharfer Klarheit ihrem Gedächtnis auf, denen sie kein Gewicht beigelegt hatte, die aber jetzt Bedeutung gewannen und dieses Ahnen zur Gewißheit machten, zugleich aber ein ganz unsägliches Weh in ihrem zuvor so sonnenklaren Innern erzeugten, wie ein Hagelschauer die junge Saat, ihr ungetrübtes, sorgloses, junges Glück durch die Erkenntnis trafen, daß dieses mit dem schwersten, höchsten Opfer von seiten Julianens erkauft sei.

„O ciel! ich habe doch hoffentlich Ihre heitere Laune nicht getrübt?" fragte die Französin im Tone erheuchelten Bedauerns. „J'en serais au desespoir, ja nur eine plaisenterie. und selbst wenn Mademoiselle Julie Mr. Günter liebt, eh bien, daran stirbt sie nicht, sie soll ja eine gar so edle Dame sein, un véritable ange, wie Mr. Günter mir oft versicherte," kicherte sie höhnisch. „Eine passendere Mama für Ellen wäre sie freilich gewesen, als Sie, ma petite enfant," „das wird Mr. Günter auch einsehen, mais vous êtes plus belle et plus jeune, und das fällt schwer in die Wagschale bei den Männern! Ach!" fügte sie mit theatralischem Augenaufschlag seufzend hinzu, ungehindert von Walli, die wie eine Statue, den Blick ins Leere gerichtet, dasaß, „meine teure Freundin Jane, Mr. Günters erste Gattin, wird nun bald ganz vergessen sein! Und er hatte ihr doch auf dem Sterbebett versprochen,

Ellen keine Stiefmutter zu geben!“ Walli fuhr wie elektrisiert aus ihrer Apathie auf.

„Versprochen hat er ihr das?“ rief sie mit dem Ausdruck des Schreckens aus, die Hand wie im Schmerz auf das Herz pressend.

„Ja gewiß,“ erwiderte die Französin seufzend, indem sie ihr Gesicht in möglichst ernste Falten legte, „und zwar in meiner Gegenwart. Ich will's Ihnen ganz genau erzählen, wenn Sie's interessiert?“

Walli nickte statt aller Antwort mit dem Haupte und stützte dann die Stirne in ihre Hand.

„Etwa eine Woche vor Janes Tod, die mir teuer wie eine Schwester war, ließ sie eines Abends Mr. Günter zu sich rufen. Ich saß am Fenster ihres Schlafzimmers — in einer tiefen Nische von dem dichten Damastvorhang verdeckt. Vor Ermattung war ich ein Weilchen eingeschlafen, da weckte mich Mr. Günters Stimme, der mit seiner Gattin sprach. Ich hörte noch, wie sie sagte: ‚O Walter, ich scheide mit schwerem Herzen von der schönen Erde, ich bin so namenlos glücklich an deiner Seite gewesen. Eines würde mir aber den Tod erleichtern, wenn du mir versprechen wolltest, mich nicht über eine andere zu vergessen und Ellen keine Stiefmutter zu geben. Es ist ein egoistischer Wunsch — er entspringt aber der tiefsten, heißesten Liebe zu dir und dem Kinde, deshalb vergieb ihn!‘ Günter reichte seiner Gattin die Hand und sagte in seinem zärtlichsten, herzgewinnenden Tone: ‚Wenn dir dies Versprechen das Scheiden erleichtert, mein

darling, so soll es dir freudigen Herzens gegeben werden — es fällt mir nicht schwer, ich weiß, daß ich nach deinem Verlust kein anderes Weib mehr so zu lieben fähig sein werde, wie dich.‘ Sie dankte ihm hiefür, sie sprach von da an mit rührender Resignation vom Tode und starb ruhig, im Wahne, ihr Gatte werde sein Wort halten. „Statt dessen, du arme Betrogene,“ seufzte die Erzählerin mit einem Blick gen Himmel, „ist dein Gatte wortbrüchig und — wieder verlobt.“

Walli saß regungslos, wortlos da. Ein kalter Reif war auf die Blüten ihres Herzens gefallen. Sie hatte Herzweh, sie zitterte innerlich, das Weinen war ihr nahe, aber sie schämte sich der Gouvernante gegenüber. Diese weidete sich förmlich an den Qualen des armen gefolterten Mädchens, sie erkannte an dem trostlosen Ausdruck der Züge, an der gebrochenen Haltung desselben, daß sie ihre Absicht, sich für ihre Entlassung aus Günters Hause und andere vernichtete Hoffnungen — als deren Urheberin sie Walli, das unschuldige Kind betrachtete und der sie nun heimgezahlt — zu rächen, vollständig erreicht hatte, daß ihre Worte ebensoviele Dolchstiche gewesen waren, die das ahnungslose, junge Herz getroffen und verwundet hatten.

Sich erhebend, sagte sie in süßestem Tone der Teilnahme mit einem Anflug von Neckerei:

„Ich glaube gar, die Geschichte ist Ihnen zu Herzen gegangen? Sie machen ja ein gar so trübseliges Gesicht, mon dieu, j'en suis desolée, ich habe nicht gedacht, daß Sie so sensitive sind, bah, schlagen Sie sich die Geschichte

aus dem Sinn, oder besser — brechen Sie Ihr Verlöbnis ab, es kann doch kein Segen darauf ruhen," fügte sie mit scharfer, boshafter Betonung hinzu. Dann machte sie ein kurzes, graziöses Kompliment und wandte sich zum Gehen, indem sie eine lustige Chansonette summte.

Walli war unfähig gewesen, die Verbeugung der Französin zu erwiedern, unfähig sich zu rühren. Sie war wie erstarrt, bei der letzten Äußerung hatte sie ein Gefühl gehabt als ob ein Eisstrom sich über sie ergöße. Plötzlich sprang sie auf und raffte mit zitternden Händen ihre Zeichnungsutensilien zusammen. Es duldete sie nicht mehr auf ihrem Sitze, es legte sich so beengend auf ihr Inneres, eine peinliche Angst trieb sie fort hinaus ins Freie, aus der dumpfen Atmosphäre des Gartens. Ihr Fuß entrang ihr beim Aufstehen einen Schmerzensschrei, allein sie setzte ihn trotzig nur desto fester auf, er mußte ihrem Willen unterthan sein, mußte sie so rasch als möglich forttragen. Wohin aber? „Zu Günter," sprach es laut in ihrer Seele, während zugleich ein seliges Lächeln sich über ihre verstörten Züge breitete. „Ja, zu Günter," wiederholten ihre Lippen leise, „ein einziger Blick in seine lieben, ehrlichen Augen wird genügen, alle die seltsamen Gefühle der Angst, des Zweifels, des Kleinmutes, die das Gespräch mit dieser Französin in mir erweckt hat, zu verscheuchen. Alle? ach nein, nur das, was sie von ihm, von seinem Versprechen gegen seine Jane gesagt und das natürlich auf einem Irrtum beruht. Denn wie sollte er, dieser Mann mit dem edlen, biedern Charakter, mit dem rechtlichsten Sinn, eines

Wortbruches fähig sein, und noch dazu gegen seine Jane, die er so unsagbar liebt, verehrt und nicht vergessen hat?" Vollständig von diesen Gedanken absorbiert, der Außenwelt gleichsam entrückt, schritt, oder vielmehr hinkte sie den Weg tapfer voran, den ihr ein Knabe als auf den Drachenfels führend bezeichnet hatte. Mit einem wahren Heroismus verbiß sie den sich steigernden heftigen Schmerz in ihrem Fuße, und obgleich es bergan ging, wurde ihr Schritt immer rascher im Verhältnis als ihre Sehnsucht nach Günters Nähe wuchs. Sie schalt sich eine Thörin, daß sie durch die Aussage der Gouvernante plötzlich so ganz fassungslos gewesen war, statt ihren angegriffenen Verlobten mit Ruhe zu verteidigen. „Wenn Günter wüßte, daß ich einen Moment an ihm gezweifelt! Er darf es nicht erfahren, es ihm gestehen, hieße ihn ja anklagen und zur Verteidigung ziehen, das würde aber seinen Mannesstolz verletzen! Ach!" fuhr sie wehmutsvoll in ihrem Selbstgespräch fort, nachdem sie einige Minuten gerastet und Atem geschöpft hatte, „wenn ich mir nur das andere, was sie mir gesagt, auch so aus dem Sinn schlagen und als ein Hirngespinnst betrachten könnte. Aber ich fühle, das ist wahr, das ist eine Thatsache, die sich nicht wegscheuchen läßt wie ein Trugschluß, ihr von der Eifersucht und dem Neide geschärftes Auge hat das bemerkt und nun, da sie mir die Binde von dem meinigen gelöst, fällt mir auch gar manches ein, das ich nicht verstand, zu dem mir aber jetzt der Französin Andeutung den Schlüssel giebt. Welch' mächtige Gemütsbewegung übte an jenem Abend meine Mitteilung von

dem Mägdegeschwätz auf Juliane, und wie war sie so ergriffen, so erschüttert, als sie mich an jenem unvergeßlichen Tage zu Günter ins Wohnzimmer gehen hieß. Das war nicht der Ausdruck des Glückes, der Freude auf ihrem Gesicht, das war der Ausdruck der Resignation und der Siegesfreude einer großen Seele, die sich für das Wohl einer anderen geopfert hat! Und jetzt ist mir auch der Grund ihres oftmaligen Weinens, ihrer schweren Seufzer in der Nacht, wenn sie meinte, ich schlafe, klar! Ja, Juliane liebt Günter, sie liebt ihn so innig, wenn nicht noch inniger wie ich, und er hat sie auch sehr, sehr lieb, es mischt sich noch etwas wie Verehrung in seine Zuneigung, und wenn ich nicht gesund worden wäre, dann hätte er sie ohne allen Zweifel zu seinem Weibe erwählt. Ich, ich bin schuld an Julianens Herzeleid und ich kann's gar nicht begreifen, weshalb Günter mich, das kindische Ding, ihr vorgezogen hat. Vielleicht habe ich ihm zu deutlich gezeigt, wie lieb er mir ist, während Juliane dies zu verbergen verstand, wodurch sie ihn auf die Meinung gebracht hat, sie erwiedere seine warme Neigung nicht. Ach," seufzte sie, „wenn's kein Vorwitz, kein Unrecht wäre, an Gottes Fügung zu tadeln, so möchte ich sagen, der liebe Gott hätte mir lieber mein Leiden nicht abnehmen sollen, Ellen bekäme dann auch eine Mama, der sie weit mehr zugethan wäre als mir."

So grübelte und sann sie und dann zog plötzlich ein Gefühl unsäglichen Wehes durch ihre Seele und sie grollte fast dem lieben Gott, trotz ihres kindlichen Glaubens, daß er alles so gefügt und Juliane unglücklich und sie glücklich ge=

macht hatte. „Wenn Juliane Günters Braut geworden wäre, so wollte ich ja gerne von ferne gestanden und mein Leid durch ihr Glück besiegt haben," sprach sie wehmütig vor sich hin. „Wie mag die Gute leiden, mit ihrem so tiefen Empfinden, welche Pein und Folter muß es sein, so alles Weh in sich hineinzuwürgen, vor aller Augen zu verbergen." Ein heftiger Krampf in ihrem Fuß entriß sie ihrem traurigen Ideengang. Er versagte ihr jetzt ganz entschieden den Dienst — sie war genötigt, sich rasch auf einen Steinhaufen niederzulassen. „O," rief sie, von einem plötzlichen Gefühl unsäglicher Verlassenheit und Betrübnis erfaßt, „was gäbe ich nicht darum, wenn ich diese Französin nicht gesehen hätte, ich fühl's, jetzt ist alles anders, ich kann's nicht mehr ändern und kann mich aber doch auch nicht mehr so von ganzer Seele meinem Glücke hingeben, wie bis dahin." Sie brach in konvulsivisches Schluchzen aus und begrub ihr Gesicht in beide Hände.

Ein greller Blitz und rasch aufeinander folgende große Regentropfen, die ihr auf die Hände fielen, machten sie in die Höhe fahren. Der Himmel war dicht mit schweren Gewitterwolken behangen, ein Wirbelwind fuhr durch die Bäume und schüttelte die Kronen und faßte die Stämme, daß sie krachten und ächzten, dazwischen grollte der Donner und eine Finsternis brach herein, daß Walli Mühe hatte, noch etwas in nächster Nähe zu unterscheiden. Sie fürchtete sich nicht vor dem Unwetter, ihr Herzschlag blieb vollkommen ruhig, aber der plötzlich in Strömen herabstürzende Regen, vor dem sie keinen Schutz hatte, als ihr Kleid,

das sie über den Kopf zog, gemahnte sie an ihren Leichtsinn, den weiten Weg unternommen zu haben und nun, erhitzt, wie sie war, sich der kalten Douche aussetzen zu müssen. Sie sah sich nach einem Obdach um, aber vergeblich, sie vermochte auf mehrere Schritte weit nichts zu erkennen, war auch unfähig, auf den Fuß zu stehen und sank mit einem Stöhnen wieder auf den Steinhaufen. Schon war sie ganz durchnäßt, ein Schauder durchschüttelte ihren Körper und die Mahnung des Arztes in Meran fiel ihr heiß auf die Seele, sich vor jeder Erhitzung und darauffolgenden starken Abkühlung sorgsam zu hüten, wenn sie nicht einen Rückfall ihres Leidens herbeiführen wolle. „Jetzt trifft des Arztes Prophezeiung sicherlich ein, ich fühl's, ich werd' wieder krank, und zwar durch eigene Schuld," flüsterte sie betrübt, von heftigem Frösteln durchbebt. „Ach, wie betrübt wird Günter sein, wie werde ich ihm und Juliane die Freude des heutigen Tages verbittern. Aber vielleicht hat's auch sein Gutes, wer weiß es —"

Ein Blitzstrahl, ein Krachen und Prasseln, und darauf folgender furchtbarer Donnerschlag schnitt ihr das Wort auf der Zunge ab — es wurde ihr wirr und dunkel vor den Augen, sie sank betäubt mit dem Haupte auf die Steine . . . . die Sinne schwanden ihr . . . . .

Als sie wieder zum Bewußtsein kam, empfand sie mit wonniglichem Gefühl des Behagens, daß sie von starken Armen getragen wurde, und als sie die Augen aufschlug, begegnete ihr Blick dem mit dem Ausdruck unsäg=

licher Angst und Zärtlichkeit auf ihr ruhenden Blick Günters. Sie lächelte ihn glückselig an, wie ein Kind, das verirrt war und sich nun an Mutterbrust geborgen fühlt. Günter aber rief in einem Tone, der die furchtbare Qual verriet, die er erlitten:

„Sie lebt, sie ist erwacht!“ und dann preßte er die süße Last fester an sich, und drückte einen Kuß auf Wallis Lippen, während Juliane näher tretend, im Tone tiefster Freude und Dankgefühles ausrief: „Gott sei gelobt und gepriesen!“ Walli zugleich mit fürsorglicher Zärtlichkeit die durchnäßten Haare aus der Stirne streichend.

Von Ermattung und heftigsten Schmerzen im Fuße überwältigt, schloß Walli wieder die Augen und verblieb im traumartigen Zustande, nur hin und wieder 'mal die Lider halb hebend, als wolle sie sich vergewissern, daß sie noch immer bei Günter war. Einmal flüsterte sie, wie im Traum: O nicht wahr, wer solche Augen hat, kann sein Wort nicht brechen, Walter?“

Günter fragte besorgt: „Fieberst du, Walli, oder sprichst du im Traum?“

„Keines von beidem, erwiderte sie lächelnd, es kam mir eben so in den Sinn . . .“

Nun war der Gasthof erreicht. Walli wurde sofort in ein Gastzimmer getragen und auf ein Bett gelegt, worauf sich Günter entfernte und es Julianen nebst der Wirtin überließ, Walli zu entkleiden. Nachdem dies geschehen und Walli heißen Thee getrunken hatte und ihre erstarrten Glieder durch Reiben wieder erwärmt waren,

fühlte sie sich, die Schmerzen in ihrem Fuß abgerechnet, so wohl und munter, daß es nach aller Ansicht als das ratsamste erschien, die Heimfahrt in einem geschlossenen Wagen anzutreten, da selbst zudem Walli dringend den Wunsch aussprach, die Nacht nicht im Gasthof zuzubringen, das letzte Dampfboot aber bereits abgefahren war. Günter trieb es auch aus einem ihm selbst nicht erklärlichen Grund heimwärts und er willfahrte deshalb Wallis Wunsch um so bereitwilliger. Mit einem Rock und einer Jacke der gefälligen, dicken Wirtin bekleidet, in denen das zierliche Figürchen dreimal Platz gehabt hätte, wurde Walli in den Wagen getragen und in Kissen gebettet. Sie fühlte sich darin so behaglich und geborgen, wie in Abrahams Schoß, versicherte sie lachend. Juliane nahm den Platz neben ihr, Günter mit Ellen den Rücksitz ein. Dann ging's so rasch die Pferde laufen konnten, der Heimat zu. Die allgemeine Stimmung war jedoch eine weit weniger frohe als am Morgen, auf Günter insbesondere lag ein Druck — wie die Ahnung eines weit furchtbareren Sturmes, als der heute erlebte, am Himmel seines Glückes.

Es zeigte sich am folgenden Tage, daß diese Ahnung nicht grundlos gewesen war. In der Nacht hatte sich Fieber bei Walli eingestellt und schon am Morgen lag sie in wilden Phantasien. Der sofort herbeigerufene langjährige Arzt schüttelte mit ernster Miene das im Dienste des Äskulap ergraute Haupt, dann sagte er, Julianen ins Nebenzimmer folgend, wo Günter saß:

„Das ist kein Rückfall von Wallis schon mehrmals

wiederholter Krankheit, sondern ein Nervenfieber. Ich fürchte, daß ihre Konstitution zu zart ist, um's zu überstehen, doch wollen wir das Beste hoffen," verbesserte er sich rasch, nach einem Blick auf Günters Gesicht, das den Ausdruck furchtbarster Seelenpein trug.

„Wir Ärzte sind bekanntlich nicht allwissend und haben uns schon manchmal ein Dementi gegeben, indem wir einem Patienten das Leben absprachen, der jetzt wieder ganz lustig in der Welt herumläuft und sich desselben erfreut. Gute Pflege thut auch Wunder und wer verstünde dies besser, als Fräulein Juliane?" sagte er ermutigend, in herzlichem Tone zu dieser gewendet, deren Antlitz, obgleich sie von der ersten Aussage ihres bewährten Arztes bis ins Mark getroffen war, die ruhige Fassung eines gläubigen Gemütes zeigte.

„An Pflege soll's gewiß nicht fehlen," erwiderte Juliane mit Wärme, „aber es muß noch etwas anderes mitwirken, wenn das Resultat der Pflege und Medizin ein günstiges sein soll."

„Na, ich weiß, ich weiß, was Sie mit dem ‚anderen' meinen," sagte der Arzt lächelnd mit gutmütiger Ironie, indem er eine Prise nahm; „ich habe auch gar nichts dagegen einzuwenden," fuhr er fort, Julianen galant die Dose darbietend, „denn für uns Ärzte sind die resignierten, gläubigen Seelen im Krankenzimmer und am Sterbebette weitaus von höherem Werte, als die verzweifelnden, händeringenden, fassungslosen Menschen, die wahre Jammerscenen aufführen und der sich der irdischen Hülle ent-

ringenden Seele den letzten Kampf noch erschweren. Und wenn Sie mit dem Beten — das meinen Sie ja doch mit dem „andern" — fügte er ernster hinzu, „unsere Walli dem Tyrannen Tod abringen, na, dann will ich von Herzen gerne mit meiner Wissenschaft Ihnen das Feld räumen und den Preis und die Ehre zukommen lassen." Er wußte selbst nicht, wie seine Worte so alle Hoffnung, die er in Günter angefacht, wieder ertöteten, und entfernte sich mit der Zusage, im Laufe des Tages wieder zu kommen. Die Krankheit Wallis nahm merkwürdiger Weise den günstigsten Verlauf und schien des Arztes Befürchtung Lügen strafen zu wollen. Sie war in weit geringerem Grade aufgetreten, als derselbe, nach den Symptomen zu folgern, befürchtet hatte. Günter und Juliane atmeten erleichtert auf, die Hoffnung zog wieder in ihrem Innern ein. Aber nicht auf lange. Die scheinbare Genesung erwies sich als eine trügerische, die Kräfte wollten trotz aller stärkenden Getränke und Medizin nicht wiederkehren, und als ein heftiger Husten sich einstellte, erklärte der alte Praktikus schonend, aber bestimmt, daß die nervöse Krankheit in eine Schwindsucht übergegangen sei, der Walli in kurzer Zeit erliegen werde. Der Same dieser Krankheit habe längst in ihr gelegen, das rasche Erblühen und Erstarken in Meran sei nur ein chimärisches gewesen, die Erkältung infolge der Durchnässung am Tage des Ausfluges habe den Samen der Krankheit nur zu rascherem Keimen gebracht. Ohne diese hätte Walli möglicherweise noch ein Jahr erhalten bleiben können.

Auf Günter übte dieser Urteilsspruch eine fast vernichtende Wirkung. Es war, als breche das Eisen, aus dem dieser Mann geformt, wie mit einem Schlage, es ging eine plötzliche, furchtbare Veränderung mit ihm vor, das warme belebende Sonnenlicht verhüllte sich zum zweitenmal für ihn, es wurde wieder Winter, kalter, starrer Winter in seinem Innern, er stand gleich einem Stamme da, dessen grünes Laub abfällt. Julianens Schmerz war nicht minder tief, sie verlor ein Kind an Walli, sie hatte sie mit Mutterliebe, diesem höchsten, reinsten aller Gefühle, umfangen; allein auch jetzt zeigte sie sich stark, auch in dieser Prüfung war sie ein lebendiges Zeugnis von der Macht des Glaubens und ein Beispiel erhabenster Selbstverleugnung.

Walli durfte jetzt mehrere Stunden des Tages das Bett mit dem Sofa vertauschen. Günter trug die täglich leichter werdende, zarte Gestalt ins Wohnzimmer und bettete sie mit Julianens Beistand fürsorglich in Kissen und Decken auf ihr gewohntes Plätzchen. Walli lohnte den Beiden mit ihrem süßen Lächeln und sagte in heiterem Tone, die Sofakissen streichelnd:

„Du lieber Freund, du altes Möbel, da hast du mich wieder, so gebrechlich wie nur einmal“, und dann plauderte sie sorglos von ihrer überstandenen Krankheit und teilte Günter, den sie neben sich niederzog, einen Plan mit, den sie sich ausgedacht: nämlich zur Feier ihrer vollständigen Genesung dieselbe verunglückte Tour noch einmal zu machen — dann werde sie aber keinen thörichten

Streich mehr begehen, sondern nicht einen Moment von seiner schützenden Seite weichen, das gelobe sie.

Jetzt erst gewahrte man die große Veränderung, welche die Krankheit bewirkt hatte, die Zerstörung der lieblichen Züge, das Zusammenfallen der Gestalt, und die „roten Rosen", welche die Schwindsucht auf die Wangen zaubert. Günter hatte das Wohnzimmer zu Wallis „Auferstehung", wie er, sich zum Scherze zwingend, sagte, in einen Garten verwandeln lassen, in welchem jedoch stark duftende Blumen verbannt und nur die Erzeugnisse der Tropenwelt: Palmen edelster Arten, Blattpflanzen, üppiges, grünes Gewächs nebst geruchlosen Blüten vertreten waren. Aus dem Düster des Krankenzimmers mit den kahlen Mauern plötzlich gleichsam in ein Eden versetzt, bezeugte Walli Staunen und Entzücken, und äußerte ihre Dankbarkeit mit der lebhaftesten Freude.

„O, das Kranksein," rief sie aus, „ist wahrlich nicht hart, wenn man mit solcher Liebe gehegt und gepflegt wird, ja ich würde es nicht beklagen, wenn ich noch länger auf die Wiederkehr meiner Gesundheit harren müßte, wäre es mir nicht um euretwillen. Du blickst so ernst Walter," sagte sie besorgt, mit einem forschenden Blick auf Günters Gesicht, „ich sehe jetzt erst, daß du bleicher und hagerer bist. Sag', ist meine Krankheit die Ursache davon?" fügte sie, zärtlich über seine Wange streichend, hinzu. „O, wie muß ich dir dann so sehr lieb und wert sein?" Günter bedurfte seiner ganzen moralischen Kraft, um das namenlose Weh, das seine Seele durchzog, niederzukämpfen und in Wallis

sorglosen Ton einzustimmen. Es gelang ihm nur unvollständig, seine Stimme bebte wider Willen, als er erwiderte:

„Nicht deine Erkrankung allein, Teure, wohl mehr der Schrecken in jenem Moment, da ich dich regungslos auf dem Steinhaufen liegend erblickte, mag die Ursache meines üblen Aussehens sein. Ich glaubte nicht anders als du seiest tot — vom Blitzstrahl getroffen und habe in jenem Moment die höchste Qual eines Menschenherzens erlitten. Solche Momente zeichnen ihre Spur in Antlitz und Seele, das Gemüt leidet noch lange darnach, wie der Körper von einer tiefen Wunde, auch wenn sie sich geschlossen hat."

„Du armer, armer Walter," rief Walli zärtlich aus, „wie viel Jammer und Herzeleid habe ich durch meine Thorheit über dich gebracht, wie habe ich den schönen Geburtstag mir und euch verbittert! O, vergib, vergib mir! Siehe, Lieber, damit habe ich den klaren Beweis geliefert, daß ich ein unmündiges Kind bin, das Strafe verdient hat, damit es klug werde durch Schaden. Wir wollen die kurze Leidenszeit von diesem Gesichtspunkte aus betrachten, dann dünkt uns die Züchtigung minder herb, ja sogar heilsam. Und nicht wahr, Walter, nun machst du auch wieder eine freundliche Miene — zeigst mir wieder dein lieb' Gesicht, wie ich's gewohnt bin, damit ich mir keine Vorwürfe mehr zu machen habe! Ach, sie peinigen mich gar so schrecklich."

Günter fehlte von da an keine Stunde des Tages an Wallis Seite, welche vom Morgen bis zum Abend in ihrem Eden, wie sie das Wohnzimmer benannte, auf dem Sofa

liegen durfte. Er kam frühe und ging spät, und wie viel Kampf er auch zu überstehen hatte, er blieb gefaßt und zeigte eine stets klare Miene. Er hegte nur einen Wunsch, eine Hoffnung, eine Sorge: Wallis letzten Tagen jeden Schmerz zu entziehen, ihren Pfad zum Tode so sanft zu ebnen, als menschliche Kraft dies vermag. Sein Vorbedacht, seine Zärtlichkeit und Fürsorge verließen ihn keinen Augenblick und erstreckten sich bis auf jene unbeschreiblichen Kleinigkeiten, welche dem Weibe überhaupt so unsagbar süß sind von seiten des Geliebten, dem Kranken aber eine höhere Erleichterung, eine größere Erquickung bereiten, als alle Getränke und Tropfen. Es war, als habe er alle seine Kräfte gesammelt, gestählt und auf die eine Pflicht koncentriert: Walli ein Eden hienieden noch zu bereiten, wenigstens einen Vorgeschmack des Paradieses, das ihrer wartete.

Nach einigen Tagen trat wieder eine in dieser Krankheit so häufige Veränderung zum Bessern ein. Jugend, Liebe und Pflege schienen den Tod siegreich zurückzuweisen, und die Hoffnung, der das Menschenherz so rasch sich zuneigt, nach der es wie der Ertrinkende nach einem Strohhalme greift, zog noch einmal in Günters Herz ein.

Nachdem Walli eines Tages, nach einer weniger guten Nacht, erst am Nachmittage auf das Sofa gebettet worden, war sie von der Anstrengung in Ohnmacht gefallen, wie dies früher schon einmal der Fall gewesen. Ellen, die heute zum erstenmal aus der Pension, in welche man sie sofort nach Wallis Erkrankung in gute Obhut gegeben

hatte, nach Hause hatte gehen dürfen, schrie laut auf bei deren Anblick und flüchtete sich zu Juliane, während Günter Wallis Stirne mit Äther benetzte, und rief weinend, in großer Aufregung aus, ihr Köpfchen in den Falten von Julianens Kleid verbergend:

„O, sie sieht gerade aus wie Mama im Sarg, und nun ist's wahr geworden, was Hannah gesagt.“ Juliane, Wallis Erwachen bemerkend, drückte rasch die Hand auf Ellens Lippen, es war aber zu spät, Walli schien diese letzten Worte gehört zu haben, sie richtete sich auf und winkte Ellen mit dem Lächeln eines Engels zu sich heran, zugleich an Günter und Juliane die Bitte richtend, sie auf einige Augenblicke mit dem Kinde allein zu lassen. Günter willfahrte diesem Wunsche sofort, Juliane dagegen sichtlich zögernd.

Scheu und zaghaft näherte sich Ellen Walli, die in diesem Augenblick ungemein lieblich aussah, mit deren reizender Hülle die Krankheit überhaupt schonend verfahren war. Sie glich einem Engel, der auf kurze Zeit die Erde besucht, nun die irdische Hülle wieder abstreift, um heimzukehren.

Walli reichte dem Kind die durchsichtige Hand und sagte innig:

„Ellen, ich gehe nun fort von euch, und wenn ich 'mal droben im Himmel bin, nicht wahr, dann vergissest du mich nicht ganz und bist recht brav und liebst den Vater mit verdoppelter Zärtlichkeit und bist Juliane gehorsam?“

„Wird denn jetzt Juliane meine Mama, wenn du in den Himmel gehst?“ fragte Ellen.

„So Gott will, wird sie es,“ erwiderte Walli.

„O, dann wird wieder nichts daraus, wie das erstemal, da hat er's ja doch auch nicht gewollt,“ sagte Ellen schmollend.

„Das erstemal?“ fragte Walli erstaunt. „Hat Juliane denn schon einmal deine Mama werden sollen?“

„Ja gewiß, o, und ich hätte es so sehr gewünscht — aber — ich darf nichts sagen, Juliane verbot es mir, sie sagte, es breche dir das Herz.“

Walli lächelte. Es war jenes Lächeln, wo die Seele mit Erdenleid und Erdenfreude abgeschlossen hat — über alles erhaben ist, wo sie überwunden hat. „Sag' es nur, das Herz bricht ja ohnedem bald im Tode.“ Und nun erzählte Ellen offen alles, was sie wußte, und schloß damit, daß Juliane aus dem Grunde ihre Mama nicht habe werden wollen, weil sie sage, Gottes Wille sei es nicht und ihr Papa habe Walli auch viel, viel lieber als sie.

Nun hatte Walli den Schlüssel zu dem, was ihr noch rätselhaft geblieben; das Opfer, das Juliane ihr gebracht hatte, war ihr nun in seinem ganzen Umfange klar. Sie legte die schmale, weiße Hand segnend auf des Kindes Haupt im Gefühle, daß es das letztemal war, und sah es mit zärtlichster Liebe an.

Das Kind schien diesen Ausdruck zu verstehen, es sagte lebhaft:

„Ich trage dir auch, wenn du im Himmel bist, die

schönsten Blumen auf dein Grab, weißt du, Amarillis, welche du so sehr liebst?" Walli nickte wortlos mit dem Haupte, dann winkte sie Ellen, rasch mit der Hand, zu gehen — sie fühlte einen Hustenanfall nahen und wollte ihr zum Abschied kein Schreckbild von sich hinterlassen. Ohne Zögern, sichtlich froh, loszukommen, flog das Kind wie ein aus dem Käfig der Freiheit zurückgegebenes Vögelchen zur Thüre hinaus. Der Hustenanfall trat diesmal in hohem Grade auf, und als Günter die bleichen Lippen seiner Braut von Blut gefärbt sah, stürzte er fort, um den Arzt zu rufen. Als Walli nach einer Weile sich von ihrer tiefen, ohnmachtähnlichen Erschöpfung erholte und die Augen aufschlug, fiel ihr Blick auf Juliane, die in sich zusammengesunken, mit Thränen überflutetem Antlitz neben ihr auf dem Boden kniete. Zum erstenmale gewahrte sie den Ausdruck tiefen Kummers auf ihrer treuen Pflegerin bleichen abgehärmten Zügen, da diese, sich unbemerkt wähnend, die Maske abgelegt und sich ihrem Schmerze überlassen hatte.

„Arme Juliane," flüsterte Walli innig, mit ihrer durchsichtigen Hand Julianens Wangen streichelnd, „du weinst um mich, weil ich euch verlassen muß, bis dahin hast du dich verstellt, um mir's zu verheimlichen — hast dein Leid hinter einer ruhigen Oberfläche verborgen, wie Walter es thut — ich weiß es aber schon lange, und wir wollen nun einander nicht mehr täuschen, wenn gleich es ein frommer Betrug ist, sondern über mein Weggehen offen miteinander reden. Verbirg du deinen Schmerz nicht,

Tantchen, weine dich nur aus vor mir, oder besser, weine nicht, du weißt ja am besten, daß der Tod mich nur auf kurze Zeit von dir trennt, daß ich dir nur in die ewige Heimat vorangehe. Und ... ich weiß alles, alles, was du für mich gethan hast, ich weiß aber auch, daß es seinen Lohn schon hienieden findet — du aber findest einen Ersatz für mich in Walters und Ellens Liebe — und in deinem Glauben Kraft zur Überwindung deines Schmerzes um meinen Verlust. Laß mich ausreden, unterbrich mich nicht," sagte sie hastig. „Der arme Walter, der diesen Glauben nicht hat, den wird mein Verlust tiefer beugen — ich seh' es ihm an, was er leidet. O, Juliane, ersetze du mich ihm, sei seine Stütze, sein Trost, richte ihn auf, wenn er so gar sehr um mich trauert," ihre Stimme wurde matter und hohler, „und weise ihn zum zweitenmale nicht ab .... wenn er um dich wirbt .... versprich es mir, es erleichtert mir das Sterben."

Julianens Kraft der Beherrschung war erschöpft. Mit lautem Schluchzen sank sie wie gebrochen an Wallis Brust und wie glühende Tropfen fielen ihre Thränen auf deren kalte Hände. Walli schlang innig ihre Arme um Julianens Hals und sagte:

„Gott hat dein Opfer nicht haben wollen, du Edle, Gute .... wir waren alle kurzsichtig, alle .... und es wird alles noch gut werden, ihr werdet, wenn euer Leid überwunden ist, noch recht glückliche, schöne Tage erleben. Nun hätte ich noch zwei Bitten dir ans Herz zu legen, Juliane. Diesen Ring möchte ich Leonore zum Andenken

geben," fuhr sie fort, einen kleinen Goldreif mit blauem Stein vom Finger streifend und Julianen darreichend, „es ist mein Konfirmationsgeschenk von der seligen Mutter, und für Gertrud habe ich meine Bibel bestimmt. Sende ihnen beides mit tausend Grüßen und Segenswünschen. — Das zweite Anliegen ist: Lasse Walter nicht Zeuge meines letzten Kampfes sein. Es wäre so hart," seufzte sie, „es würde ihm so furchtbar weh thun. Horch! das ist sein Schritt," rief sie, wie von neuer Lebenskraft durchdrungen, lebhaft, während helles Rot auf ihren Wangen aufleuchtete. „Tantchen, willst du mich ein Weilchen allein mit ihm lassen? Ich habe Wichtiges mit ihm zu reden und möchte dies jetzt thun, wo ich mich kräftig genug fühle."

Juliane entfernte sich, indem sie Walli jedoch liebevoll ermahnte, sich nicht allzusehr zu erschöpfen. Gleich darauf trat Günter ein. Walli begrüßte ihn mit seligem Lächeln und jener wachsenden Zärtlichkeit, die wir bei herannahender unvermeidlicher Trennung von geliebten Personen empfinden.

„Ich fühle mich so wohl, so kräftig, Walter," sagte sie heiter, ihm die Wangen zum Kusse bietend, „daß ich recht sehnsüchtig nach dir verlangte und dein Kommen fast nicht erwarten konnte. Alle die Tage her nahm ich deine Geduld und Güte in höchstem Maße in Anspruch durch mein verschlimmertes Leiden, heute nun wollen wir recht gemütlich plaudern, diese Festtagsstunde uns recht zu Nutzen machen."

„Wird dich das Sprechen aber nicht anstrengen? Der

Arzt befiehlt immer Ruhe, Ruhe!" sagte Günter zärtlich, einen Stuhl dicht neben Walli herziehend.

„Der Tyrann!" sagte Walli mit einem Anflug von Humor. „Ach, mit den paar Tagen soll er mich doch noch nach freiem Willen schalten und walten lassen! — Ruhe finde ich ja bald — im Grabe," fügte sie ernster, aber ohne Schmerz hinzu.

„Walli!" rief Günter im Tone tiefsten Seelenschmerzes aus, „sprich nicht so — du wirst nicht — du darfst nicht sterben —"

„Doch, Walter, bester, liebster Freund, ich werde, ich muß sterben, und ich weiß es längst, wie auch ihr," erwiderte Walli mit sanfter Ruhe, „ihr dürft euch von jetzt an nicht mehr verstellen, ich sagte das soeben auch Juliane, ihr braucht euch die Qual nicht mehr anzuthun, mir eine ewig heitere Miene zu zeigen, während es in eurem Innern so trüb und trostlos aussieht. Thu' mir den Gefallen, Walter, und suche auch nicht mehr meine Gedanken vom Tode abzulenken, ich wünschte im Gegenteil, mit der Welt jetzt abzuschließen und der letzten Trennung dadurch den Stachel zu benehmen, daß wir unsere Ansichten und Gedanken darüber austauschen und uns damit vertraut machen. O blicke nicht so hoffnungslos, so vernichtet, so gramerfüllt," bat sie unsäglich zärtlich, „laß uns vergessen, daß wir sterblich sind und bedenken, daß dies Leben nur ein kurzer Teil unserer Laufbahn ist, laß uns den Tod nur als eine kurze Abwesenheit betrachten. Du glaubst ja, gottlob, auch an eine Unsterblichkeit, Teurer, an ein Wiedersehen in

jenen himmlischen Gefilden, welch ein Glück ist das, wie weit trostloser wäre dein Leid, müßtest du denken, mit dem letzten Seufzer, den ich aushauche, sei auch meine Seele tot, seien wir auf ewig geschieden. O Walter, und es wird ja nicht jede Lebensfreude für dich mit mir ins Grab gesenkt, es bleibt dir ja noch deine Ellen und die treue Juliane. Ich mußte die Tage her oft denken — und der Gedanke ist zur Überzeugung in mir geworden — daß . . . daß ich doch eigentlich ein zu großes Kind war, und viel zu unverständig, um die Pflichten einer Hausfrau, einer Gattin und Mutter erfüllen zu können. Du hättest das nach kurzer Zeit gewiß eingesehen, wie David Copperfield in Dickens herrlichem Roman. Ich bin das Gegenstück zu Dora, wäre auch ein solches child-wife (Kind-Weib) geworden wie sie. Gott hat die weiseste Lösung dieses ungleichen Ehebundes gefunden, indem er Dora heimrief. Er ruft auch mich heim in gleicher weiser Absicht. Wäre es nicht Sünde, dagegen zu murren, uns dagegen aufzulehnen?" Sie legte ihre weiße, abgezehrte Hand auf Günters tief gesenktes Haupt, ihr Ton nahm einen feierlichen Klang an, als sie wieder anhub: „Und eine andere, teurer Walter, eine weit Würdigere als ich, wird meine Stelle ausfüllen, diese Stelle, die ihr gebührt, die sie nur aus übergroßem Edelsinn an mich abgetreten hat. O, ich weiß alles — dein kleines Kind hat deinem großen Kind verraten, was diesem Geheimnis bleiben sollte" — sie lächelte unter Thränen — „ich durfte Ellens Mama nicht werden und es ist gut so — ich lege dir aber die innige

Bitte ans Herz, Walter, erfülle deiner Ellen heißesten Wunsch, stille ihr sehnlichstes Verlangen, indem du Juliane ihr als Mama zuführst. Und thue es bald — hörst du — bald — nimm keine Rücksicht auf die Trauer um mich oder auf die Sitte — das wäre ja thöricht. Die Gewißheit — glaub' mir — dich mit Juliane vereint zu wissen, entlastet mein Herz von banger Sorge um dich. Ohne Juliane — ich weiß es gewiß — würde die Welt eine Wüste für dich sein — mit Juliane wird sie einer lieblichen, sonnigen Oase gleichen. Und nun" — sie stockte einen Moment — „hätte ich dir noch etwas zu gestehen — eine Frage an dich zu richten. Ich würde es nicht gethan haben, wenn ich am Leben bliebe — so aber mag ich nichts mit hinüber nehmen, das nicht geklärt ist zwischen dir und mir. Ich zweifle nicht, daß du mit einem einzigen Wort es zu klären im stande bist — eher würde ich an meinem Seelenheil zweifeln, als an deiner Wahrhaftigkeit. Wirst du's aber nicht für unbescheiden, für indiskret halten, wenn ich dich frage, wie's mit dem Versprechen sich verhält, das deine Jane vor ihrem Tode dir abverlangt hat und das du ihr gegeben hast?"

Günter erhob hastig das Haupt.

„Walli, woher weißt du etwas von dem, was keines Menschen Ohr gehört, was zwischen Jane und mir besprochen wurde? fragte er bestürzt.

„Es ist zu meiner Kenntnis gekommen; wie? das laß mein Geheimnis sein," bat Walli, „es würde zu nichts führen, wenn ich dir die Quelle nennen wollte, aus der

ich diese Kenntnis schöpfte; vielleicht — träumte mir's!"
Günter schüttelte nachdenklich das Haupt, dann sagte er:

„Ich will nicht in dich dringen, mir diese Quelle zu nennen, wenn du es für besser hältst, daß sie dein Geheimnis bleibe; wie du meintest, ich kann die Sache leicht klären." Er zog bei diesen Worten ein kleines Portefeuille aus der Busentasche seines Rockes und entnahm dieser einen Brief. „Siehe, dies Briefchen meiner geliebten Jane, das seit ihrem Tode noch keine Minute den Platz auf meiner Brust verlassen hat, enthält ihren letzten schriftlichen Willen, einige Stunden vor ihrem plötzlich eingetretenen Tode geschrieben. Lies es selbst, Kind," fügte er freundlich hinzu, Walli das feine vergilbte Briefböglein darreichend.

„Lies du es mir vor, Walter," bat Walli, das Briefchen zurückweisend, „es dünkt mich Entweihung, daß dieses letzte schriftliche Wort deiner Gattin von anderen Augen beschaut, von anderen Händen berührt werde, als von den deinigen."

Günters Auge ruhte eine Weile mit unbeschreiblichen Gefühlen auf den feinen, etwas verblichenen Schriftzügen seiner Gattin. Ach, die trostlose Thatsache drängte sich dabei in qualvoller Bitterkeit ihm auf, daß diejenige, die er seine erste Liebe genannt, im Grabe moderte, und daß das süße Geschöpf, in dem sein Herz Ersatz für seinen harten Verlust zu finden gehofft, seine zweite Liebe — dem unerbittlichen Tod verfallen, sterbend vor ihm lag und in kurzer Zeit gleichfalls ihm entrissen würde. Nur mit eiserner Willenskraft vermochte er die Qual seiner Seele zu beherrschen und den Brief vorzulesen. Er lautete:

„Teurer Walter!

Ich habe dir das Versprechen abverlangt, mir treu zu bleiben übers Grab hinaus und Ellen keine Stiefmutter zu geben. Mit dem Nahen des Todes erkenne ich die unverzeihliche Selbstsucht, die dieses Verlangen diktierte, und zugleich wird mir die ganze Tragweite eines solchen Versprechens — das du so bereitwilligst erteiltest, du guter, lieber Mann — klar. Ich widerrufe nicht nur meine Bitte, die, das weiß ich, dir heilig gewesen, die du niemals vergessen haben würdest, sondern ich richte dafür eine andere an dich: dir ein treues, edles Frauenherz zu suchen, durch dessen Besitz du den Schmerz um den Verlust deiner Jane überwinden lernen wirst und das meinem verwaisten Kinde Mutterliebe bieten wird. Gott führe dir ein solches zu. Ich werde vom Himmel herab Euren Bund segnen.

Deine Jane."

„Ich dachte mir, daß es so war," lispelte Walli vor sich hin, während Günter den Brief sorgfältig wieder in seine Hülle und dann in die Tasche schob. „Ach, Walter, welch ein edles Herz hast du an Jane verloren, du Armer," fügte sie mit einem Blick voll tiefsten Mitleides auf Günter hinzu.

„Und wie viel verliere ich an dir," rief Günter, in dessen Brust durch das Lesen des Briefes das Heimweh nach der Verlorenen mit dem Schmerz um die Sterbende sich zu einer Qual steigerte, der seine Selbstbeherrschung unterlag. Neben Walli sich auf die Kniee niederlassend rief er aus: „O Walli, du mein Segen, mein Licht, geh'

nicht auch von mir, verlasse mich nicht auch!“ Er schien in diesem Augenblick das Bild eines Mannes von gebrochenem Mut, der sich nie mehr von dem Schlage erholen kann. Große Thränen rollten über seine eingesunkenen Wangen, er umfaßte Wallis zarte Gestalt und barg sein Haupt an ihrem Herzen. Der Ausdruck dieses furchtbaren Seelenschmerzes erschütterte Walli. Allein sie bemeisterte sich und sagte in gefaßtem Tone, dem sie sogar einen heiteren Klang zu verleihen vermochte: „Wie, mein starker Walter, so fassungslos? Soll ich kindisches Ding dich, den starken Mann, an Seelenstärke übertreffen? Wo ist denn dein bisheriger Heldenmut? Überlassen wir doch die Verzweiflung denen, die an kein Jenseits, an keine Wiedervereinigung glauben, und beweisen wir durch unsere Resignation, daß wir gottbegnadete Menschen sind, für welche das Grab nicht das Siegel ewiger Vernichtung ist, sondern die Brücke bildet zur wahren ewigen Heimat. Erhebe darum dein gebeugtes Haupt, lieber Walter, schau' mich wieder freundlich an und nimm jetzt auch meinen Dank entgegen für die unzähligen Beweise deiner Güte und Liebe, mit denen du mir hienieden schon ein Eden geschaffen hast.“ Bei diesen Worten schmiegte sie ihre Wange an Günters Wange, ihre Thränen vermischten sich mit den Thränen des geliebten Mannes. Plötzlich fühlte Günter, daß die leichte Gestalt schwerer und schwerer auf seiner Schulter ruhte. Als er Walli mit süßestem Namen rief und keine Antwort erhielt, erfaßte ihn eine Todesangst. Er rief laut nach Juliane, welche sofort herbei-

kam und ihn mit der Versicherung beruhigte, daß es nur eine der häufig sich einstellenden Ohnmachten sei.

Walli kam bald wieder zu sich, vermochte aber nicht zu sprechen, so sehr waren ihre Kräfte erschöpft, und nachdem sie mit Hilfe der alten, treuen Margaret zu Bett gelegt worden und einen Löffel Champagner genommen hatte, sandte die gütige Natur ihr den Wohlthäter Schlaf.

Günter ließ sich auf dem Platze nieder, den Walli soeben verlassen und gab sich schmerzlichem Brüten hin. Sein Herz war wie versteint, seine Phantasie dagegen geschäftig, mit grausamer Deutlichkeit den furchtbaren, sichtlich mit raschen Schritten nahenden letzten Moment — Wallis Scheiden von der Erde — auszumalen.

So saß er — Stunden entschwanden, er gewahrte es nicht. Die Dämmerung hatte ihre Schatten über die Erde gebreitet und über das kleine Wohnzimmer. Günter war der Außenwelt völlig entrückt. Er hörte nicht, wie sich die Thüre des Schlafzimmers öffnete und Juliane hereintrat; erst, als sich ihre Hand sanft auf seinen Arm legte, fuhr er verstört, wie aus einem tiefen Schlafe erwacht, jäh in die Höhe. Sein Blick begegnete dem totenbleichen, von Thränen benetzten Antlitz Julianens, auf das der helle Schein der Kerze, die sie in der Hand hielt, fiel.

„Sie stirbt — sie stirbt?" rief Günter, in die Höhe schnellend, wie wahnwitzig aus.

„Sie ist heimgegangen, kampflos entschlafen," sagte Juliane leise, in bebendem Tone. „Kommen Sie mit mir zu ihr."

Aus Leonorens Tagebuch.

Baden-Baden, 28. Juli.

Ich sitze auf einer Veranda, unter Lorbeer, Orangen- und Citronenbäumen. Lind kosend umfächelt mich die süße, würzige Luft der Tannenwaldungen, und mein trunkener Blick haftet bald auf der grauen Schloßruine, bald auf den im Westen blauenden Gebirgen, bald auf dem Rhein, der wie ein silberner Gürtel in weiter Ferne glitzert. Die Natur lächelt mich an; bis vor kurzem gab ich nur kalte, finstere Blicke zurück, jetzt aber erschließt sich mein Inneres wie der Kelch einer Blume dem Kusse der belebenden Sonne, wieder den Freuden dieses Lebens. Die hoffnungslose Nacht meiner Seele lichtet sich — ich wage wieder der Hoffnung Raum zu geben, daß der Bann des Unglückes gebrochen, daß das Schicksal müde ist, mich zu verfolgen, daß mir noch frohe Stunden beschieden sind. Die blutgefärbten Bilder der jüngsten Vergangenheit, die mich im Wachen verfolgten und meinen Schlummer störten, sie sind erblichen, das starre, bleiche Totenantlitz des Mannes, der mir kaum eine Stunde angetraut, mich zur Witwe gemacht, indem er für meine Ehre mit seinem Leben eingestanden und durch die Kugel meines Verleumders gefallen ist, schwebt nicht mehr fortwährend vor

meinem geistigen Blick. Ich weihe ihm jedoch noch viele Stunden liebevollen Gedenkens, denn er verdient das, er hat sich großmütig und edel gegen mich erwiesen. Sein Andenken soll mir allezeit wert bleiben. Einen Beweis seiner innigen Liebe, seiner Hochherzigkeit giebt mir sein Testament, in dem er mich zu seiner Erbin einsetzte. Ich nahm keinen Son dieses Erbes aus den Händen der Frau, die mich des Mordes ihres Sohnes anklagte, alle Schuld und Verantwortlichkeit an seinem Tode auf meine Schultern wälzte und mir in deutlichen Ausdrücken ihre tiefe, an Haß grenzende Abneigung zu erkennen gab, die sie nur um des Sohnes willen so lange unterdrückt hatte, bis ich sein Weib und dann in ihrer Macht gewesen wäre. Meine jetzige Stellung bietet mir Ersatz für alle erlittenen Übel, für alle bitteren Erfahrungen. Die Stürme scheinen ausgetobt zu haben, mein Boot gleitet auf blauen, schaukelnden Wellen klarer Fluten sanft dahin.

Die Ruhe, die das All umschlungen,
Zieht auch in meine Seele ein,
Der innere Zwiespalt ist verklungen,
Ich habe den Frieden wieder errungen,
Des Herzens Saiten tönen rein.

Einem glücklichen Zufall verdanke ich mein gegenwärtiges Los. Meine treue Freundin und Ratgeberin Emilie, die das Herz ihrer Gräfin vollständig gewonnen hat und deren Stütze, Trost und Freundin ist, sprach sich zwar gegen die Annahme dieser Stelle aus und suchte mich

dagegen für eine solche im Hause eines alten Generals zu bereden, der sich ins Privatleben zurückgezogen hat, ein Gut bewohnt und eine Gesellschafterin für seine 16jährige Enkelin suchte, und dessen Haus, wie sie meinte, mir eine sichere Schutzwehr gegen alle Verleumdungen und Verfolgungen bieten würde. Ich folgte jedoch dem Zug meines Herzens — der ja des Schicksales Stimme sein soll und wurde Reisebegleiterin einer Marquise de Brinville, gegen welche Emilie ein Vorurteil hegte, weil sie ‚eine Unbekannte ist, und über deren Herkunft und sonstige Antecedentien in Paris trotz unseren Erkundigungen niemand etwas Genaues wußte. Ihr pedantischer, scrupulöser Sinn witterte dabei Gefahr für mich. Ich habe sie hierüber bereits beruhigt. Meine Marquise ist eine der liebenswürdigsten, bezauberndsten Erscheinungen unter der Sonne. Ich bin ihre Freundin, nicht ihre Untergebene, mit keinem Wort erinnert sie mich jemals an meine untergeordnete Stellung. Dies ist wohl der beste Beweis wahren Seelenadels und edler Denkungsart. Nach einer entzückend schönen Reise durchs südliche Frankreich haben wir uns vor vierzehn Tagen hier niedergelassen. Die Marquise, meine teure Gebieterin, gleicht einem sorglosen Kinde, das durch Wälder und Felder streifend, überall im Vorübergehen Blüten von den Zweigen abpflückt. Sie ist über die Jugend hinaus, allein ihre Erscheinung erregt überall Aufsehen, die Männerwelt umschwirrt sie, wie die Motten das Licht. Bei unserem Nahen auf der Promenade entsteht ein förmliches Manöver mit sämtlichen Lorgnons. Sie liebt die Huldigungen, sie

sind ihr Bedürfnis, und ich begreife das, da sie von jeher, wie sie mir sagt, ein Stern in den Kreisen war, in denen sie sich bewegte und an Anbetung gewöhnt ist. Ich harmoniere in diesem einen Punkte nicht mit ihr und habe mir hier bereits den Namen der Heldin eines Romanes erworben: „Das Bild ohne Gnade“, weil ich — wie von jeher allen Schmeicheleien abhold — den süßen Fadaisen der Männer, von denen sich so manches thörichte Mädchenherz bestricken läßt, über die es sich glücklich fühlt, kalte, stolze Gleichgültigkeit entgegensetze. Die Marquise billigt dies nicht, und obgleich sie sich nicht darüber ausspricht, errate ich es an verschiedenen Äußerungen, die mich zugleich an einer so streng sittlichen Frau befremden und etwas nachdenklich machten. Einer der Männer, die mir ihre Huldigung darbringen, erregte und fesselte mein Interesse aus dem Grunde, weil seine Art und Weise von der der jungen Elegants abweicht. Es ist dies der Vicomte de Lusignan. Er ist ein so eigenartig schöner Mann. Unter einer marmorweißen, hohen Stirne schauen tiefschwarze, melancholische Augen hervor, der Schnitt des Gesichtes ist von tadelloser Reinheit, sein Wuchs von unvergleichlichem Ebenmaß, seine Bewegungen und Gesten von seltener Eleganz, sein ganzes Wesen von echt aristokratischem Type. Es sind keine banalen Redensarten, schöne Flosteln, abgedroschene Plattheiten, durch welche er seinen Gefühlen Ausdruck verleiht, nein, er beobachtet mir gegenüber seine Zurückhaltung, seine glühenden Blicke sind die alleinigen Dolmetscher seines Herzens.

Man sagt von ihm, daß der Ausspruch sich auch an ihm bewahrheite: „Er kam, sah und siegte.“ Die übrigen Damen — darunter vollendete Schönheiten — scheinen für ihn Luft zu sein. Er hat nur Augen für mich. Wir sind beide bereits Gegenstand allgemeiner Neckereien, man munkelt von unserer baldigen Verlobung, wie mir heute die Marquise mit bedeutsamem Augenzwinkern mitteilte, wobei sie mir den Wink gab, mit ein bißchen Coquetterie den Grafen, der bereits sterblich in mich verliebt sei, zu rascherem Entschlusse anzuspornen. Ich solle solch glänzende Partie nicht verscherzen durch meine Marmorkälte, mahnte sie. Diese Äußerung, die mir mißfiel, würde mich gegen sie aufgebracht haben, wenn ich sie nicht so innig liebte. So aber entschuldige ich sie. Sie ist eben ein echtes, vornehmes Kind der Welt, an ein solches darf man nicht den kleinlichen, strengen Maßstab bürgerlicher Prinzipien legen. Ich lasse sie übrigens keinen Blick in mein Inneres thun, in dem der feste Entschluß bereits gereift ist, Vicomtesse zu werden, und niemand soll von mir sagen können, daß diesem Mann auch bei mir der Sieg ein leichter geworden ist. Mein Grundsatz, ohne Herz die Hand nicht zu vergeben, ist durch die Verhältnisse unhaltbar geworden. Ich habe die Idee, daß dies ein Unrecht sei, wie vieles andere aufgegeben, aufgeben müssen! Denn — mein Herz ist tot, und soll es bleiben — seine Glückseligkeit hat mit dem Bruche meines Verlöbnisses ein Ende für alle Zeit gefunden. Der holde erste Traum der Liebe kann nur einmal geträumt werden. Es handelt sich jetzt also nur noch darum, dem

Leben abzuringen, was es an äußeren Glücksgütern: Rang und Reichtum, zu bieten hat.

Welche Aufregung wird daheim die Nachricht von meiner dritten Verlobung verursachen! Bei Oheim und Tante in Berlin wird es eine sehr freudige sein, ihr beiderseitiger Wunsch, daß ich eine Krone an den Taschentüchern trage, wird in Erfüllung gehen, bei Juliane dagegen wird diese „Errungenschaft" nicht ins Gewicht fallen! Sie muß jedoch zugestehen, daß ich vollführt, was ich nach ihrer Behauptung allzu kühn unternommen, und daß mein Losungswort: „Durch eigene Kraft" sich bewährt hat. Trotz aller Stürme, Hindernisse und Leiden stehe ich an einem glänzenden Ziele! Seit dem tragischen Ende meines Gatten habe ich sie daheim ohne jegliches Lebenszeichen gelassen. Auch von ihnen ist darum kein solches zu mir gedrungen und manchmal legt es sich seltsam schwer auf meine Seele. Ich war zu stolz oder — zu feig zum Geständnis des qualvollen Seelenzustandes, in dem ich mich befand, und so schwieg ich, den Zeitpunkt abwartend, wo ich wieder Gutes zu berichten haben würde.

Die Vorbereitungen zu einer Theater-Aufführung nehmen mich so vollständig in Anspruch, daß mein Tagebuch darüber Not leidet. Diese findet zu einem wohlthätigen Zwecke in einem der Säle des Konversationshauses statt und mir fiel die Rolle der Heldin Julia zu, der Vicomte spielt den Romeo. Schon in den Proben erntete ich stürmischen Beifall, und von allen Seiten ver-

nahm ich die Versicherung, daß ich eine Künstlerin von Gottes Gnaden, keine Dilettantin sei.

Donnerstagabend, 15. August.

Ich kehrte vor einer halben Stunde von der Aufführung zurück. Obgleich matt und müde, sowohl von der Rolle, als von dem Triumph, den ich gefeiert, zieht es mich noch zu meinem Tagebuch hin.

Ich bin wie berauscht. Noch nie bin ich so gefeiert und ausgezeichnet worden, mein Herz pocht noch in erhöhten Schlägen.

Die Marquise hat sich soeben entfernt. Sie küßte mich auf die Stirne und konnte nicht genug Worte finden, mir zu sagen, wie bezaubernd mein Spiel gewesen, wie ich alle Herzen enflammiert habe, wie alle Welt meines Lobes voll sei. Sie teilte mir mit, daß der Vicomte, völlig hingerissen, begeistert von meiner Erscheinung, eine Äußerung gethan habe, die darauf schließen lasse, daß er in kürzester Zeit um meine Hand werben werde. Sie habe ihm nun auch durchblicken lassen, daß er keinen Refüs zu befürchten habe. Ich habe mich soeben in meinem Julia-Kostüme lange in dem hohen Ankleidespiegel beschaut. Seltsam! Plötzlich wandte ich meinem Spiegelbild im Überdruß den Rücken und sitze nun am Schreibtische. Soeben noch betäubt von den Wolken des Weihrauches, von stürmischem, nicht enden wollendem Beifall, fühle ich plötzlich eine Ermattung der Seele, eine Öde, ein Unbefriedigtsein, ja sogar Ekel. Ich bin mir selbst ein Rätsel. Wird es nie völlig ruhig werden in meinem Innern, wechselt

ewig Ebbe und Flut, auch jetzt, wo ich alles besitze, was ich verlangen kann? Das Bild meiner Mutter steigt jetzt so oft vor meinem geistigen Auge auf — ihre lieben Augen blicken so mahnend, so warnend, als wollte sie sagen: „Ist dieses Libellenleben der Zweck unseres Daseins? Ist dieses müßige, planlose Dahintreiben auf der Flut der Genüsse der unsterblichen Seele würdig? Findet mein Kind daran sein Genüge?“

Ach, heute abend tönte diese Stimme wieder an mein Ohr. Durch alle Beifallrufe der Menge hindurch vernahm ich sie. Aber thue ich denn etwas Böses? Erleidet meine Seele denn Schaden? Büße ich dadurch an meinem besseren Menschen ein? Sind meine Grundsätze nicht ebenso fest, wie früher? Ja, jetzt noch; aber werden sie es bleiben im Strudel des Weltlebens, an der Seite eines Mannes, dessen Charakter ich so wenig kenne, werden nicht die Giftpflanzen Gefall- und Genußsucht, der Weltliebe allmählich die besseren Regungen der Seele überwuchern, ersticken?

Als Leonore, die Feder aus der Hand legend, sich nachdenklich in ihren Sessel zurücklehnte, fiel ihr Auge auf ein Briefchen, das sie bis jetzt nicht bemerkt hatte. Erstaunt, mit einem vagen Gefühl der Angst und doch von der freudigen Vermutung durchzuckt, daß es einen Antrag des Vicomte enthalte, öffnete sie es hastig. Sie las: „Ein Freund ist Ihnen nahe, seit Sie auf dem glatten, schlüpfrigen Boden im Hause der Marquise weilen. Es ist hohe Zeit, daß Sie dies Haus verlassen, in dessen Atmosphäre Sie mit Ihrem reinen Herzen nicht gehören.

Ein längeres Verweilen könnte Ihrem Rufe Schaden bringen. — Denken Sie an des Dichters Mahnwort:

„Man spricht von einem Spiegel,
Der duldet keinen Rost,
Und eine Blume giebt es,
Die knickt ein einz'ger Frost,
Ein Kleinod, das nur einmal
Die Kunst des Meisters schuf,
Sieh, Spiegel, Blum' und Kleinod,
Das ist — der gute Ruf."

Eine Ihnen nahe befreundete Familie — Professor Pirrer mit Gattin — die gestern zu längerem Aufenthalt hier anlangte, öffnet Ihnen Ihr Haus zu jeder Stunde. Säumen Sie nicht, dieses Asyl aufzusuchen. Ein Streifchen Papier mit näherer Angabe der Wohnung und Hausnummer liegt bei. Zweifeln Sie nicht an der Redlichkeit des Schreibers, weil er genötigt ist, sich in Anonymität zu hüllen."

Leonore saß wie erstarrt. Der Briefbogen entfiel ihrer Hand, sie schaute plötzlich in einen gähnenden Abgrund, wo sie sorglos auf Blumen gewandelt war. Sie hatte ein Gefühl, als müsse sie ersticken. Plötzlich aber ging eine Wandlung in ihren Zügen vor. Das starre Entsetzen wich einem Ausdruck des Spottes, die fest zusammengepreßten Lippen kräuselten sich, sie warf mit einer stolzen Biegung des Nackens das schöne Haupt zurück und ihr Auge hatte einen fast drohenden Ausdruck, als schaue sie ihren unbekannten Beschützer vor sich. Dann hob sie

den Brief vom Boden auf, trat auf die Veranda hinaus und sagte halblaut, im Tone der Geringschätzung, das Böglein in tausend Teilchen zerreißend und den Winden preisgebend: „Das ist meine Antwort auf deine Warnung, mein unbekannter Protektor! Ein wahrer Freund tritt nicht mit geschlossenem Visier als Ankläger auf — hüllt sich nicht in die Anonymität. Deine Zeilen entspringen einer nichtswürdigen Kabale, und statt deinem Rat zu folgen, dieses Haus, das mir eine Heimat geworden, und meine beste, treueste, gütigste Herrin zu verlassen — werde ich morgen abend dir zum Trotz auf dem „schlüpfrigen Boden“ neue Triumphe feiern — zum Ärger und Verdruß aller Böswilligen und Neider. Überdies,“ flüsterte sie mit leuchtender Miene, „naht die Entscheidung, morgen, wie die Marquise prophezeit, legt mir der Vicomte Hand und Herz zu Füßen — der festliche Abend soll mit unserer Verlobung glänzend beschlossen werden — dann habe ich einen Beschützer für alle Zeit! Leb' wohl, Oskar,“ flüsterte sie in bebendem Tone und Thränen verschleierten den Glanz ihres Auges — „ach, ich bin trotz alledem nicht glücklich, ich war's nur einmal — und werde es nie — nie wieder werden. Nie.“

Die Salons der Marquise de Brinville waren auch heute wieder von einer eleganten Gesellschaft angefüllt. Künstler, gefeierte Talente, seltene Schönheiten, sowie die Löwen des Badeortes wirkten wieder auf Veranlassung der sehr menschenfreundlichen, weichherzigen Marquise für einen wohlthätigen Zweck zusammen: für die Ausstattung

eines Liebespaares aus dem Arbeiterstande, das sich durch rührende Treue ausgezeichnet, durch Mangel an Mittel aber nicht zum Ziele hatte kommen können. Unter den verschiedenen Nummern des Programmes hatte eine Scene aus Hamlet, mit Leonore als Ophelia, den Glanzpunkt gebildet. Leonore hatte heute aufs neue den Beweis geliefert, daß sie eine Künstlerin im wahren Sinne des Wortes war; sie hatte einen Erfolg gehabt, der ihre bisherigen weit übertraf. Die Zuschauer waren nicht sowohl begeistert und hingerissen gewesen als tief ergriffen, von Schauer mächtigster Erregung erfaßt und noch jetzt, nachdem der Vorhang längst gefallen, zeigte sich in der gedämpften Konversation, in der ernsten Stimmung der Gäste die Nachwirkung der ergreifenden Darstellung. Leonore, ganz vom Geist ihrer Rolle erfaßt und erfüllt, fortgerissen von dem Gegenstand, den sie darstellte, hatte für niemanden Augen gehabt, nur hin und wieder war ihr Blick den unverwandt, in offener Bewunderung an ihrer Erscheinung haftenden, dunklen, glühenden Augen des Vicomte begegnet, der an einer Säule, dicht an der Bühne lehnte. Sie hatte ihn absichtlich durch ihren Blick erraten lassen, daß er hoffen durfte, und das frohlockende Aufleuchten seiner Miene — nur ihr bemerkbar — hatte sie sich nach ihrer Weise, als dem Jubel seines Herzens über das geschmolzene Eis des ihren entspringend, gedeutet.

Ermattet und aufgeregt zugleich, hatte sich Leonore gleich nach dem Schlusse der Vorstellung, statt sich in den

Salon zu begeben und dort einen neuen Schwall von Schmeicheleien und Lobeserhebungen entgegenzunehmen, durch eine Seitenthüre in das an den letzten kleinen Saal stoßende Treibhaus geflüchtet. An einem leise plätschernden Springbrunnen, hinter einer dichten Gruppe tropischer Pflanzen und Orangenbäume suchte sie sich ein lauschiges, verstecktes Plätzchen, wo sie völlig isoliert von dem Geräusche der Außenwelt ihre Empfindungen austoben lassen und sich auf den Moment sammeln konnte, dessen Nahen ihr die stumme Augensprache des Vicomte verkündigt hatte. Sie drückte ihre heiße Stirne in einen Strauch kühler, frischer Blätter, ein Seufzer schwellte ihre Brust, ihr Haupt sank herab, die Augen schloßen sich unwillkürlich. Ein Geräusch von fernen Schritten und Stimmen weckte sie aus ihrer Betäubung auf. Die ihr wohlbekannte Stimme des Vicomte schlug an ihr Ohr. Sie lauschte mit verhaltenem Atem, regungslos. Ja, sie hatte sich nicht getäuscht, der Vicomte mit einem Herrn näherte sich, und beide ließen sich hinter einer Taxushecke nieder, wo ein reizender Sitzplatz angebracht war.

„Ach," rief der Vicomte mit einem tiefen Seufzer aus, „welche Wohlthat, sich aus der dumpfigen Atmosphäre des Saales in die erfrischende Kühle zu flüchten. Meine Lebensgeister sind völlig erschöpft."

„Daran trägt die Ophelia schuld," spöttelte eine etwas näselnde, matte Stimme, „aber, parole d'honneur, sie war auch ravissante, cette Léonore, sie hatte etwas Dämonisches und doch wieder etwas Engelhaftes, ich habe

noch selten solch ein vollendetes Frauengebilde gesehen und bin doch schon viel in der Welt herumgekommen. Wüßte ich nicht, foi de Gentilhomme, daß sie bereits an dich versagt ist, so würde ich als dein Rivale auftreten und ihr jetzt gleich eine Liebeserklärung machen. So aber will ich dir nicht ins Gehege kommen," fügte er mit frivolem Lachen hinzu.

Der Vicomte erwiderte nichts. Leonore vernahm nur ein Räuspern. Der andere, der weniger müde und sehr redselig schien, fuhr fort:

„Apropos, wenn's keine Indiskretion ist, cher ami, möcht' ich dich fragen, wann du denn endlich einmal Ernst machst und Verlobungskarten versendest. Euer Verhältnis ist ja bereits in aller Leute Munde — weshalb denn noch zögern und uns auf die Folter spannen? Das giebt doch wieder neue Festivitäten, würzt die erdrückende Monotonie des Daseins."

„Du hast heute 'mal wieder deine Ironie-Laune, Amico," erwiderte der Vicomte träge, mit hörbarem Gähnen. „Aber bitte, laß mich in Ruhe, verschone mich mit solchen Albernheiten, ich bin ganz schachmatt, du machst mir mal au coeur. Bedenke! Drei Nächte an der Roulette zugebracht — moralischen Katzenjammer über den Verlust von 30000 Francs, leeren Beutel und keine Aussicht auf neuen Vorrat! Da vergehen einem die Liebesgedanken. Übrigens kann ja deine Äußerung mit der Verlobung nur ein einfältiger Scherz sein — du kennst meine Ansichten in diesem Punkte zu gut, um mich eines solchen

faux pas, einer solchen Narrheit fähig zu halten," fügte der Vicomte unmutig hinzu.

„Diese Ansichten kenne ich freilich genau wie meinen Beutel," lautete die Erwiderung des Grafen, „aber ich dachte eben, daß dir die Vernunft mit dem Herzen durchgegangen sei — wir können ja bekanntlich unsere Liebe ebensowenig zügeln, wie Phaëton den Sonnenwagen — und daß du dich über die Gesetze der Etiquette, über hergebrachte Standesvorurteile wegsetzen würdest. Die tadellose Schönheit dieser Deutschen dürfte denn doch auch etwas gelten, nach meinem Dafürhalten, diese Leonore repräsentierte famos eine Vicomtesse und wahrscheinlich auch weit lieber als eine Gesellschafterin!" lachte der Sprecher.

„Eh bien, so wirb doch um sie," stieß der Vicomte unmutig heraus, „mache sie zur Gräfin Salandier, ich stehe dir durchaus nicht im Wege."

„Danke, mein Bester, zum Heiraten reicht meine Adoration nicht hin," erwiderte der Graf phlegmatisch. „Gegen den bürgerlichen Namen würde ich meinetwegen ein Auge zudrücken, aber ich brauche Moneten — du weißt, vom Stammbaum, und wenn er noch so viele Ahnen zählt, kann man sich nicht satt essen, und ein Zweitgeborener hat sonst nichts als diesen."

„Eh bien, so geht es gerade mir, wie du ganz gut weißt. Auch ich muß auf eine glänzende Mitgift sehen, bis mein cher oncle mir den Gefallen erzeigt, die Augen zu schließen und mich zum Erben einzusetzen, welcher glück=

liche Augenblick aber leider noch sehr lange auf sich warten lassen kann. Käme ich diesem Aristokraten vom reinsten Wasser mit dem Einfall, eine Gesellschafterin in sein Schloß als Herrin zu führen, so würde er mich entweder ins Tollhaus schicken oder enterben. Es fällt mir aber nicht ein, mich diesen unangenehmen Eventualitäten auszusetzen und den dummen Streich zu machen, wegen einer vorübergehenden Passion mein Lebensglück zu verscherzen. Das Mädchen gefällt mir, das leugne ich nicht, mein Herz ist sogar nicht ganz frei von einem wärmeren Gefühl. Im Anfang war's einzig und allein nur verletzte Eitelkeit, was mich anspornte, ihr meine Huldigung darzubringen — sie hätte sonst wohl nicht unter den unzähligen Schönheiten aus edlen Häusern meine Aufmerksamkeit erregt, ich hatte zudem nie ein faible für Gouvernanten u. dgl. Geschöpfe — ich hörte nämlich, sie sei eine Prüde, eine unnahbare Marmorstatue, eine eisige Jungfrau ohne Herz und habe die Äußerung gethan, als man sie vor mir gewarnt, ihr Herz sei gefeit gegen die Liebe zu einem Manne, also auch gegen mich. Ich sah jedoch bald, daß sie ein ungewöhnliches Mädchen, mit echt weiblichem Stolz, keine raffinierte Kokette ist, und daß somit mit dem gewöhnlichen Courmachen nichts bei ihr auszurichten war. Aus diesem Grunde machte ich den Versuch, auf eine andere Art zu reüssieren, und siehe! meine Taktik erwies sich als eine vortreffliche — sie ging in die Schlinge, obgleich es, das gestehe ich, lange währte — bis heute abend — ehe ich diesen tiefen, seelenvollen und doch wieder so

kalten, stolzen Augen den ersten, verheißenden Blick entlockte. Das Eis ihres Herzens scheint geschmolzen, sie hofft und rechnet jetzt fest auf meine Erklärung, und ich beklage es nun wirklich, ihr eine Täuschung bereiten zu müssen; während ich mir bis dahin absolut keine Skrupel über ein gebrochenes Mädchenherz gemacht habe, fühle ich etwas wie eine Regung von Mitleid mit dieser Leonore — denn sie ist entschieden ein Prachtexemplar, eine Ausnahme ihres Geschlechtes, mit edeln Grundsätzen ausgestattet — das beweist sie auf dem gefährlichen, glatten Boden ihrer Stellung als Gesellschafterin dieser alten Erzkokette, dieser leichtfertigen, sogenannten Marquise —"

„Sois-dite Marquise," unterbrach ihn der Graf erstaunt. „Was meinst du damit?"

„Ach, mon cher, laß uns erst mit einem Glas Sekt unsere Gaumen anfeuchten, ich bin parole d'honneur nicht mehr fähig, zu sprechen —"

„Nein, nein, erst müssen Sie mir eine Erklärung Ihrer rätselhaften Andeutung geben, vorher echappieren Sie mir nicht," fiel ihm der Graf ins Wort.

„Eh bien, Sie Plagegeist," sagte der Vicomte mit lautem Gähnen, „so vernehmen Sie denn, daß diese Marquise, deren Soupers uns so gut munden, in deren Salons wir auf angenehme Weise so manche Stunde totschlugen, ein ehemaliger fünfter Stern am Himmel des berühmten Circus L . . . . war, jetzt aber eine bezahlte Spionin der Pariser Polizei ist. Sie soll allerdings einen alten Marquis, dessen Stammbaum wahrscheinlich im Mond zu

suchen ist, geheiratet, nach dessen Tod aber ein abenteuerliches Leben geführt haben. Leonore ist der Lockvogel, durch dessen seltene Schönheit und feines Benehmen sie ihre Salons füllt . . ."

„Bah," unterbrach ihn der Graf, ungläubig die Achseln zuckend, „das sind infame Lügen, Verleumdungen, glauben Sie doch diese Mythe nicht —"

„Nichts da Mythe — ich habe eine allzusichere Bürgschaft dafür, um noch daran zweifeln zu können," entgegnete der Vicomte in etwas weniger phlegmatischem, schläfrigem Tone. „Ein junger Maler — Sie kennen ihn ja wohl durch sein herrliches Bild: Tasso's Leonore, das den Preis auf der Ausstellung erhalten — ein Berliner, sein Name ist Wolldorf oder Wellheim — horch! war das nicht der Schrei einer weiblichen Stimme?" unterbrach er sich aufhorchend. „Dort in jener großen Voliere hat ein Papagei einen seiner kreischenden Wohllaute von sich gegeben," lachte der Graf. „Das ist die weibliche Stimme! Ha, ha!"

„Wie man sich doch täuschen kann — ich hätte darauf geschworen, daß es ein Schmerzenslaut, der Seufzer eines weiblichen Wesens gewesen ist," sagte der Vicomte nachdenklich. „Wo bin ich doch stehen geblieben? Mein Kopf ist ganz wüste — ach ja, richtig, an dem Maler Wallheim oder Wellheim. Gut. Dieser ist gegenwärtig hier und ich traf ihn bei einem Freund, der die Lebensgeschichte der Marquise bis ins kleinste Detail kennt und in Nizza vor etlichen Jahren mit ihr zusammengetroffen ist, wo sie, wie hier, eine Rolle spielte, ein Haus machte, mit

Hinterlassung enormer Schulden jedoch plötzlich verschwand und wegen eines Brillantenarmbandes, das sie sich kurz zuvor zur Ansicht hatte bringen lassen und mitgenommen hat, steckbrieflich verfolgt wurde. Sie hat sich jedoch — eine geriebene schlaue Abenteuerin — allen Nachforschungen bis jetzt zu entziehen gewußt und wird nun aber hier in den nächsten Tagen gepackt und verhaftet werden, da hinreichende Indicien für ihre Identität mit jener Marquise Corona vorhanden sind. Das wird einen Eclat, eine Panik bei der feinen Damenwelt absetzen, die mit ihr liiert war!" lachte der Vicomte mit einer Art Genugthuung. „Und auf diese Leonore, die amie intime dieser zweideutigen Dame, wird auch ein schiefes Licht fallen," näselte der Graf, sich erhebend. „Lassen wir uns aber trotz alledem jetzt den Champagner noch einmal gut munden, mag er aus dem Keller einer echten oder falschen Marquise kommen. Venez, mon ami."

„Nein, alles zu seiner Zeit," protestierte der Vicomte, „zuvor müssen wir Leonore unsere Gratulation zu ihrem succès darbringen. Der junge Maler ersuchte mich seltsam dringend, ihr gegenüber ein Wort der Warnung fallen zu lassen — diese Deutschen sind kuriose Kauze, voll gepfropft mit Humanität und Edelmut — aber ich will das arglose Geschöpf doch lieber nicht durch einen Unkenruf erschrecken — sie wird sich schon aus der Patsche zu helfen wissen, wenn's not thut, sie hat Energie und Charakter. Lassen wir der Sache also ihren Lauf." Damit entfernten sich die beiden Arm in Arm.

Sehen wir uns nun nach Leonore um. Diese lag zurückgesunken auf der Bank, ihr Gesicht war bleich, wie das einer Toten, keine Bewegung der schönen Glieder verriet, daß Leben in der Gestalt war. Die Augen waren geschlossen, die Arme hingen schlaff herunter. So lag sie lange, lange. Jetzt lief ein Zittern über der erstarrten Hülle hin — es zuckte in den verstörten Zügen, das Auge öffnete sich langsam und schaute mit starrem Ausdruck umher, als suche der Geist sich klar zu machen, wo er sich befand. Plötzlich preßte Leonore beide flache Hände wie im höchsten Schmerze an die Schläfe, und dann schnellte sie wie in plötzlichem Impulse in die Höhe, strich sich das wirre, lange Haar aus der Stirne, lauschte einen Moment mit angehaltenem Atem und huschte dann wie eine Geistererscheinung, kaum den Boden berührend, zu einem kleinen Seitenthürchen hinaus in den Garten und von da eine Treppe hinauf in ihr Zimmer.

Hier warf es sie, wie von eiserner Faust bezwungen, an ihrem Bette auf die Kniee, ein konvulsivisches Schluchzen erschütterte ihre Gestalt, sie drückte das Haupt in ihre Kissen und rief im Tone des verzweifelnden Herzens, des qualvollsten Schmerzes:

„Oskar, du mein treuer Verlobter, du bist mir nahe, o, könnte ich dich finden, als deine Magd wollte ich dir dienen, ich, die ich nun deiner unwürdig bin durch den Makel, der auf meinen Ruf fällt. — O gütiger, gnädiger, barmherziger Gott, du, von dem ich in thörichter Verblendung mich abgewendet habe, reich' mir deine helfende

Hand, erquicke meine verzweifelnde Seele, hilf mir aus dieser Not, habe Erbarmen mit mir in dieser schweren Stunde, sonst muß ich unterliegen."

All die verflossenen Wochen zogen an ihrem geistigen Auge vorüber. Sie sah sich — ahnungslos, blind, auf blumigem Pfade wandeln, unter den Blumen die Nattern, die Schlangen nicht gewahrend. Verblendet von äußerem Schein, war sie um ein Haar ins Verderben hineingetaumelt. Heiße Scham machte ihr Antlitz erglühen, daß sie — um eine Grafenkrone, ihrem Grundsatz: die Hand nicht ohne das Herz zu verschenken, untreu geworden war. Sie schämte sich ihrer Erbärmlichkeit — ein Ekel schüttelte sie, ein trockenes Schluchzen zerriß ihr die Kehle, sie war vernichtet, wie von giftigen Pfeilen getroffen, sich windend vor Qual, stöhnend wie unter Geißelhieben, blutend an Seele und Herz, schaudernd vor all dem Gemeinen, Niedrigen, das plötzlich der aufgezogene Vorhang ihr enthüllte, vor der Frivolität und niedrigen Denkart des Mannes, dem sie ihr Lebensglück hatte anvertrauen wollen. So lag sie noch eine Weile wie leblos auf dem Boden, während in ihrem Innern die Schmerzen — unter denen ihr tödlich verletzter Stolz der furchtbarste war — wie mit glühenden Krallen wühlten und es zerfleischten. Plötzlich aber sprang sie in die Höhe, riß mit fieberhafter Hast den Kranz von ihrem Haupte, zerrte die weiße Robe herunter, warf rasch ein schwarzes einfaches Trauerkleid über, hüllte ihr Haupt in einen schwarzen, dichten Schleier und flog dann zur Thür hinaus, die Treppe hinunter.

Lautes Lachen und das Geräusch verworrener Stimmen aus dem nahen Eßsaal drangen an ihr Ohr wie brandende Wogen. Mit einem Schauder des Abscheues wandte sie sich ab, beschleunigte ihren Schritt, wie von Eumeniden verfolgt, und ein tiefer Seufzer der Erleichterung drang über ihre Lippen, als sie sich im Freien sah, das verpönte Haus — die Stätte des Lasters — hinter sich hatte. Fort eilte sie, fort, immer planlos weiter. Niemand achtete der dunkeln Gestalt, die scheu ausweichend dahinhuschte, zwei Augen ausgenommen, die ihr beständig folgten, bis sie in dem düstern Schloßgarten verschwunden war. Entkräftet, erschöpft an Leib und Seele von der heftigsten Gemütsbewegung und dem schnellen Wandern sank sie wie gebrochen neben einer alten Eiche nieder, ihr Haupt an deren starken Stamm anlehnend. Die Nacht trug ihren Königsmantel, blau mit silbernen Sternen. Die silberne Mondsichel schwebte über dem alten Kloster und verbreitete ein Dämmerlicht. Leonore empfand den Zauber der Natur, die lautlose Stille, der hehre Frieden wirkten wie Balsam auf die Wunde ihrer Seele. Der Odem Gottes machte sich ihr fühlbar, die wilden Wogen legten sich, wie einstens der Sturm durch das Wort des Herrn; vom sanften Säuseln der Wipfel, wie ein Kind von Wiegenlied eingelullt, schloß sie die Augen. Als sie sie nach kurzem Halbschlummer aufschlug, fiel ihr Blick auf das Kloster, das, vom Mond beleuchtet, aus seinem Rahmen von dunklem Tannengrün heraustrat.

„O, daß ich hinter deine schützenden Mauern flüch-

ten, daß in deiner Stille mein trostbedürftiges Herz Frieden finden könnte! Das einzige Heil wäre für mich, aus diesem armseligen Leben zu scheiden, mich loszureißen von allem, mich lebendig zu begraben, ich verlassenes, heimatloses Geschöpf," sprach sie im tiefsten Jammer vor sich hin, während heiße Thränen an ihren Wangen herabrollten. „O Gott, o Gott, verlaß mich nicht, damit ich nicht der Verzweiflung anheimfalle — nicht zum Äußersten getrieben werde" — flehte sie dann wieder, die Hände ringend und das brennende Auge zum klaren Himmelszelt erhebend. „Sende mir eine Seele in dieser Not, eine helfende Hand —"

„Leonore!" Nur wie ein Hauch klang der Name durch die Stille, doch traf er das Ohr, dem er galt. Hastig, zusammenzuckend, wandte Leonore das Haupt nach der Richtung, aus der der Ton gekommen, den Blick aufwärts gerichtet. Hatte eine innere Stimme, oder Gott diesen Namen ihr zugerufen? Dann senkte sie das Haupt langsam, tiefaufseufzend, und jetzt traf ihr Blick auf eine Männergestalt, die in ganz naher Entfernung, von einem Reflex des Mondes beleuchtet, an einem Baumstamme lehnte.

Mit einem Laut des höchsten Entzückens, dessen eine gemarterte und plötzlich von ihrem Jammer erlöste Menschenseele fähig ist, streckte sie wie ein hilfloses Kind die Arme weit aus, und rascher wie ein Gedanke fühlte sie sich mit sanfter Gewalt vom Boden emporgehoben, mit unsäglicher Innigkeit und Zärtlichkeit von starkem Arm umschlungen und fest an eine Männerbrust gepreßt.

Alles Leid der Gegenwart versank in dem süßen Wonnegefühl des Geborgen- und Beschütztseins vor allen Gefahren am treuen Herzen ihres Verlobten Oskar Wellheim. Sie waren wieder eins, wie schon einmal in ihrem Leben, sie gehörten sich wieder an, um sich nie mehr zu lassen — das fühlten beide.

„O wie gnädig ist Gott," lispelte Leonore, kaum der Sprache fähig vor Erregung, „und wie gut bist du, Oskar, daß du mich gesucht und — gerettet hast! Ich danke dir, ich danke dir, du hast mich der Nacht der Verzweiflung entrissen. Ach! wie köstlich ruht es sich nach all den Irrsalen an dieser treuen Brust. O Oskar, welches Herzeleid würde ich uns erspart haben, hätte ich mich nicht in thörichter Verblendung, in eitlem Wahne losgerissen —"

„Laß das ruhen, meine Leonore," sagte Wellheim in mildem, aber bestimmten Tone, „keine Selbstanklage, kein Vorwurf werfe einen Schatten auf das unendliche Glück dieses Augenblicks. Genug, daß ich dich wieder habe und daß du dieselbe bist, rein, edel, gut. Ich habe dich im Geiste auf allen deinen Irrwegen begleitet," fuhr er innig fort, „nimmermehr die Hoffnung aufgebend, dich wieder zu besitzen — bis — zum Tage deiner Hochzeit. Da erlosch der Stern der Hoffnung auf kurze Zeit und versank in dunkle Nacht. Gottlob, daß die Fessel, die du dir, irregeleitet von deinen Gefühlen, angelegt hattest, gelöst wurde. Ihr wäret beide durch dieses Ehebündnis aufs ganze Leben elend geworden. Komm, du bist müde, Geliebte, laß uns dort auf jene Bank niedersitzen," fügte er,

Leonorens Arm in den seinigen legend, hinzu. Und sie schmiegte sich wie ein fügsames Kind an seine Seite und ließ sich mit ihm unter einer nahen Fichte nieder.

„Als mich meine Freunde — meine geheimen Agenten“ — lächelte Wellheim — „von deiner Abreise als Gesellschafterin der Marquise in Kenntnis setzten und als Ziel Eurer Reise Baden bezeichneten, begab ich mich sofort hieher, seit dem Tage deiner Ankunft dir folgend wie dein Schatten, und seit ich die näheren Antecedentien dieser Frau kennen lernte, stündlich bereit, dir bei einer etwaigen Unannehmlichkeit zur Seite zu stehen. Meinen Brief, dessen Warnung meine stolze Leonore mißachtete, sandte ich aus dem Grunde mit entstellter Schrift und ohne Namensunterschrift ab, weil ich befürchtete, du möchtest die Triebfeder meiner Handlungsweise für keine redliche halten, wohl gar meine gute Absicht verkennen und als der Mißgunst und Eifersucht entsprungen betrachten, da, wie du wissen mußtest, das Gerücht deiner nahen Verlobung mit dem Vicomte in der ganzen Stadt verbreitet ist, also auch mein Ohr erreicht haben mußte. Heute abend, wo man, wie mein Freund mir gesagt, die Deklaration deiner Verlobung erwartete, zog es mich mit unwiderstehlicher Gewalt zu dir hin — ich wollte dich um jeden Preis noch einmal warnen, auch vor dem Vicomte, der, wie ich jetzt genau weiß, ein gewissenloser Roué ist, dessen pekuniäre Verhältnisse es nicht gestatten, daß er ein mittelloses Mädchen heiratet. Ich hatte zu diesem Zwecke einen zweiten Brief, diesmal mit meiner Namensunterschrift versehen, in

der Tasche, den ich dir durch deine Zofe oder sonst jemanden, den mir ein günstiger Zufall in den Weg sandte, zukommen lassen wollte. Was dich in so furchtbare Gemütsaffektion versetzt und in die Nacht hinausgetrieben hat, weiß ich nicht, will es auch lieber nicht wissen — gottlob, daß ich in der Nähe war und dir folgen und im Augenblick der Verzweiflung zu Hilfe kommen konnte. Sag' mir jetzt nur eines, Leonore: gehört mir dein Herz noch ganz und ungeteilt, oder hat der verführerische schöne Vicomte —". „Sprich nicht weiter," fiel ihm Leonore heftig ins Wort, „nenne ihn nicht mehr, diesen Elenden, dieser Name wirkt wie vulkanischer, zündender Stoff, er wirbelt wieder alle kaum besänftigten Wogen meines Innern zu neuem, wildem Aufruhr auf — nein, Oskar, mein Herz hatte nicht den leisesten Anteil an dem Entschluß, des Vicomte voraussichtlichen Antrag anzunehmen. Dein teures Bild füllte es allezeit vollständig aus, ich bin dir mit keiner Regung, mit keinem Gedanken jemals untreu gewesen. Aber," fügte sie seufzend hinzu, „ich war des Umherwanderns müde, ich sehnte mich nach Rast und Ruhe am eigenen Herde, gleichviel ob Glück oder Leid mit derselben mir zufiel. O Oskar, ich weiß jetzt ein eigenes Heim, sei's noch so bescheiden, als das höchste Gut des Weibes zu schätzen. Alles andere ist eitel, schal und nichtig dagegen, aber — ich bin nicht würdig, jetzt noch dein Weib zu werden, ich bringe dir keinen reinen, makellosen Namen mehr, ich kann und darf jetzt nicht annehmen, was ich ehedem von mir warf —" sie löste sich angstvoll aus seinen Armen.

„Nur keinen falschen Stolz mehr, Leonore, in keinen neuen Irrtum verfallen," unterbrach sie ihr Verlobter, sie festhaltend, milde, aber bestimmt. „Du bist jetzt mein, ich habe dich mir errungen, ich lasse dich nicht mehr und wenn auch die ganze Welt gegen dich aufträte und dich anklagte. Aber das ist nicht zu befürchten, sei unbesorgt, der Aufenthalt bei der Marquise wird keinen bösen Schein auf dich werfen, oder er müßte auch auf alle die Damen der guten Gesellschaft fallen, die ihre Salons frequentiert haben."

„Nun, so nimm mich hin, wenn du mich nicht mehr lassen willst," rief Leonore in einem Tone, der wie ein Jauchzen klang, sich fest an ihren Verlobten schmiegend und voll tiefster Zärtlichkeit zu ihm aufschauend. „Du erhältst mich zum wenigsten geläutert aus dem Feuer der Erfahrung," fügte sie weich hinzu, „und ich werde dir jetzt mehr sein können, als bevor mich das Leben in seine Schule genommen hatte. Ach, wie richtig sagt der Dichter: „Nur das Leben lehret einen jeden, was er sei!" Aber wohin soll ich jetzt, Oskar?" fragte sie plötzlich ängstlich. „Wo finde ich ein Asyl heute nacht? In jenes Haus kehre ich um keinen Preis zurück." Sie erschauderte.

„Bei deiner besten Freundin, Alix," erwiderte Wellheim. „Sie ist seit vorgestern hier und erwartet dich seit Abgang meines Briefes stündlich, und freut sich von Herzen, Gelegenheit zu finden, den ihr erzeigten Dienst wett zu machen. Komm', laß uns gleich jetzt zu ihr gehen, es ist halb elf Uhr und die höchste Zeit."

Leonore fügte sich willenlos wie ein Kind diesem Beschluß, und Arm in Arm schlugen hierauf die beiden Verlobten den Weg nach dem Hause ein, in welchem Leonore eine Zufluchtsstätte finden sollte.

Wie ihr Verlobter ihr versichert hatte, so war es: sie wurde wie eine Schwester von Alix und von ihrem Gatten mit der ganzen Herzlichkeit eines uns zu Dank verpflichteten Menschen empfangen. Das junge Paar saß in einer Laube, wo die beiden Verlobten gleichfalls Platz nahmen. Nach einer Weile gegenseitiger Fragen und Versicherungen der Freude des Wiedersehens kam die Rede auf Leonorens gegenwärtige Lage. Professor Pirrer äußerte die Ansicht, der alle beistimmten, daß, um Aufsehen und Skandal zu verhüten über Leonorens plötzliches Verschwinden, es klug und geraten sei, daß diese in seiner und Wellheims Begleitung wieder in das Haus der Marquise zurückkehre, sich unbemerkt in ihr Zimmer begebe und unter dem Vorwand des Unwohlseins dort verbleibe bis zum anderen Tag, wo Pirrer und ihr Verlobter sie bei der Marquise abholen, dieser zugleich ihre Verlobung und ihren Austritt aus ihrer Stellung bei ihr anzeigen wollten. Ohne Zögern willigte Leonore in diesen Vorschlag und folgte den beiden Herren, nachdem sie sich von Alix, in der Hoffnung auf baldiges Wiedersehen, verabschiedet hatte. Es gelang alles nach Wunsch. Unbemerkt von eines Menschen Auge, auf demselben Wege, auf dem sie entflohen war, kehrte Leonore in ihr Zimmer zurück, warf rasch ihren Morgenrock über und zog dann die Klingel.

Die Zofe, welche sofort eintrat, bezeigte die höchste Verwunderung beim Anblick Leonorens, die, wie sie sagte, sehr vermißt und überall von den Herren, auch von ihr auf ihrem Zimmer gesucht worden sei; die Frau Marquise habe alsdann die Gäste damit beruhigt, daß sie gesagt, Fräulein Leonore sei plötzlich unwohl geworden und habe sich auf ihr Zimmer zurückgezogen. Leonore dankte im stillen der weltklugen Frau für diese vernünftige Idee und bat die Zofe freundlich, der Marquise beim Schlafengehen zu sagen, daß sie sich unwohl fühlend auf ihre Veranda geflüchtet und dort eingeschlummert sei, was dem Mädchen ganz glaubwürdig zu sein schien, denn es schalt sich ein einfältiges Ding, nicht so viel Grütze gehabt zu haben, ihre Nachforschungen nach ihrem Fräulein bis zu deren Lieblingsplätzchen auszudehnen.

Am folgenden Tage verließ Leonore am Arm ihres Verlobten mit stolz erhobenem Haupte und strahlender Miene das Haus der Marquise, die wohl den Zusammenhang der Sache und den Grund des plötzlichen Austrittes Leonorens ahnen mochte, deren Klugheit sie aber auch bei dieser Gelegenheit nicht im Stiche ließ. Ohne ihre Miene zu verändern, entließ sie Leonore mit unverminderter Freundlichkeit und einem Schwall warmer Versicherungen ihres Anteiles an ihrem bräutlichen Glück, sowie des Bedauerns über ihren Verlust. Auf der Promenade, die Wellheim absichtlich mit Leonore passierte, begegneten sie dem Vicomte und dem Grafen. Wellheim begrüßte die Herren in unbefangenster Weise und stellte ihnen Leonore als seine

Verlobte vor. Der Vicomte stand sprachlos — er verlor vollständig seine sichere Haltung und der Graf war völlig perplex.

„Du hast mir unbewußt eine glänzende Revanche verschafft, Oskar," flüsterte Leonore ihrem Verlobten ins Ohr, nachdem sie sich wieder von den beiden Herren verabschiedet hatten. „Ich danke dir, ich bin dir aufs neue tief verpflichtet."

Nach etlichen Tagen durchlief das Gerücht von dem plötzlichen Verschwinden der Marquise die kleine Stadt wie ein Lauffeuer und erregte ein gewaltiges Aufsehen, bildete den Stoff des Tagesgespräches und erhielt neue Nahrung durch die Enthüllung der wahren Herkunft dieser Abenteurerin. Die Damen der feinen Gesellschaft schämten sich und gelobten sich im Innern, von nun an vorsichtig zu sein und mit keiner Dame mehr Bekanntschaft anzuknüpfen, über deren tadellosen Stammbaum sie nicht zuvor sichere Beweise hätten. Viele Lieferanten und Kaufleute aber machten mit langem Gesichte einen Strich durch unzählige Posten in ihren Büchern. Leonorens Dankgefühl gegen ihren Verlobten wuchs in dem Maße, als sie die Größe ihrer Verpflichtung gegen ihn erkannte. Was wäre aus ihr geworden, fragte sie sich stündlich, wenn Oskar ihr nicht die rettende Hand gereicht hätte. Sie schauderte vor der Antwort, die ihr Inneres ihr jedesmal gab, und überließ sich mit desto größerer Wonne den süßen Freuden der Gegenwart und des Umganges mit den edlen sittlichen Menschen, bei denen sie eine Heimat gefunden.

Dabei lernte sie so recht den Unterschied zwischen Flitter und Gold, zwischen buntem Glas und Edelsteinen kennen, zwischen bescheidenem, wahrem Glück und schalen, hohlen Weltfreuden, erschaute in der sanften Alix das Vorbild einer echten, liebenden, pflichttreuen deutschen Hausfrau, die alle die eleganten Salon- und Weltdamen in den Schatten stellte, und deren strahlendes, heiteres Auge für den Frieden der Seele und die Befriedigung des Herzens zeugten und bürgten. Süßer Friede zog allmählich auch in Leonorens Herz ein, das Chaos ihrer so reich angelegten Natur klärte sich, das ewige Schwanken und ruhelose Sehnen nach unerreichbaren Phantasiegebilden hörte auf, die lodernden Flammen der Leidenschaft erloschen und ließen nur eine erwärmende Glut zurück, wie Ruhe des Abends nach bewegtem Tage legte es sich über ihr Inneres.

„Ich erkenne jetzt, daß die Seele, welche Gott zum Führer erwählt, niemals Schiffbruch erleiden kann,“ sagte Leonore, als sie eines Abends mit ihrem Verlobten in traulichem Geplauder auf ihrem Lieblingsplätzchen im Schloßgarten saß. „Ich will darnach trachten, mein Sein in Gott zu schlichten und Walli dabei zum leuchtenden Vorbild nehmen. Einstweilen aber soll mein Bestreben darauf gerichtet sein, dir das liebevollste, ergebenste Weib zu sein, das die Erde trägt,“ fügte sie mit unsäglicher Innigkeit und tiefem Ernst hinzu. „Und mit diesem Vorsatz, Geliebte,“ erwiderte ihr Verlobter, sie zärtlich an sich ziehend, „machst du mich zum glücklichsten Mann, den die Erde trägt.“

* * *

Wieder war der Sommer ins Land gezogen. In Günters Garten finden wir an einem herrlichen Julimorgen, zu früher Stunde, unter einem breitästigen Tannenbaum: Juliane und Ellen, beide von Körben mit Blumen, Immergrün und Epheu umgeben und emsig beschäftigt, einen Kranz zu winden, zu welchem Ellen Julianen, welche den Draht formte, die Blumen darreichte. Erstere bot in ihrem weißen gestickten Kleidchen, den langen Locken, den rosigen, vollen Wangen ein liebliches Bild des Frohsinnes und der Gesundheit; Julianens Miene drückte mütterliches Wohlgefallen aus, so oft die kleine Gestalt an ihr vorüber tänzelte und hüpfte, um Blumen einem hinter ihr stehenden Korbe zu entnehmen, erhaschte dieselbe auch einmal am Ärmchen und bestrafte sie für das Schelmenstückchen, ihr unbemerkt mit der Gewandtheit eines Taschenkünstlers eine rote Rose in die Haare praktiziert zu haben, mit herzlichem Kusse. „Keine Allotria treiben, darling, sondern fleißig geschafft," sagte sie dabei in einem Tone, dem sie vergeblich Strenge zu verleihen suchte, „sonst finden unsere Gäste die Mauern kahl und das Haus nicht festlich herausgeputzt. Reiche mir jene rote Rose, die paßt hübsch neben diese weiße, nur flugs, kleiner Schelm," fügte sie hinzu, als Ellens schelmische Miene verriet, daß sie schon wieder ein Kunststückchen im Kopfe hatte, „du weißt, es giebt sonst Schelte vom Papa."

Ein helles Lachen ertönte aus Ellens Munde. „O Schelte," rief sie, die Locken schüttelnd, aus, „Papa schilt ja nie mehr; was du thust, Mamachen, ist ihm ja alles

lieb und recht, er zankt höchstens darüber, daß du dich so frühzeitig erhoben hast und deine lieben, weißen Finger an den Dornen blutig ritzest, statt den faulen Dienern zu befehlen, daß sie Kränze winden. O sieh, da kommt Papa, jetzt wirst du sehen, daß ich recht habe," fügte sie hinzu, mit lustigen Sätzen und weit ausgebreiteten Armen Günter entgegeneilend, der am Ende eines Gartenpfades sichtbar wurde. Dieser faßte sie um den zarten Leib, schwang sie wie einen Ball in die Höhe und trat dann mit seinem Kinde auf dem Arm zu Juliane, die mit stillem Entzücken dem lieblichen Auftritt zugeschaut hatte und Günter nun mit lächelnder Miene und einem lebhaften Nicken des Hauptes von ferne schon bewillkommnete.

„Sieh da die ewig fleißige, nimmer ruhende Hausfrau," sagte Günter hinzutretend und Julianens ausgestreckte Hand kräftig schüttelnd, wobei er zugleich zärtlich einen Kuß auf ihre heiße Stirn drückte, „ich bin überzeugt —"

„Papa, sie arbeitet schon seit fünf Uhr," fiel ihm Ellen ins Wort, „und hat ganz blutige Hände, sieh nur."

„Ellen will mich bei dir verklagen, Walter," sagte Juliane lächelnd, „aber es ist nicht so arg, wie sie angiebt, meine Hände sind noch nicht verwöhnt und können noch was mehr aushalten als Kränze flechten! Wie gefällt dir jener Namenszug und diese Guirlande?" fragte sie ihren Gatten, auf ihre Schöpfungen deutend, die an verschiedenen Baumästen aufgehängt, vom leichten Wind hin und her balanciert wurden.

„Sie sind geschmackvoll und schön, wie alles, was aus deiner geschickten Hand hervorgeht,“ erwiderte Günter herzlich, mit galanter Verbeugung, „das Schönste ist aber entschieden die herrliche Centifolie in deinem Haare, die du mit wahrem Kunstsinn angebracht hast,“ fügte er mit einem bewundernden Blick auf seiner Gattin Haupt hinzu.

„Ich, ich, Papa,“ rief Ellen frohlockend, „ich habe die Rose der Mama ins Haar gesteckt.“

„Und dabei ein sehr bedenkliches Talent zur Taschenspielerkunst an den Tag gelegt,“ unterbrach Juliane lächelnd das Kind, und erteilte demselben hierauf die Weisung, den Kaffee zu bestellen und mahnte, sich zu beeilen, damit der Papa nicht lange zu warten habe. Ellen flog hierauf wie ein Reh den Pfad hinunter; Günter aber nahm neben Juliane Platz und sagte, einen Korb mit Blumen näher schiebend:

„Jetzt will ich dir helfen, Teure, obgleich meine derben Hände im Blumenflechten nicht geübt sind, dir aber zuvor zwei soeben angelangte Telegramme mitteilen. In dem einen wird die Ankunft Leonorens mit ihrem Gatten schon auf diesen Nachmittag und in dem anderen die Gertruds mit Richard auf eine Stunde später annonciert. Wir müssen uns somit tüchtig beeilen, wenn deine Dekorationsentwürfe alle zur Ausführung kommen sollen.“

Eine helle Röte hatte sich über Julianens Gesicht gebreitet; sie rief im Tone froher Überraschung aus: „O, wie freue ich mich, daß die beiden lieben Paare früher kommen; nun mußt du aber den Gärtnergehilfen zur Ar=

heit kommandieren, wenn ihn der alte Gärtner beim Dekorieren entbehren kann. Vor allem aber, bester Mann, wollen wir uns durch ein gutes Frühstück Kraft zur Arbeit sammeln. Sieh, soeben wird es serviert.“ Damit erhob sie sich rasch, ihren Arm auf Günters ihr galant dargereichten Arm legend.

Während des behaglichen Schlürfens des duftenden Mocca wurde das nahe Wiedersehen der beiden jungen Ehepaare besprochen, dann sagte Günter ernst, Ellen seine geleerte Tasse reichend: „Es ist mir recht lieb, Juliane, daß die jungen Leute heute schon kommen, ich fühlte mich nicht recht ruhig in meinem Innern über die auf morgen festgesetzte Ankunft. Ich schwieg jedoch, weil die Umstände ein früheres Eintreffen infolge von Leonorens Unwohlsein nicht zu gestatten schienen. Nun können wir uns aber heute der Wiedersehensfreude ohne Gewissensvorwürfe hingeben, und morgen, wie es uns Bedürfnis und heilige Pflicht ist, ganz Wallis teurem Andenken leben. Die Geschwister, deren Hauptzweck es ja ist, den Jahrestag von Wallis Tode an ihrem Grabe mit uns zu begehen, werden wahrscheinlich auch aus zarter Rücksicht für diesen ihre Reise beschleunigt haben.“

„Das vermute ich auch und es ist so weit besser, es ging mir auch wie dir, Walter — mein Herz war im Widerstreite mit den Empfindungen der Freude über das Wiedersehen meiner Pflegetöchter und der Trauer um die geliebte Verlorene,“ sagte Juliane ernst. „Ich wollte den Ersteren gerne einen schönen Empfang bereiten und doch

ging es mir gegen das Gefühl, an Wallis Todestag das Haus mit Blumen zu bekränzen. Die frühere Ankunft ist nun eine recht glückliche Lösung des Konfliktes."

„Weißt du, Mama, was ich mir ausgedacht habe?" fragte Ellen, ein Bisquit in den Mund schiebend. „Mit Johann trag' ich übermorgen all die Kränze auf Tante Wallis Grab, damit sie doch im Himmel sieht, daß ich sie noch lieb habe. Weißt du, Papa, seit sie fortgegangen und nicht meine Mama geworden ist, hab' ich sie noch viel, viel lieber."

Günter lächelte wehmütig. „Seit sie fortgegangen ist," murmelte er und wischte sich über die Augen – laut sagte er, Ellens Wange liebreich streichelnd, „ja, das thue, ich gehe mit dir, wir tragen aber noch andere Kränze auf Wallis Grab, die köstlichsten, die eines Gärtners Hand winden kann — ich habe solche bestellt, mit der lieben Entschlafenen Lieblingsblumen."

Nachdem der Kaffeetisch abgeräumt war, nahm Juliane den angefangenen Kranz wieder zur Hand und ihr Gatte erbot sich ihr, die Blumen zu schneiden und zu sortieren.

„Wer mir vor einem Jahre prophezeit hätte," hub Juliane ernst sinnend an, eine Rose aus Günters Hand entgegennehmend, mit einem Blick, in dem sich tiefes Dankgefühl und reinstes Glück spiegelte, „daß ich als deine Gattin Kränze zum Empfange meiner lieben Pflegetöchter binden würde! Wie sind wir Menschen doch so kurzsichtig in betreff der Führungen Gottes, wie anders gestaltet sich alles, als wir planen, hoffen, befürchten. Obschon mein

Inneres noch wund ist vom Schmerz über Wallis Verlust, ist's zugleich erfüllt von Lob und Dank — sowohl über mein schönes Los, wie über das der beiden Kinder. Sie sind nicht mehr heimatlos — müssen nicht mehr von Haus zu Haus wandern — eine jede hat, wie die Taube, ihr Nest, ein Heim gefunden, sie sind geborgen an der Seite braver, edler Männer, welche ja in ihren Briefen voll des Lobes und des Rühmens ihrer Frauen mit Schiller sprechen:

„Ehret die Frauen, sie flechten und weben
Himmlische Rosen ins irdische Leben."

Wie sehne ich mich, die beiden Kinder in meine Arme zu schließen," setzte sie innig hinzu, „wie freue ich mich auf das Zusammenleben mit ihnen, wenn die beiden Paare sich erst einmal häuslich in ihren Wohnungen niedergelassen haben, wenn Richard drüben in der Fabrik als dein Compagnon mit dir thätig ist — und du —"

„Und ich nicht länger dem Müßiggang fröhne? hm? Geliebte," fiel Günter ihr ins Wort, „und das verderbliche dolce far niente ein Ende findet und in geregelte Thätigkeit übergeht? Nicht wahr, das wolltest du doch sagen, Beste, das ist dir aus der Seele gesprochen?" lächelte er mit bedeutsamem Blick. Ein leises zustimmendes Neigen des Hauptes und ein schelmisches Lächeln war die Antwort Julianens, und indem Günter ihr beim Darreichen einer Camelie rasch einen Kuß raubte, sagte er:

„Du hast eigentlich das Zeug zu einem Minister, ja, ein Staatsmann ist an dir verloren gegangen, Juliane,

denn du besitzest neben deinem praktischen häuslichen Sinn einen Scharfblick, ein so klares Urteil und eine solche Umsicht und Energie, daß mancher Fürst sich gratulieren könnte, dich als Rat zur Seite zu haben. Und dabei," fuhr er in weichem Tone fort, völlig versunken in das Anschauen Julianens und die Blumen zerstreut zerrupfend, die er in der Hand hielt, „bist du ein Seelenarzt, wie's keinen zweiten giebt. Du hast meinem so gefährlichen Brüten, meiner geistigen Erschlaffung, meinem mich völlig niederbeugenden Kummer um Walli durch das Anspornen zur geistigen Thätigkeit, durch die Begeisterung für die große Idee eines von dir ersonnenen Planes ein Ende gemacht, hast mich geheilt, hast mich dem Leben wiedergegeben. Ich bin wieder ich selbst," nickte er, während ein tiefer Atemzug seine Brust hob, „und das danke ich dir, dir ganz allein, Teure. Apropos, der Bau der Arbeiterwohnungen, dessen Plan uns so manche Stunde des Erwägens und saurer Arbeit gekostet, soll, wie mir gestern Abend der Baumeister sagte, schon im Laufe der nächsten Woche unter Dach kommen. Er sei als ein höchst gelungenes Werk zu betrachten, das allgemeine Anerkennung finde. Wir wollen die Gelegenheit ergreifen, den Arbeitern ein schönes Fest zu veranstalten. Du sollst an diesem Tage zur Protektorin der Arbeiterfamilien und Oberaufseherin der Wohnungen in optima forma ernannt werden, ein reiches Feld für deinen Samaritersinn, ein wichtiges Amt für deine —"

„Du machst mich stolz," fiel ihm Juliane errötend

ins Wort. „Ich will mich bestreben, deines Vertrauens mich würdig zu erzeigen; das Wohl unserer Arbeiter soll mir eine warme Sorge sein.“

„Wie das all deiner Nebenmenschen, insbesondere das meinige und das unseres Kindes,“ sagte Günter unsäglich innig. „O Juliane,“ fügte er hinzu, während sein Auge mit dem Ausdruck tiefer Liebe und Rührung auf dem edlen Antlitz seiner Gattin ruhte, „du bist mir in dem kurzen Zeitraum von drei Monaten, wo ich dich mein Weib nennen darf, bereits zum unendlichen Segen geworden. Ich habe Walli geliebt, wie nur ein Mannesherz zu lieben fähig ist, aber ich glaube, das teure Kind hat recht gehabt — du bist eine passendere Gefährtin für den gereiften Mann —“

„Sage das nicht, Walter,“ fiel ihm Juliane sanft, mit feuchten Augen ins Wort, „denn wer könnte es behaupten? Wir sind beide unbeschreiblich glücklich, das ist eine beseligende Thatsache,“ fügte sie hinzu, das Auge mit einem Ausdruck, der für diese Worte zeugte, zu Günter aufschlagend, „aber gewiß würdest du auch an Wallis Seite ein wahres, ungetrübtes Glück gefunden haben, wenn auch in anderer Art. Daß dies nicht geschehen ist, daß mein Glück hienieden aus dem Tod des geliebten Kindes erblühen mußte, ist auch wieder eine jener dunkeln Fügungen des großen Lenkers der menschlichen Schicksale, welche wir Sterbliche nicht zu begreifen vermögen.“ Das klare Auge zum wolkenlosen Äther wendend, kam es leise wie Gebet über ihre Lippen:

„Es wohnt ein Gott hoch über unserm Kreise,
Sein ist das Reich, die Herrlichkeit, die Macht!
Er ist allein der Ordnende, der Weise,
Er wohnt im Licht, er schafft den Tag, die Nacht.
Mag wunderbar das dunkle Schicksal walten —
Er wird es hell und freundlich doch gestalten,
Denn er ist Gott — und er hält treue Wacht."



Mathilde

oder

Geprüft und bewährt.

Für erwachsene Töchter

von

Bertha Mathé.

4. Aufl. 8°. (XI 254 Seiten). Elegant gebunden M. 3. —.

Das Buch schließt — mit einer Doppelhochzeit. Wir nehmen trotzdem keinen Augenblick Anstand, es für ein vorzügliches zu erklären. Das ist nicht bestellte Arbeit, das ist das Werk einer Dichterin. Sie führt uns durch die verschiedensten Lebenslagen, in die verschiedensten Lebenskreise, aber was sie erzählt und wie sie erzählt, das spricht uns immer in gleicher Weise an, weil es wahr ist. Die Sprache ist die des Herzens, nicht der Schablone. Die Erzählung steigert sich kunstvoll, aber einfach, die Charaktere entwickeln sich einheitlich. Es ist keine Liebesgeschichte gewöhnlichen Schlages, aber eine Geschichte reich an Leben, an Handlung, ungemein fesselnd, und doch keineswegs aufregend. Die durch Lesen gepflegte Uebung in der Aufregung zerstört nach und nach jede vernünftige Einsicht, wie die durchs Lesen gepflegte Uebung in der Teilnahme die vernünftige Einsicht erhellt, die richtige Wertschätzung der Menschen und der Dinge sichert, die Kraft des guten Willens stählt. Solch ein gutes Buch, das solche lebendige Teilnahme erweckt, ist Mathilde. Das Christentum, in vielen Mädchenerzählungen entweder gar nicht mehr vorhanden oder nur als Kunstmittel, vielleicht gar verzerrt, tritt hier auf als das, was es ist, als Lebensmacht. Das ist wahre Dichtung. Jene Erzählungen, aus Unwahrheit geboren, müssen in den Leserinnen Unwahrheit erzeugen, d. h. eine der Wirklichkeit nicht entsprechende Ansicht vom Leben. Bezeichnend für die Haltung des ganzen Buches ist wohl folgendes. Da, wo die Wogen der Liebe Mathildens gestrandetes Lebensschiff mit Macht heben wollen, steht als Ueberschrift eines der letzten Abschnitte: „Ueber alles die Pflicht." Sie macht sie stark, Nein zu sagen. Diese Pflicht aber heißt: Kindesgehorsam. — Einige kleine Unrichtigkeiten, wie z. B.: Wes Herz voll ist, dem geht der Mund über, statt: Wes das Herz voll ist, des . . ., können dem günstigen Urteil keinen Abbruch thun. F. D.

Die Christliche Welt.





